MARIANNE.

EIN WEIB AUS DEM VOLKE.

Gemälde aus dem Volksleben in fünf Acten

von

DENNERY und MALLIAN;

deutsch

von

C. Dräxler-Manfred.

M. 1813 1131

Darmstadt.

Druck und Verlag von H. Jacoby.

1846.

Bei Chrn. Kern in Darmstadt.

☞ **Den Bühnen gegenüber — Manuscript!**

Kgl. Univ-Bibl.
Berlin

PERSONEN.

Bertrand, Zimmergeselle.
Remy, desgleichen.
Theobald von Bussiéres.
Appiani.
Ein Doctor.
Wilhelm, Bediente bei Sophie.
Berlinguet, *Grosmenu* } Bauern.
Ein Krankenwärter.
Ein Bediente.
Sophie von Bussières.
Marianne, Bertrand's Weib.
Catharine, ihre Grossmutter.
Margarethe, ihre Freundin.
Charlotte, Sophiens Kammermädchen.
Dienerschaft, Gäste.

Ort der Handlung: Um und in Paris. Zwischen dem ersten und dem zweiten Act liegt der Zeitraum eines Jahres.

Bemerkungen.

— Der erste durch einen Jahresraum von dem folgenden geschiedene Act kann auf dem Zettel auch als Vorspiel unter beliebig gewähltem Titel («der Hochzeitstag.» «zwei Bräute.» «die Doppelhochzeit,») aufgeführt werden.

— Bühnen, die nicht tief bauen können, oder aus scenischen Gründen das Kinderhospiz auf die Seite verlegen müssen, thun wohl daran, den zweiten Act in zwei Abtheilungen zu zerlegen und vor der Verwandlung den Vorhang fallen zu lassen.

— Das Alter Bertrand's und Mariannen's, welches in A. I, Sc. 7,. 8 nach seinem Minimum oder Maximum ausgesprochen wird, richtet sich nach der Individualität der Darsteller.

— Theater, welche bei dem Erscheinen der Wiege Act III, Sc. 8 ein störendes Lachen befürchten, können diesem leicht vorbeugen, indem sie auf der Scene einen mit Vorhängen versehenen Alcoven machen, worin die Wiege bereits steht und also nicht übers Theater getragen wird. In der 8. Scene tritt dann Appiani, nach Sophien, allein auf, richtet zur Thüre an die Dienerschaft die Frage: «ob Alles im Alcoven besorgt sei?», tritt an diesen, zieht den Vorhang zurück, und dann sagt Sophie: «immer mit uns beschäftigt» u. s. w.

— Der Schluss des Schauspiels d. h. die nach Bertrands Worten «Bis der Himmel einen Ersatz bescheert» folgende Gruppe, kann auch durch die nachstehende Schlussrede Mariannens zweckmässig ersetzt werden:

> *Marianne. (zu Sophien.)* Hoffen Sie von der Zeit und von der wahren Liebe den besten Trost, und bauen Sie auf Ihn, der Arme und Reiche in seinen Vaterschutz nimmt und der sich eben jetzt an einem armen Weibe aus dem Volk so gnädig und herrlich erwiesen hat.

Sophie reicht ihr Rechte Mariannen, ihre Linke mit zärtlichem Ausdruck Theobald und der Vorhang fällt, während die Personen folgendermassen — von links nach rechts vom Zuscher aus — gruppirt sind: Remy (der nach seiner letzten Rede Zeit genug hat von der andern auf diese Seite zu gelangen), Marianne (knieend), Sophie (sitzend), Theobald, Bertrand.

ERSTER ACT.

Das Theater stellt vor: links vom Zuscher eine Restauration mit Balcon; im Hintergrund ein Stück Mauer, dann ein grosses eisernes Gitter mit Thor, hinter welchem sich ein Park ausbreitet; rechts Bäume.

I. Margarethe, Catharine, Berlinguet, Grosmenu, Landleute.

Beim Aufgehen des Vorhanges sitzen Margarethe und Catharine links im Vordergrunde; Berlinguet, Grosmenu und einige andere Gäste stehen um sie herum; vor der Restauration ein Gartentisch, worauf Erfrischungen.

Berlinguet. Nu, seht Mutter Catharin, da feiern wir heut die Hochzeit Eurer Enkelin Marianne, und Ihr meintet immer, Ihr würdet das nicht erleben.

– *Catharine.* 's war auch Zeit; ich bin 80 Jahre alt und kann nicht mehr lange warten; und das wäre recht traurig gewesen, abfahren zu müssen, ohne das Glück meiner armen Marianne gesehen zu haben. Sie ist so gut!

Berlinguet. Sie wohl.

Catharine. Und wie sie an meine alten Tage denkt! nur um meinetwillen wollte sie, dass ihre Hochzeit hier gefeiert werde. Grossmutter ist zu alt, um nach Paris hineinzukommen, sagte sie: hat uns der Pfarrer eingesegnet, so gehen wir nach Saint Gervais hinaus tanzen —

Berlinguet. Ja, das ist eine Person, die ich meinen Töchtern — das heisst meinen zukünftigen — zum Muster vorstellen will.

Margarethe. O ja, sie ist eine tüchtige Arbeiterin

Catharine. Und fleissig und sparsam und hat was zurückgelegt.

Berlinguet. Ganz anders als der, den sie heirathet.

Catharine. Pah, meine Enkelin ist zu vernünftig, um schlecht gewählt zu haben. Grossmutter, sagte sie oft zu mir, ich eile nicht mit dem Heirathen: aber der den ich einmal zum Mann nehme, soll ein guter und redlicher Mensch sein.

Margarethe. Ich wünsche wohl, dass Bertrand beides sei — aber sein Kopf ist zu schwach —,

Catharine. Der ihrige wird stark genug für Zwei sein.

Berlinguet. Mutter Catharin, soll ich aufrichtig reden? Nu seht, — sie hätte besser gethan mich zu nehmen.

II. Bertrand, Remy und Andere.

Bertrand, Remy und Andere (hinter der Scene rechts.) Da ist ja unsere Gesellschaft.

Berlinguet, (*ihnen entgegen.*) Wer kommt denn da? Ah, der Bräutigam.

Alle auf der Scene. Der Bräutigam! Der Bräutigam!

Bertrand und Remy (erscheinen mit Esswaaren beladen hinter ihnen die andern Gäste.)

Bertrand. Ja, der Bräutigam ist es, der glückliche Ehemann, der König des Festes, Bertrand der Erste.

Remy. Und sein erster Ehrenzeuge, Remy der Zweite. Guten Tag, guten Tag, ihr Freunde!

Bertrand (zu Catharinen.) Herzlichen Gruss ehrwürdige Mutter!

Catharine. Nun, und die Hochzeit?

Remy. Die Hochzeit? Alle kommen nach; sie sind eingepfercht, eingepackt und eingesperrt in die Wagen.

Bertrand. Remy und ich wollten lieber zu Fusse gehen wegen der freien Luft.

Remy. Und weil sich Bertrand vor den Gesellschaftswagen fürchtet. *(Alle lachen.)*

Bertrand. Ich, warum nicht gar? Nein, wir liessen sie voraus fahren —

Remy. Und kommen doch früher an als sie. Ja, unsere Gesellschaftswagen stammen aus alter Zeit und wollen nichts vom Fortschritt wissen; drum befürchten sie auch nichts von der Eisenbahn, weil sie sich in keinen Wettkampf mit ihr einlassen.

Catharine. Aber gebt doch einmal aus den Händen, was ihr da tragt.

Bertrand. Ei gewiss; hinein damit zum Wirth, der den Wein zu besorgen hat. Komm mal her, Berlinguet.

Berlinguet. Da bin ich, Vetter.

Bertrand (ihm Alles übergebend.) Da nimm, Gansbraten, Ganspfeffer, Gansleber; ich liebe die Gänse sehr. *(ihm die Wange streichend)* So — geh nun!

Berlinguet. Gut, Vetter!

Remy (zu Berlinguet, ihm ebenfalls Alles übergebend.) Nimm auch dieses, Vetter meines Freundes! *(zu Bertrand)* Du hast Vettern und verheirathest dich: da heisst's Augen und Ohren offen halten. — Hier junger Freund, Schinken, Pöckelzunge, Häringsallat und Bratwürste.

Berlinguet. Auch Bratwürste?

Remy. Auch Bratwürste. Gelt, das hat deinen Beifall; das ist kein Gänsebraten, das macht Lust zum Trinken. Mach fort! Wie er vergnügt d'rein sieht, der Bursche!

Berlinguet. Das ist ein prächtiger Mensch!

(ab.)

Remy. Jetzt müssen wir das Fest ordnen.

Bertrand. Dass der Tanz gleich losgehen kann, wann die Hochzeitsleute ankommen.

Margarethe. Wir wollen indessen das Essen besorgen.

Catharine. Lasst uns hinein gehen. Auf Wiedersehen, Herr Schwiegersohn.

Bertrand. Auf Wiedersehen Frau Grossmutter.

Catharine (vertraulich zu Bertrand.) Nicht wahr, mein Kind hat gut gewählt und sie wird glücklich sein.

Bertrand. Seid ganz ruhig — ich bürge dafür.

Remy (für sich) Ein sauberes Glück, das ihr bevorsteht! *(laut)* O gewiss, so glücklich wie ein Sonntagskind.

Alle ab in die Restauration, ausser:

III. Bertrand, Remy.

Remy. Jetzt bist du also incorporirt und stehst unter dem Commando eines Weibes!

Bertrand. Nun ja, und du beginnst wieder mit deinen schlechten Spässen.

Remy. Behüte! Ich einen Freund und treuen Kumpan verletzen? Niemals. Ich liebe die Frauen, aber ich habe einen Widerwillen gegen die Eheweiber. Was heisst Heirathen anders, als aller Freiheit, allem Vergnügen und allen Erdenfreuden Lebewohl sagen. Du thust diese Thorheit gegen meinen Willen; gut, ich kann einer Hochzeit mit kaltem Blut zusehen. Was aber mich betrifft, und wäre ich damals dabei gewesen, so hätte sich nicht einmal mein Vater verheirathen dürfen.

Bertrand. Und das wäre Schade, denn dann gäb es einen durchtriebenen Kerl weniger. Sieh, aber bei mir ist's ein anderes; ich liebe Marianne —

Remy. Warum nicht gar!

Bertrand. Ja, ja, ich liebe sie — und recht ordent-

lich. Dann ist das eine gute Partie, sie ist arrangirt, hat Ersparnisse, Fleiss und alle Tugenden — —

Remy. Die du nicht hast.

Bertrand. So ist's.

Remy. Ich weiss wohl, dass deine Braut 1500 Fr. besitzt; das mildert; aber gleichviel — es war doch ein unverzeihlicher Gedanke, der dir nur im nüchternen Zustande kommen konnte.

Bertrand. Wie so?

Remy. Weil du nüchtern bodenlos dumm bist. Beim Wein, da ist's ein anderes mit dir; der gibt dir Schönheit und Geist, da erkenn' ich dich an: da bist du ein Mann. Von jetzt aber ist es um dich geschehen.

Bertrand. Warum? aus welchen Gründen? Man hat ein Weib, gut, aber man hat es daheim, zu Hause, und wenn man sich später, verstehst du, viel später langweilen sollte, ein wenig langweilen —

Berlinguet erscheint auf dem Balcon der Restauration, ein Glas Wein in der Hand, in das er Bisquit taucht.

Remy. Oder sehr viel.

Bertrand. So sucht man seine Freunde auf; versteht sich nur zuweilen.

Remy. Und wenn man sich daheim oft langweilt?

Bertrand. So sucht man seine Freunde oft auf.

Remy. Und wenn man sich zu Hause immer langweilt.

Bertrand. So sucht man sie täglich auf.

Remy. Täglich! das lass ich gelten. Bravo! Wenn du solche Grundsätze hast, dann absolvir' ich dich von der Sünde des Heirathens, *(gibt ihm einen freundschaftlichen Fauststoss)* vorausgesetzt dass du immer an diesem Spruch eines grossen Weisen haltest: Gott hat den Mann geschaffen, dass er sich unterhalte, und das Weib zu seinem Vergnügen; die Ehefrau ist nur auf der Welt, um ihrem Manne zu gehorchen.

Bertrand. Und wer ist dieser grosse Philosoph?

Man hört von Aussen rechts den Lärm vieler Stimmen.

Berlinguet (auf dem Balcon.) Die Hochzeit, die Freunde, die Braut, da kommt die Braut!

Bertrand. Meine Frau! Genug der bösen Reden! Schnell ihr entgegen. *(Thut es. Marianne erscheint und reicht ihm die Hand.)*

IV. Die Vorigen, Marianne, Hochzeitsleute; — Catharine, Margarethe, Berlinguet und Gaeste *aus der Restauration ihnen entgegen.*

Alle. Hoch die Braut! Hoch die Braut!

Marianne. Schön' Dank, meine Freunde! schön Dank! *(Catharine gewahrend)* Da, meine liebe Grossmutter, lass dich küssen, so recht herzlich küssen. Nun bist du gewiss zufrieden, da du deine Marianne glücklich siehst.

Catharine. Zufrieden — ach ja *(weint)* so zufrieden, dass mich die Freude fast erstickt und die Thränen nicht reden lassen.

Marianne. Geh Grossmutter, Thränen! warum nicht gar! Heute sollen keine fliessen.

Catharine. Das kommt, Marianne, weil ich mich eines ähnlichen Tages erinnere: das sind nun einunddreissig Jahre her.

Marianne. Die Hochzeit meiner armen Mutter. Ach, sie war nicht glücklich, die Gute! aber bei mir ist es ein anderes; *(Bertrand bei der Hand nehmend)* sieh dieser ist ein guter Mensch, der mich liebt — nicht wahr? — und der auch dich lieben wird. Gelt Bertrand?

Bertrand. Versteht sich, geschieht ja schon —

Marianne. Also vergiss der Vergangenheit, Grossmutter! *(mit heiterer Miene zu denen, die vom Restaurant gekommen)* Ihr habt unser wohl schon gewartet, lieben Freunde? Guten Tag, Grosmenu, wir werden ja täglich dicker!

Grosmenu. Leider ja.

Berlinguet. Grüss Gott, Muhme.

Marianne. *(zu ihm)* Und wir bleiben immer so hässlich wie zuvor.

Remy. Diener, Madame Bertrand.

Marianne (sehr kalt.) Dienerin, Herr Remy. *(drehet ihm den Rücken, erblickt Margarethe)* Ah sieh da, Margarethe meine Warnerin. «Heirathe nicht Marianne, traue Keinem, sei auf deiner Huth!» Nun was wirst du mir jetzt sagen, da es geschehen ist?

Margarethe. Ich, nichts! Das schickte sich jetzt auch! Ich wünsche dir alles Glück.

Bertrand. Und ich glaube, es wird ihr nicht fehlen.

Marianne. Ich bin dessen sicher. Was soll uns denn abgehen? Mein Mann liebt mich und ich ihn. Ich weiss mir etwas gut auf seinen Besitz. Man wird mich beneiden, aber ich will aufpassen — und die Erste, die mir meinen Frieden stört, der helfe Gott, ich treffe gut. Um meinen Mann bin ich also unbesorgt, den werden sie mir schon lassen. Sie nennen ihn zwar einen Schlemmer, weil er das Vergnügen liebt — nun ich liebe es auch. Aber bis jetzt tanzten wir zweimal in der Woche, nun da wir verheirathet sind, tanzen wir nur einmal in acht Tagen; später kommt vielleicht eine Zeit, wo wir gar nicht tanzen.

Bertrand. Einverstanden.

Remy. Was? warum nicht gar!

Bertrand (*zu Remy.*) Höre, wenn man sich verheirathet, so ist man zu Zweien, aber dann nach einiger Zeit wohl auch zu Dreien — und dann ist's aus mit den Thorheiten und Lustbarkeiten ausserhalb des Hauses!

Remy. Was faselt er da?

Marianne. Und wie du es lieben wirst? gelt, und mit ihm spielen?

Bertrand. Und arbeiten, dass ihm nichts mangelt.

Marianne. Du wirst nicht vom Hause wegbleiben?

Bertrand. Niemals! Niemals!

Remy (leise zu Bertrand.) Wie du dich da unterhalten wirst: du kochst dir ein Süppchen und löffelst es aus.

Bertrand. Du wirst lästig, Remy.

Remy. Schön, auch gut! Mein Wetterhahn dreht sich.

Man hört mehrere Wagen näher rollen; Alle ziehen sich in den Hintergrund.

Bertrand (wieder vorkommend und rechts in die Scene sehend) Sieh da, was für Wagen! Lauter elegante Equipagen. Das sind vornehme Leute.

Marianne. Und was für hübscher Putz. Ei das ist ja noch eine Hochzeit.

Alle. Eine Hochzeit!

Catharine (die vorne links geblieben.) Ja, ja, das ist Fräulein Sophie von Anglemont, die sich heute vermählt.

Marianne (zu ihr kommend) Fräulein Sophie?

Catharine. Sie heirathet den Baron Bussières, einen Millionär.

Bertrand. Sie kommen hieher.

Remy. Vielleicht wollen sie auch in unserer Restauration tanzen.

Catharine (auf das Gitter weisend.) Bewahre! Sie wollen dort hinein, in das Landhaus von des Fräuleins Vater.

Marianne. Also hier wohnte Fräulein Sophie von Anglemont?

Catharine. Ei freilich.

Berlinguet. Aufgepasst! die Braut!

Alle (leise durcheinander.) Die Braut! die Braut!

Sie ziehen sich auf die linke Seite und grüssen die ankommenden Personen der zweiten Hochzeit, die sich gegen das Parkgitter wenden.

Marianne (zu Catharine.) Sieh da, ich täusche mich

nicht; sie wurde in derselben Pfarre wie wir getraut. Sie kam gerade in die Kirche, als wir fortgingen.

V. Die Vorigen, Sophie, Gäste.

Sophie (*stehen bleibend.*) Eine Hochzeit — *(zu ihrem Manne, an dessen Hand sie gegangen)* Einen Augenblick, ich bitte. *(Sie kommt nach vorn zu Marianne.)* Ich erkenne Sie, Madame: es ist das zweitemal, dass wir uns heute begegnen.

Marianne. Ja gnädige Frau.

Sophie. Derselbe Priester hat uns gesegnet.

Marianne. Ich sagte das eben meiner Grossmutter.

Sophie. (*nachdenklich.*) An demselben Tage, fast zur selben Stunde — sonderbar! *(laut)* Nicht wahr, Sie warten auf mich? Ich will Sie wieder sehen? Ich will mit Ihnen sprechen —

Marianne. Mit mir? es wird mir eine Ehre sein.

Sophie. In einem Augenblick bin ich wieder da; — also bis dann! *(Sie kehrt zu ihrem Gemahl zurück, immer nach Mariannen zurückblickend, die sich mit ihren Leuten verneigt, während der zweite Hochzeitszug hinter dem Parkgitter verschwindet.)*

VI. Die Vorigen, ohne Sophie und ihre Gäste.

Bertrand. (*vorkommend.*) Da seh Einer, welch ein eigenes Zusammentreffen!

Marianne. Das ist also Fräulein Sophie von Anglemont, und du sagst, Mutter, sie heirathet.

Catharine. Den Baron Julius Bussières, einen jungen Mann, der mehr als eine Million geerbt hat, wie man erzählt.

Remy. Element, dass man sich um solchen Preis verheirathet, kann ich begreifen; meinethalben zweimal.

Margarethe. Ja, die muss freilich sehr glücklich sein.

Marianne. Ich aber kenne Jemand, der über diese Hochzeit sehr traurig sein und verzweifeln wird.

Bertrand. Wer wäre denn das?

Alle untereinander. Wer denn? Wer denn?

Alle umgeben neugierig horchend Marianne.

Marianne. Ein schöner, junger Mann, gar sanft und liebenswürdig, Herr Theobald von Bussiéres.

Catharine. Der Vetter des Bräutigams?

Remy. Schon wieder ein Vetter!

Marianne. Derselbe. Eines Sonntags, es sind nun schon drei Jahre, war ich des Morgens herausgegangen die Grossmutter zu besuchen. . . . Es war zu so früher Stunde, dass in der Gegend noch Niemand wach war als ich, die Vögel und der eben erwähnte junge Mann. Da er gar nicht stolz war, so pflegte er sonst, wenn er mir begegnete, wohl ein wenig zu schwatzen. Dieses Morgens aber sagte er mir nur die Worte: «Leb wohl, Marianne, leb wohl» und entfernte sich schnell. Aber seine Stimme klang so traurig, sein Gesicht sah so verdriesslich aus, dass ich ihm nacheilte und ihn einholte; «Mein Gott, Herr Theobald, wohin eilen Sie denn mit so finsterem Aussehen?» — «Wohin ich gehe, meine gute Marianne? Ausser Land. Ich verlasse alles, was mir auf Erden lieb ist — vielleicht für lange Zeit, vielleicht für immer.» — «Für immer? o nicht doch! Sie werden wieder zu uns zurückkehren. Ich will zum Himmel für Sie beten.» — «Nicht für mich bete, Marianne; bete für Jemand anders . . . bete . . . für Sie . . .» und ich sah, wie sich seine Blicke nach dem Park richteten, und hörte wie er ganz leise den Namen Sophie seufzte und dabei zwei Thränen über seine Wangen herabrollten. Er dauerte mich so sehr, dass ich selber zu weinen anfing — und als ich den Kopf wieder in die Höhe hob, war der arme junge Herr verschwunden.

Catharine. Seit damals hat man auch von ihm nichts mehr gehört.

Remy (sehr laut.) Ei was — Jeder nach seiner Art. Jetzt genug der Rührung, und vor mit der Musik!

Ein Diener kommt aus dem Parkgitter, ein Brett tragend, worauf 12 Flaschen Champagner.

Diener. Dies von der Frau Baronin von Bussiéres an die Braut und ihre Freunde.

Bertrand (die Flaschen betrachtend.) Wie? alles das? 12 Bouteillen?

Remy (desgleichen) Und lauter Silberhälse. Echter Champagner!. Her mit der Bescheerung! ich will dich lehren, wie man damit umgeht . . .

Bertrand. Nein, jetzt nicht, später . . .

Remy. Schwankst du schon wieder?

Bertrand. Ich? Niemals!

Marianne (zum Diener.) Unsern ergebensten Dank an Ihre Dame!

Remy (desgleichen.) Und auch den meinigen. (*zu Bertrand.*) Man muss gegen das Bedientenpack nobel sein. (*zum Diener*) Hier mein Freund, ein Trinkgeld.

Bediente ab.

Bertrand. Hör' mal Berlinguet, mein guter Junge, . . . diese Fräuleins (*auf die Flaschen weisend*) müssen mit den andern da drinnen in Reih' und Glied aufgestellt werden.

Berlinguet hat dem Diener früher das Brett abgenommen und ist im Begriff nach der Restauration zu gehen.

Remy. Versteht sich und wir wollen sie gegeneinander vergleichen ehe der Ball angeht. He, Vetter Berlinguet, ich verliere dich ja ganz aus den Augen. (*Nimmt ihm eine Flasche ab und verbeugt sich ceremoniös vor ihr*) Fräulein, ich bitte Sie um den ersten Tanz.

Geht tanzend ab.

Bertrand (ihm folgend.) He, Remy, warte doch — vergiss nicht, dass ich auch auf ein paar Touren engagirt bin.

Er will ebenfalls in die Restauration, wohin Alle abgehen; Marianne hält ihn zurück.

VII. Bertrand, Marianne.

Bertrand (*mit ihr in den Vordergrund der Scene zurückkehrend.*) Du hast mir etwas zu sagen, mein Schatz?

Marianne. Ja, mein Freund. Seit wir Mann und Frau sind, ist dies der erste Augenblick, wo ich dich allein habe, und ich will ihn benutzen.

Bertrand. Nun gut! Schwatzen wir; oder besser noch, lass dich umarmen (*thut es.*) Auf die Art sage ich dir meine Gedanken deutlicher.

Marianne. Du liebst mich also aufrichtig?

Bertrand. Wie kannst du nur daran zweifeln?

Marianne. Davon muss ich überzeugt sein, um ganz sicher und ruhig zu werden. Deine Liebe Bertrand, ist nun mein einziges Glück für die Zukunft. Als ich dich zum Manne erwählte, da sagten mir alle Leute; «Du thust Unrecht, Marianne —»

Bertrand, Abscheuliche Verläumder und Neider.

Marianne. Nein . . . Freunde von mir und auch von dir . . . Leute, die uns Beide sehr genau kennen. «Du bist eine arbeitsame kluge Person,» sagten sie mir, «Bertrand ging von jeher nur auf Vergnügen aus; die Zeit, die du fleissig verwendest, wird er der Unterhaltung opfern, das Geld, das du durch Thätigkeit verdienst, wird er im Trunk verzetteln.»

Bertrand. Niemals, Marianne! Ich war ein Taugenichts, es ist wahr — aber jetzt, jetzt ists damit aus und vorbei.

Marianne. Ich habe auf alles das nicht geachtet und mir diese Reden nicht zu Herzen genommen. Ich sagte dir ehrlich und offen: Bertrand, lieben Sie mich auch so sehr, um Ihrem bisherigen Lebenswandel Valet sagen zu können? Und du antwortetest mir: Ja.

Bertrand. Ich sagte dir noch mehr: Ein liebes braves Weib, das sich mir vertraut, dem grössten Taugenichts auf dem ganzen Zimmermannsplatz, wo unser doch 150 sind, — ich müsste ja der erbärmlichste

Wicht von der Welt sein, wenn ich nach einem so edlen Zuge ihr irgend etwas abschlagen könnte.

Marianne. Wenn ich dich nun bäte, einer üblen Gewohnheit und auch einer schlechten Bekanntschaft zu entsagen?

Bertrand. Recht gern; die üble Gewohnheit . . .?

Marianne. Du weisst recht gut . . .

Bertrand. (*das Trinken andeutend.*) Nicht mehr zu trinken? Ich schwör' es dir. Du kannst ruhig sein. Ich weiss, wieviel ich vertrage, und will immer zwei Flaschen vor meinem Maas aufhören.

Marianne. Was die schlechte Bekanntschaft betrifft, so ist das . . .

Bertrand. Wer?

Marianne. Dieser Remy.

Bertrand. Remy? mein alter Jugendfreund, den ich von meinem 20. bis zu meinem 32. Jahre [24—36] nicht verlassen?

Marianne. Eben darum, mein lieber Bertrand. Bedenk einmal das Leben, das du während dieser 12 Jahre tagein tagaus geführt — und immer nach seiner Anleitung — denn du — du hast ein gutes Herz —

Bertrand. Ich will nicht läugnen — aber . . .

Marianne. Höre Bertrand, dieser Mensch ist dein böser Geist; du warst nahe daran, durch ihn ganz zu Grund zu gehen, — und ich — sieh, spotte meiner Ahnungen nicht — es ist etwas in mir, das sagt, dass dieser Mensch uns unglücklich machen wird.

Bertrand. O Marianne, meine arme Marianne! Beruhige dich! ich will ihn nicht mehr ansehen.

Marianne. So recht. Herzlichen Dank, mein lieber Mann!

Bertrand. Sind wir nun zufrieden?

Marianne. Ganz und glücklich! (*Bertrand umarmt sie*) So soll es immer bleiben!

Bertrand. Immer.

Marianne. (*Sophie gewahrend, die aus dem Parkthor tritt.*) Ah, die junge Braut! Was mag sie mir wollen?

VIII. Die Vorigen, Sophie, ein Bediente, *der im Hintergrund stehen bleibt.*

Sophie. Sie sind wohl erstaunt, dass ich Sie wiedersehen und sprechen will, Madame?

Marianne. Ja gnädige Frau; Sie sind so reich und vornehm — und wir —

Bertrand. Wir sind gerade nicht arm, aber nur einfache Handwerksleute.

Sophie. (*leise*) Ist das Ihr Mann?

Marianne (*leise, aber mit Selbstgefühl.*) Zu dienen! Nicht wahr, ein hübscher Mann?

Sophie. Er sieht gut und anständig aus. (*laut zu Bertrand.*) Verzeihen Sie, dass ich Sie um Etwas bitte. Ich wollte gern mit Ihrer Frau sprechen —

Bertrand. Ah, allein! ich verstehe. Lassen Sie sich nicht stören. (*leise zu Marianne*) Ich gehe zu unsern Hochzeitsleuten, auf baldiges Wiedersehen, Marianne!

(*Ab in die Restauration.*)

Marianne. Auf Wiedersehen! (*Als er fort ist zu Sophie.*) Was beliebt, gnädige Frau?

Sophie. Sie heissen Marianne?

Marianne. Ja, und seit diesem Morgen, Marianne Bertrand.

Sophie. Und ich heisse Sophie. Ich sage Ihnen das nur, damit wir gleich Freundinnen werden und frei und offenen Herzens mitsammen reden: denn ich halte es für mehr als einen gewöhnlichen Zufall, dass wir in derselben Kirche und zu einem gleichen bedeutungsvollen Zwecke zusammentrafen.

Marianne. So denke ich auch und war davon betroffen, als ich Sie hier wieder sah, gnädige Frau; doch war ich weit entfernt zu hoffen —

Sophie. Dass ich zu Ihnen käme. Sehen Sie, es ist ja nicht die Baronin Bussiéres, sondern Sophie die zu Ihnen spricht, Marianne, und die gern irgend etwas zu Ihrem Glücke beitragen möchte. Sagen Sie mir woran es Ihnen fehlt, ich bin reich, (*seufzend*) sehr reich, und wenn Sie mir es nicht abschlagen, Ihnen nützlich zu sein, so werden Sie mich dadurch verpflichten.

Marianne. Ich danke, gnädige Frau. Ich sinne vergebens; ich weiss nichts zu verlangen.

Sophie (*erstaunt.*) Nichts? Aber es kann Ihnen an Arbeit fehlen? — eines Tages kann der Mangel kommen —

Marianne. Ich habe Erspartes um zuzusehen — 1500 Franken; ich brauchte über zehn Jahre um sie zurückzulegen — und sehen Sie gnädige Frau, das Geld, das Sie mir gäben, wäre mir gar zu leicht zugeflogen und würde mich jenes, das ich so mühsam erworben, auch als geringfügig betrachten machen.

Sophie. Zehn Jahre angestrengter Arbeit!

Marianne. Ach ja, sehen Sie, das ist auch Ursache, dass ich so viel später zur Hochzeit komme, als Sie; ich musste bis in mein sechsundzwanzigstes [—30] warten. Wir armen Leute müssen uns eben gedulden bis es möglich ist.

Sophie. Ja, aber dann heirathet ihr den, den ihr liebt?

Marianne. Ah, versteht sich! wenigstens, was mich betrifft, ich liebe meinen Mann ausserordentlich.

Sophie. (*schmerzlich.*) Wenn also in euren Herzen ein zartes Gefühl, eine Neigung von Jugend auf, eine Liebe lebt, die das Glück eurer Zukunft machen könnte, so opfert man euch nicht dem Einflusse der Glücksgüter? Wenn ihr flieht, dass man Euch den gebe, den ihr liebt, so wirft man euch nicht dem in die Arme, der euch kauft?

Marianne. Ach Fräulein — nein gnädige Frau — Sie liebten Herrn Theobald!

Sophie. Theobald! Wie, Sie wüssten? Sie kannten ihn? — Du kanntest ihn, Marianne! — O genug . . . kein Wort mehr: ich bin vermählt — Marianne, verstehen Sie, ich bin vermählt!

Marianne (*bei Seite.*) Arme Frau! so jung, schön, Millionenreich — und ich armes Weib bin hundertmal glücklicher als sie.

Sophie. Da ich also nichts für Ihr Glück zu thun vermag, so verlass ich Sie, ich habe nicht einmal die Beruhigung Ihnen sagen zu können: wenn dereinst das Unglück bei Ihnen einspräche, so kommen Sie zu mir als zu einer Schwester, — denn morgen reise ich nach Italien, die Gesundheit meines Mannes verlangt diese Reise. Aber wenigstens das — (*sie zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn Mariannen*) tragen Sie diesen Ring zu meinem Andenken — Sie versprechen mir es nicht wahr?

Marianne (*mit Rührung.*) Ich verspreche es. Und wenn ich Jemand wiedersähe — — ihn?

Sophie. O nichts, nichts! Schweigen Sie ums Himmelswillen! Adieu, Adieu, Marianne — — Adieu!

(*Ab mit dem Bedienten, der ihr folgt.*)

Marianne. Leben Sie wohl, gnädige Frau! — Ach sie verdiente ein besseres Loos!

IX. Marianne; Berlinguet, Gäste,

die rufend aus der Restauration kommen, später

Theobald.

Mehrere Gäste. Die Braut! Man verlangt nach der Braut!

Marianne. Nu, da bin ich, was will man von mir?

Berlinguet. Im Saale ist alles hergerichtet, die Musiker sind angekommen, der Tanz soll beginnen.

Marianne. Gut, ich stehe zu Diensten; da habt ihr mich!

Berlinguet. Muhme, darf ich um den ersten bitten?

Marianne. Recht gern, Vetter.

Theobald (*im Hintergrund rechts auftretend.*) Verzeihung meine Freunde, Sie sind ohne Zweifel hier bekannt?

Berlinguet. Ein Fremder, gewiss ein Gast von dort —

Marianne (*ihn erblickend.*) Wen seh' ich?

Theobald. Nein, ich täusche mich nicht, das ist Marianne —

Marianne. Herr Theobald — Sie hier? — und heute? —

Berlinguet. Aha, das ist der Vetter des Bräutigams da drinnen, der will gewiss nicht um die Hochzeit kommen.

Theobald (*zu Marianne.*) Du bist es? Du, die ich nach meiner Rückkehr zuerst sehe, wie du die letzte warst, die ich am Tage meiner Abreise gesehen —

Marianne (*für sich.*) O mein Gott, sollte er nicht wissen? —

Theobald (*sie näher betrachtend.*) Ei sieh, jetzt bemerk ich erst — dieser Staat, dieser Straus und Kranz, du verheirathest dich wohl?

Marianne. Ja, Herr Theobald, so ist es. Sehen Sie, wenn man so durch drei Jahre abwesend ist wie Sie, läuft man Gefahr, gar manches Mädchen verheirathet wieder zu finden. — Empfingen Sie denn gar keine Nachrichten von Ihrer Familie?

Theobald. Seit einem Jahre nicht; ich durchflog so viele Länder, dass die Briefe mir vielleicht folgten, mich aber nicht erreichten.

Marianne. Sie wissen also nichts? — und vermuthen auch nichts?

Theobald. Mit welcher Miene du mir das sagst!

Margarethe. Ja sehen Sie, es hat sich hier seit damals sehr Vieles verändert.

Marianne (*leise.*) Schweige doch.

Theobald. Ich errathe: — ihr meint den Tod der

Frau von Bussiéres, unserer Tante, die mich zu Gunsten meines Vetters Julius enterbte — was ist daran gelegen!

Marianne. Ist das Alles, was Sie wissen? Ach Herr Theobald, warum waren Sie so lange verreist!

Theobald. Warum? Weil ich liebte, Marianne —

Marianne. Und Sie verliessen sie?

Theobald. Konnte ich jemals hoffen, ihr Gatte zu werden, — ich ohne Stellung, ohne Vermögen? Und wenn ich fortging, so geschah es, um das zu erwerben, was mir fehlte, und ihrer würdig zu werden. Drei Jahre gingen hin, aber der Himmel segnete meine Bemühungen und ich kehre so glücklich und reich zurück, als ich kaum hoffen durfte; — nun liegt kein Hinderniss mehr zwischen ihr und mir: ich bin reich, Marianne, sehr reich und Sophie wird meine Gattin!

Marianne (*für sich.*) Der arme junge Mann, — wie thut mir seine Freude weh!

Berlinguet (*der gegen das Parkgitter zugeschritten.*) Seht nur einmal. Da drinnen treibt sich Alles im Freien herum; dort steht das Orchester; sie machen Miene im Grünen zu tanzen. Wie wär's, wenn wir uns für jetzt *ihre* Musik zu Nutzen machten und hier aussen tanzten?

Alle. Ja, ja, er hat Recht, ja!

Theobald. Man feiert wohl ein Fest bei Frau von Anglemont?

Marianne. Ein Fest? — nein — und doch ja — es ist . . .

Theobald. Was bist du so verlegen, Marianne? — rede frei heraus — was ist es?

Marianne. Herr Theobald . . . hören Sie . . .

Berlinguet (*der sich inzwischen genähert.*) Mein Gott, und Sie sollten das nicht wissen! geh! Es ist die Hochzeit Ihres Herrn Vetters, des Barons Julius von Bussiéres.

Theobald (*erschreckt.*) Seine Hochzeit? und hier, hier in diesem Hause?

Marianne. Fassung, Herr Theobald, Fassung!

Theobald. Aber mit wem? mit wem vermählt er sich?

Berlinguet. Ei Himmel, mit wem anders als mit Fräulein Sophie Anglemont.

Theobald. Sophie? O ich Unglücklicher! ich Verlorener!

Andere Gäste treten aus der Restauration, rufend: «Zum Contretanz! zum Contretanz.»

Theobald (*im Vordergrunde rechts.*) Tödtet mich auch der Schmerz, ich muss sie noch einmal sehen!

(*ab in den Park.*)

Grosmenu. Jeder zu seiner Dame!

Alle Männer. Zu seiner Dame.

Marianne. Gleich, gleich! . . . aber wo bleibt denn mein Mann?

Berlinguet. 's ist wahr, wo steckt denn Bertrand?

Alle (*rufend.*) Bertrand! Bertrand! der Bräutigam! der Bräutigam!

X. Die Vorigen, Bertrand, Remy,

aus der Restauration; Bertrand ist merklich, Remy viel stärker angetrunken.

Bertrand. Was ists? was gibts? was will man?

Marianne. Himmel! — in welchem Zustande!

Remy. (*Eine Champagnerflasche in der Hand, ein Glas in der andern.*) Da ist er; — da habt Ihr Euern Mann — es hat ihn Niemand aufgegessen — Euern Mann. (*setzt sich an den kleinen Tisch links vor der Restauration.*)

Marianne. Bertrand, lieber Mann, sage mir — antworte —

Bertrand (*etwas schwankend.*) Worauf? Warum hat man mich gerufen? Um hier zu bleiben, — daraus wird nichts! Remy besauft sich hier, ich will fort, ich!

— Remy möchte lieber nach Paris hinein — ich will auch nach Paris, ich —

Marianne (*vorn.*) Remy und immer Remy! selbst nach seinem früheren Versprechen!

Bertrand (*wie vor.*) Mir gefällt es nicht auf dem Lande, ich will lieber in die Komödie! ich! — Also forrrrt! nach Parrrrris! Hörst du Weib!

Alle (*ihm den Weg versperrend.*) Was? und der Tanz?

Bertrand (*wie vor.*) Gut! wir wollen in Parrrrris tanzen.

Marianne (*leise, indem sie ihn am Arm nimmt.*) Bertrand, ums Himmelswillen komm' zu dir! Bedenke doch dass alle Augen auf uns haften! erinnere dich, was Du mir versprochen hast und was ich von dir fordern darf . . .

Bertrand (*auffahrend.*) Fordern? was? Kein solches Wort mehr —! was *ich* will . . . das *muss* geschehen!

Marianne. Aber . . .

Bertrand (*ihr gewaltsam die Hand pressend.*) Ob du schweigst! — Meinem Willen . . . gehorcht man!

Remy (*ein Glas füllend.*) Bravo! er macht sich! so ist es recht, mein Schüler!

Marianne (*mit schmerzlichem Aufschrei.*) Oh! (*nachdem er ihre Hand losgelassen, leise zu Bertrand.*) Gut! ja denn, ich will gehorchen — aber ich beschwöre dich, keinen Lärm, kein Aufsehen mehr vor unseren Freunden! Warte, warte nur noch ein wenig, und dann gehorche ich, gehorche dir immer . . .

Bertrand. Das lässt sich hören.

(*Tanzmusik im Park.*)

Berlinguet (*nach dem Gitter weisend.*) Hört ihr Freunde die Musik der reichen Leute da drinnen! Stellt euch zum Tanze!

Alle. Zum Tanz! Zum Tanz!

Grosmenu. Nun, und Sie Herr Remy sind Sie nicht dabei?

Remy. Dort nicht, danke! (*die Flasche zeigend*) Aber hier schwenk' ich bereits die Dritte.

Margarethe (*Bertrand auf die Achsel klopfend.*) Nun und der Bräutigam?

Bertrand, (*der unbeweglich dagestanden.*) Hier! O er ist nicht verloren gegangen, der Bräutigam. (*stellt sich mit ihr zum Tanz auf.*)

Marianne. (*vorn, für sich.*) O Gott, hätte ich mich doch getäuscht!

Berlinguet (*sie einladend.*) Muhme, wenns gefällig ist!

Alles stellt sich in Quadrillen zum Tanzen auf; auch im Park sind Gäste und Musiker sichtbar; die Musik beginnt von Neuem.

Remy (*mit Glas und Flasche in Händen trinkt und tanzt um seinen Tisch herum und ruft:*) Die englische Chaine! — en avant deux! die rechte Hand! – la Poule! – Croisez! — allgemeiner Galopp! (*während er dies spricht und pantomimisirt und die Gesellschaft zum Tanz ausschreitet fällt der Vorhang.*)

ZWEITER ACT.

Scene: Ein ärmliches Zimmer; hinten rechts ein Fenster, ohne Vorhänge, nach der Strasse; zunächst daran eine Thüre, die in ein zweites Gemach führt; an dieser eine Nussbaumcommode, worauf unter einem Glassturz Strauss und Kranz von der Hochzeit. Links im Hintergrund die Eingangsthüre; links seitwärts ein Kamin, worauf ein kleiner Spiegel und ein leeres Uhrgestell. Vor dem Kamin ein kleiner Ofen, vor diesem ein Tisch, worauf Kinderwäsche.

1. Marianne, Margarethe.

Beim Aufgehen des Vorhangs sitzt Marianne eingeschlafen vor dem Tisch, ihre Arbeit noch in Händen haltend. Ein tief herabgebranntes Licht brennt vor ihr; Tagesanbruch; Klopfen an der Thür.

Marianne (*erwachend.*) Man klopft —! sieh, schon Tag! Das ist gewiss Bertrand, der nach Hause kommt. (*Oeffnet und erblikt Margarethe.*) Ach nein! — er ist es noch nicht! — (*niedergeschlagen.*) Guten Morgen Margarethe!

Margarethe (*ein Kohlenbecken in der Hand das sie auf den Boden stellt.*) Guten Morgen, Marianne; wie geht es dir, meine Gute?

Marianne. O gut, recht gut, ich danke dir.

Margarethe. Gut? Das liest man auf deinem Gesichte eben nicht; rothe Augen, übernächtig . . . da

brennt das Licht noch um acht Uhr Morgens ... gewiss hast du die ganze Nacht mit Arbeiten hingebracht.

Marianne. Ich? wo denkst du hin! behüte! (*das Licht auslöschend*) ich hatte es eben angezündet, um Feuer zu machen.

Margarethe. Und löschst es wieder aus, weil du siehst, dass du nichts zu brennen hast, nicht wahr? Und ich war gekommen, dich um einige Kohlen zu bitten . . .

Marianne. O das thut nichts, ich wollte ohnedies eben hinuntergehen, zum Bäcker und zur Gemüsefrau; (*sie stellt sich an fortgehen zu wollen*) ich bin nur in Angst dass indessen mein Kind erwacht . . .

Margarethe. Die Gemüsefrau wird dir nicht mehr borgen und der Bäcker auch nicht; der hat mir deine Rechnung gewiesen: zwei und zwanzig Posten, dein Bret ist voll, da gibt er nichts weiter.

Marianne (*schmerzlich.*) So, das haben sie dir gesagt? (*gezwungen*) Nun ich bezahle sie, so ists wieder gut.

Margarethe. Aber womit? Vielleicht mit dem Gelde, das dein Mann heimbringt. Er ist es wohl suchen gegangen, weil er die ganze Nacht ausgeblieben?

Marianne. Die Nacht ausgeblieben? wer macht dich das glauben? weil er nicht hier ist? was ist da zu staunen? er ging schon vor Tagesanbruch fort, er ging (*suchend*) ... er ging zu einer Arbeit, die er erst erhalten, nach . . . nach . . . ja, ganz recht, nach dem Schifferplatz.

Margarethe. Er und Arbeit? Geh doch! Wie lange ist es schon, dass er dieses Wort nicht kennt und den Weg zur Zimmerstätte vergessen hat! Er trinkt und unterhält sich, während du duldest und weinst; er verlässt dich und dein Kind —

Marianne (*erzwungen.*) Das ist nicht wahr! Aber so seid ihr Alle, die damals zu mir gesagt: «Nimm ihn nicht zum Mann, er taugt nicht für dich!» jetzt wollt

ihr nicht Unrecht gehabt haben. Und glaubte man euch, so wäre Bertrand der schlechteste Mann und Vater, der mich zum unglücklichsten Weibe macht. Aber das ist nicht wahr, hörst du, es ist nicht wahr!

Margarethe. Aber warum bist du denn so verändert? du, die sonst so munter und vergnügt war, während du jetzt —

Marianne. Muss man denn immer lachen, um zu zeigen, dass man zufrieden ist? Man wird ernster, wenn man einmal Mutter ist. Du begreifst das freilich nicht, weil du noch nie etwas in der Welt geliebt hast!

Margarethe. Du bist also glücklich?

Marianne. Ja, ich bin glücklich.

Margarethe. Bertrand überlässt dich nicht dem Mangel, dem Elend?

Marianne. Dem Elend? da hör Einer! kann man nur so was sagen. Sieh, um dich zu überzeugen, dass ich nicht so zu beklagen bin, wie du es durchaus willst, und dass Bertrand weit ordentlicher und arbeitsamer ist, als man denkt — (*sie geht zur Commode öffnet die oberste Schublade und zeigt ihr Geld, das in die Ecke eines weissen Tuches eingeknüpft*) will ich dir weisen, dass er mich nicht ohne Geld lässt, wie du glaubst; — da sieh!

Margarethe (*erstaunt.*) Dreissig Franken! Ah das ist ein anderes!

Marianne. Du hast gewiss nicht so viel in deinem Hause!

Margarethe. Verzeihe, ich hielt dich wirklich für viel ärmer als ich nun sehe; ich dachte sogar, dass es mit der Arbeit nicht ausreiche und dass du gut thätest, eine Stelle anzunehmen, die ich für dich ausgefunden — als Beschliesserin der Wäsche in einem guten Hause. Nun, ich habe mich getäuscht — reden wir nicht weiter davon. (*Sie nimmt ihr Kohlenbecken auf.*)

Marianne. Wie? — eine Stelle? — Und wo wäre die?

Margarethe. Bei einer vornehmen jungen Dame, die eben von Reisen zurückkehrt; doch das geht jetzt nicht an; auch müsstest du dich von deinem Kinde trennen.

Marianne. Mich von ihm trennen . . . je nun, wer weiss . . . der Arzt meint ohnehin, es müsse geschehen . . . wegen der Gesundheit des Kleinen. Aber meinen Mann verlassen, nein Margarethe, das kann ich nicht. Bertrand liebt mich ja noch immer —, ich bin glücklich, recht glücklich in meinem Hause, und ich kann — ich will mich nicht von ihm trennen.

Margarethe. Nun, ich sehe, dass ich mich irrte. Was ich da sagte, sollte ja nur zu deinem Besten sein — du willst nicht; auch gut. Leb wohl Marianne, leb wohl! *(Geht ab.)*

Marianne (sie begleitend.) Leb wohl, Margarethe!

II. Marianne, *allein, weinend.*

Marianne. Ich und glücklich! — Ja, wenn das Glück sich mit Thränen erkaufen liese, denn, ach, wie viel hab' ich seit einem Jahre geweint! Margarethe beklagte mich, sie beklagte mich ohne zu ahnen . . . ach, wenn sie erst wüsste, was ich schon alles erduldet und noch werde leiden müssen . . . wenn sie wüsste, wieviel Arbeit, Nachtwachen und Anstrengung es mich gekostet, dies Bischen Geld zusammenzubringen. *(Sie setzt sich rechts auf den Stuhl und besieht das Geld.)* Dieses Geld — eher wollt ich sterben, als etwas davon wegnehmen! Ach, ist es nicht genug, dass mein Mann mich verlässt — bald soll ich auch mein Kind, meinen einzigen Trost entbehren! Es muss zu einer Amme, sagte der Arzt. Entbehrung und Elend haben

meine Kräfte erschöpft und jetzt, wenn es erwacht, zittere ich, es an mich zu nehmen, denn nicht Nahrung und Leben, sondern nur Krankheit und Tod fände es bei mir. Ach, und ums Himmelswillen nur sterben soll es nicht! Darum legte ich seit einem Monat den Verdienst meiner Hände zusammen und fügte den Schweiss der Nächte hinzu. — Was liegt daran, wenn mir der Bäcker Brod weigert, wenn nur meinem Kinde nichts mangelt! Jetzt den Schatz versteckt, *(knüpft das Geld ins Tuch ein, welches sie wieder in die Commode legt und diese abschliesst)* dass ihn Bertrand nicht entdecke! *(schmerzlich)* Ach hätte er mich wenigstens nur geliebt! *(Geht an den Tisch, ordnet das dort liegende Weisszeug, setzt sich und näht)* aber nein! kommt er nach Hause, so hat er für mich nur Härte und Zorn. Dann zittre ich vor ihm, als wäre ich die Schuldige. Ist er fort, so möcht, ich verzweifeln — und ist er da — so fürcht' ich mich. O welch ein Leben, welch ein Leben, du barmherziger Himmel!

III. Marianne, Remy.

Remy (tritt herein ohne Marianne zu sehen,) Guten Morgen Bertrand.

Marianne. Herr Remy!

Remy (bei Seite.) O weh, das Murmelthier.

Marianne. Was Sie, Sie hier?

Remy. O nein, Verzeihung, guten Morgen *(will fort.)*

Marianne (mit Zorn ihn festhaltend,) Bleiben Sie, bleiben Sie, Herr Remy, und da ich Sie einmal allein und Aug' in Auge zu fassen kriege, so will ich Ihnen auch alles sagen, wie ichs denke.

Remy. Danke schön! ich nehme nichts; komm' eben vom Frühstück.

Marianne. O Sie entkommen mir nicht! Sie werden mich anhören, ich will es.

Remy. O dann besitz' ich zu viel Lebensart um Ihnen etwas abschlagen zu können. Sie sagen also, Madame Bertrand? . . .

Marianne. Ich sage, dass Sie es sind, der unsere Hauswirthschaft zu Grunde gerichtet hat; ich sage, dass Sie es sind, der Bertrand von der Arbeit weg und in die Kneipen zieht; ich sage . . .

Remy. Lauter Thorheiten, denn hörte man Sie, so gäbe es keinen Freund mehr und ich taugte zu nichts anderem als zu einem wohlbewahrten Möbel auf der Polizeipräfectur.

Marianne. Sie ein Freund? weil Sie seinen üblen Gewohnheiten und Fehlern schmeicheln? ein Freund, weil Sie ihn verführen, verderben, seiner Pflicht abwendig machen und zu Ihres Gleichen erniedrigen; weil Sie ihn, der brav und gut war, in den Koth ziehen und entehren! O Geduld, Sie hatten Recht sich schnell wieder hinausstehlen zu wollen, denn die Verzweiflung gibt zuweilen Riesenkraft, — und wenn ich bedenke, dass um Ihretwillen mein Mann wochenlang vom Hause wegbleibt und mich und mein armes Kind da drinnen ohne Brod lässt, wenn ich an Alles das denke, so vergess' ich, dass ich ein Weib bin und möchte Sie das bezahlen lassen, was ich leiden muss!

Remy (hat inzwischen die Thüre gewonnen.) O stören Sie sich nicht im geringsten! bitte. Auf Wiedersehen, Madame, ich komme, wann mein Freund Bertrand, der Herr des Hauses, daheim ist.

Marianne (folgt ihm drohend.) Und ich, ich verbiete Ihnen, je wieder herzukommen, haben Sie mich verstanden! ich treibe Sie zur Thüre hinaus, wenn Sie es wieder wagen, ich . . .

IV. Die Vorigen, Bertrand.

Bertrand (eintretend.) Was gibt es hier?

Marianne. Bertrand!

Bertrand. Nun, was geht hier vor? (*zu Marianne*) Ich hörte dich laut reden — was war's?

Remy. O nichts, gar nichts. Deine Frau kehrte eben die Stube, ohne zu bemerken, dass ich da bin, und fegte mich so zur Thüre hinaus — purer Irrthum!

Bertrand. Zur Thüre hinaus! du wagst es, meine Freunde fortzuschaffen?

Marianne. Ja, Bertrand, weil es Augenblicke gibt, wo sich endlich Alles in Einem empört, und ich . . . ich . . . (*in Thränen ausbrechend.*) Gott sei mein Zeuge, ich kann auf diese Art nicht mehr länger leben!

Bertrand. So schön! jetzt gar Thränen; das fehlte noch!

Remy. Guten Morgen!

Bertrand. Du gehst?

Remy. Ich liebe den Regen nicht; (*leise*) man erwartet mich bei Bourdichon, es gibt ein Hochzeitsmahl dort: ich wollte dich nur in Kenntniss setzen.

Bertrand (*auch leise.*) Gut! in einer Viertelstunde bin ich bei euch; sie sollen auf mich warten.

Remy. Will's besorgen. Ihr Diener, Madame Bertrand. (*ab.*)

V. Bertrand, Marianne.

Bertrand. Jetzt reden wir zwei miteinander!

Marianne (*sitzt rechts und blickt ängstlich in das zweite Zimmer.*) Ich beschwöre dich Bertrand, kein Geschrei, kein Lärmen —!

Bertrand. Ich soll mich wohl noch bedanken für dein Gejammer vor meinen Freunden? und dass du mich vor Andern beschuldigst — nicht wahr?

Marianne (*sanft.*) Es mag vielleicht Unrecht von mir gewesen sein, dass ich mich vor Herrn Remy beklagte — es war ein Fehler von mir! Mit der Zeit hätte ich schon Alles gewöhnen sollen, deinen Zorn

und dein Ausbleiben. Aber sieh, jetzt sind es drei lange Tage, dass du fort bist und ich nicht weiss, was mit dir geschehen ist —

Bertrand. Nun und . . .?

Marianne (aufstehend.) Inzwischen kamen die Gerichtspersonen in Auftrag unseres Miethsherrn, nahmen uns alles weg und morgen, morgen müssen wir hier aus dem Hause fort.

Bertrand. Wir gehen fort. Was weiter?

Marianne. Aber wohin gehen wir?

Bertrand (setzt sich links vor den Tisch.) O mein Gott was das für eine Quälerei ist!

Marianne. Ja, hättest du den Willen . . .

Bertrand (auffahrend und auf den Tisch schlagend.) Genug! jetzt hab' ich's satt! — Meine Suppe!

Marianne. Deine Suppe? . . .

Bertrand. Nun ja, meine Suppe; oder wird hier nicht mehr gegessen?

Marianne. Aber . . .

Bertrand. Wieder ein Aber?

Marianne. Du weisst doch, dass du das letzte Geld mit fortgenommen?

Bertrand. Geld und immer wieder Geld! Soll ich vielleicht Geld schlagen? Glaubst du ich habe eine Münze?

Marianne. Wenn du arbeitetest . . .

Bertrand. Ah, wenn ich arbeitete . . . immer dieselbe Leier! Sich den langen Tag hindurch kreuzlahm quälen, hübscher Spass! Uebrigens sprach ich mit mehreren Werkherrn und fand keine Beschäftigung.

Marianne. Du suchtest vielleicht nicht recht!

Bertrand. So? das wäre also auch wieder meine Schuld? da heirathe Einer, um so gemartert zu werden! Ich Dummkopf, der ich ehedem so glücklich war!

Marianne (mit Resignation.) O gütiger Gott, wenn

ich die Ursache deines Unglücks bin, Bertrand, dann verlasse mich!

Bertrand (*milder.*) Dich verlassen?

Marianne. Du liebst mich ohnedies nicht mehr; es ist eine Qual für dich nach Hause zu kommen, meinen Jammer zu hören und mein Weinen zu sehen; so trenne dich also von mir.

Bertrand. Trennen?

Marianne. So wird doch nur Eines von uns unglücklich sein, und besser ich bin's, die sich schon so sehr daran gewöhnt hat.

Bertrand (*gerührt.*) Marianne! . . .

Marianne. Nur mein armes Kind musst du mir lassen, — ich sage das nicht, um es dir zu entziehen : . . aber sieh, es ist so schwächlich, und wenn es der Sorgfalt entbehrte — so müsste es sterben.

Bertrand (*in Bewegung für sich.*) Mein Kind — sterben!

Marianne. Und nicht wahr — du willst nicht, dass es sterbe?

Bertrand (*die Augen trocknend.*) O schweig, schweig, Marianne; keine solche Reden mehr, sie zerreissen mir das Herz! Ich sehe ein, es wär Unrecht von mir, dass ich dich so hart anliess —

Marianne (*mit Güte.*) Ach, ich denke ja nicht mehr daran.

Bertrand (*für sich.*) Armes Weib, so viel Sanftmuth und Güte . . . (*zu Marianne.*) Sieh, jetzt fühl ich es, dass ich recht schlecht gegen dich bin . . .

Marianne. Bertrand!

Bertrand. Ja grundschlecht, und du musst mich hassen und verwünschen.

Marianne (*lächelnd.*) Warum nicht gar!

Bertrand (*aufstehend.*) Ja, ja, du kannst mich nicht mehr wie sonst lieben, was gab ich dir für Qual und Kummer!

Marianne (*seine Hand fassend.*) Aber du gabst mir auch — unser Kind!

Bertrand. O rede mir nicht von ihm; ich schäme mich vor mir selbst, dass es Augenblicke gab, wo ich seiner vergessen konnte! Es ist abscheulich! Aber an Allem ist dieser nichtswürdige Remy Schuld.

Marianne. Ja, er ist Schuld. Du bist schwach und gibst leicht nach — das ist Alles; wäre er mit guten Rathschlägen so bei der Hand gewesen, wie er es mit schlechten war, du hättest sie eben auch befolgt.

Bertrand. S'ist wahr, aber diese meine Schwäche ist eine Niederträchtigkeit; und da ich mich nun einmal nicht selber leiten kann und immer auf dich, auf dich allein hätte hören sollen — so will ich in Zukunft auch nur dir allein folgen.

Marianne. Mir allein? O Bertrand, wüsstest du wie wohl mir deine Worte thun. Es ist schon lange her, dass du nicht so gut und liebevoll mit mir sprachst. Wie mich das erfreut und beglückt! Ach . . . umarme mich! . . . willst du wohl, Bertrand?

Bertrand (sie umarmend.) Mein liebes gutes Weib!

Marianne. Jetzt, da der Friede hergestellt ist, soll auch keine Minute verloren werden (*nimmt ihr Umhängtuch.*)

Bertrand. Du willst fort? wohin?

Marianne. Auf den Zimmerplatz; ich will dich mit deinem Werkmeister schon aussöhnen; verlass dich auf mich.

Bertrand. Meinst du?

Marianne. Ich bin dessen sicher . . . Er ist ein braver würdiger Mann und wir werden uns bald verständigen. Also auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Bertrand.

Bertrand. Auf Wiedersehen, meine gute Marianne.

(*Marianne ab.*)

VI. Bertrand, *bald darauf* Remy.

Bertrand. So recht; es ist beschlossen: ich werde wieder ein ordentlicher Kerl, ein fleissiger Arbeiter.

Und wenn ich nun hingehen werde mich zu unterhalten, so wird es ohne Unruhe, ohne Gewissensbisse geschehen, ohne dass mir eine innere Stimme meinen Lebenswandel vorwerfe; ich will endlich ruhig in meine Wohnung heimgehen können. (*setzt sich.*) In meine Wohnung — ja, es ist auch angenehmer und traulicher hier als in den abscheulichen Kneipen allen, wohin mich Remy immer schleppt. Schöne Aufführung das für einen Familienvater! Und mein armer kleiner Carl, den ich schon drei Tage nicht gesehen! wie lieb' ich den Kleinen .... ich will ihn küssen! (*Er wendet sich nach der Thüre, worin das Kind liegt; man hört Remys Stimme.*)

Remy (*auf der Treppe*). O – he! Hupp!

Bertrand (*stehen bleibend*). Was ist das?

Remy (*aussen*). O – he! Bertrand! die Gesellschaft wartet — O – he!

Bertrand. Ah, das ist der saubere Herr Remy. Ja rufe du nur! Du kannst lang warten, bis ich komme.

Remy (*den Kopf durch die Thüre steckend*). Pst! Pst!

Bertrand (*ohne sich umzudrehen*). Nun? was soll's?

Remy. Madame nicht zu Hause?

Bertrand. Nun — nein! was soll die Frage? was willst du? was hast du zu begehren?

Remy. Wie? .... was ich verlange? das Vergnügen dich zu sehen und die Ehre deiner Gesellschaft.

Bertrand. Wohlan, dann sieh mich heute recht gut an, denn es ist das letzte Mal.

Remy. Ah pah! Thorheiten!

Bertrand. Darüber wunderst du dich?

Remy. Ich? keineswegs — ich wunderte mich, wenn du anders sprächest. Denn als die Freunde nicht länger warten mochten und mich ausschickten dich zu holen, da ging ich nur her, um ihnen die Gefälligkeit zu erweisen; ich meinestheils wusste schon, dass dir dein Weib nicht erlauben wird, einen Fuss über die Schwelle zu setzen.

Bertrand. Mein Weib!

Remy. Nun ja, dein Weib, deine Frau, deine Gebieterin, welche hier befiehlt und vor der du nicht mucksen darfst.

Bertrand. Ich? das ist nicht wahr! und du hast es vor wenigen Augenblicken selbst gesehen.

Remy. Geh! abgekartetes Spiel vor Leuten. Aber wenn man unter sich ist, zu Zweien — hübsch gedoucht! stillgeschwiegen! — Es ist auch ganz natürlich: du bist verheirathet — das kenn' ich, wie man da ist: man ist einmal so — und du bist's!

Bertrand. Andere vielleicht, aber ich nicht.

Remy. Du wie die Andern — „Schnell gefreit, oft bereut"; — einmal den Hauspantoffel kennen gelernt, und gute Nacht!

Bertrand. Das ist alles nicht wahr — und zum Beweise . . . .

Remy. Nun, zum Beweise?

Bertrand. Wenn ich ausgehen wollte, so ginge ich!

Remy. Aber du willst nicht . . . .

Bertrand. Nein, ich will nicht . . . . weil . . . .

Remy. Weil du dich fürchtest.

Bertrand. Fürchten? ich? . . . . Remy! . . .

Remy. Weil man dir verboten, dich von der Stelle zu rühren.

Bertrand. Es ist nicht wahr, sag' ich dir, zehnfach nicht wahr! . . . .

Remy. Also vielleicht weil heute der Umgang der Zeche an dir ist. Du versprachst heute fünfzehn Litres Wein zu geben.

Bertrand (betreten). Teufel auch, das hatt' ich vergessen! — und gegen solches Pack gibts keine Entschuldigungen — da heisst es sich herausbeissen . . . . auch ist das die beste Gelegenheit für immer abzubrechen. Gut denn, ich folge dir, geh voraus!

Remy. So! das lasst sich hören.

Bertrand. Versteh mich aber recht: ich gehe nur hin, um meine Verpflichtung zu lösen; denn das ist

eine Ehrenschuld. Ist das vorbei — dann hat alle Gemeinschaft zwischen uns aufgehört. *(in den Taschen suchend).* So schön — ich habe keinen Heller Geld!

Remy. Fehlt dir das Taschengeld, so hast du ja da allerhand Geräthschaften, und weisst was damit anzufangen! — Meine gute Muhme . . . .

Bertrand (stockend.) Die Pfänderleiherin — ?

Remy. Nun ja, die arme alte Frau —

Bertrand (bei Seite). Am Ende geschieht es ja für einen löblichen Zweck — um mit ihnen für immer fertig zu werden — und dann . . . ich hab' es versprochen! *(geht an die Commode)* Aergerlich, kein Schlüssel da!

Remy. Dein Weib wird ihn mitgenommen haben.

Bertrand. Zum Teu....!

Remy. Ja, sie nimmt alles unter Schloss und Riegel und den Mann auch dazu — ich sagt' es ja gleich.

Bertrand. Und ich sage dir, dass ich der Herr im Hause bin. Da sieh her. *(er sprengt das Schloss der obersten Schublade).*

Remy. Brav so! und was findet sich in dem Versteck?

Bertrand. Kinderwäsche — Plunder! *(er wühlt alles auf, das Tuch mit dem Gelde fällt zu Boden.)*

Remy (der den Ton gehört). Die Wäsche klingt nicht übel.

Bertrand (betreten). Was, Geld? nein nicht möglich — wie, sie hatte Geld und? ....

Remy. Gib her, ich bin geschickt im Losknüpfen.

Bertrand (ohne auf ihn zu hören). Und vor wenig Augenblicken jammerte sie mir vor?

Remy. Als ob das Weibervolk nicht immer ächzte!

Bertrand. Sie sprach von Gerichtsdienern, von Wegnahme, und ich Schwachkopf wurde weich und weinte! So also gehen die Weiber mit uns um? das Geld verstecken sie, und uns heucheln sie Jammer und Elend! Mich so zu hintergehen — das soll sie mir büssen!

Remy. Ganz recht

Bertrand. O sie soll sich nicht über mich lustig machen können; — zuerst wird das confiscirt *(steckt das Geld ein.)*

Remy. Versteht sich — wir brauchen's! *(Horchend)* Still! ich höre die Biene heransummen, schnell den Honigkorb wieder in Ordnung! *(er nimmt alles auf, was Bertrand zu Boden fallen liess, legt es in die Schublade und schiebt diese zu).*

VI. Die Vorigen, Marianne.

Marianne (tritt ein, legt ihr Tuch ab, ohne Remy zu sehen). Da bin ich schon wieder! Alles ist geordnet; du kannst auf den Zimmerplatz gehen, sie erwarten dich.

Bertrand. Dann werden sie lange warten.

Marianne. Was meinst du damit?

Bertrand. Ich meine, dass man mich anderswo erwartet.

Marianne. Aber ich hab' es deinem Werkherrn versprochen —

Bertrand. Ich aber habe mein Wort einem Andern gegeben und gehe dahin!

Marianne. Himmel, welche Veränderung!

Remy (sich zeigend). Ja wir haben bei Bourdichon zugesagt, er hat unser Wort — da ist die Ehre im Spiel —

Marianne. Ah, Herr Remy .... o jetzt begreif' ich alles! Deine Versprechungen, deine Vorsätze sind verflogen; Herr Remy ist ja wieder gekommen.

Bertrand. Und er that wohl daran .... denn er ist noch ein Freund, ein wahrer Freund, der mich nicht betrügt .... er! ....

Marianne. Wie?

Bertrand. Er hat weder Heimlichkeiten noch Verstecktes vor mir .... er ist kein Heuchler und Lügner .... er!

Marianne. Mit welcher Miene sagst du mir das alles, Bertrand?

Bertrand. Lass mich! Remy ist nicht wie die Weiber: er schmeichelt nicht mit der einen Hand, um mit der andern zu kratzen . . . .

Marianne. Aber erkläre mir doch um Himmelswillen . . . . !

Bertrand. Dir? das lohnte sich der Mühe. *(zu Remy)* Komm Remy.

Remy. Diener Madame!

Marianne (Bertrand zurückhaltend.) Ich beschwöre dich mein Freund, gehe so nicht fort, verlasse mich nicht auf diese Art! Hab ich etwas Unrechtes begangen, so lass mich wenigstens rechtfertigen . . . . lass hören, Bertrand — sprich!

Bertrand (zögernd). Nun gut also . . . .

Remy (leise zu Bertrand). So schön! — Bitte sie lieber gleich um Verzeihung!

Bertrand (mit Gewalt). Ja, du hast Recht! . . . . *(zu Marianne)* Nichts hab' ich dir zu sagen! . . . . *(zu Remy)* Lass uns gehen!

Remy. Glücklich entführt — und Sieger! *(geht ab.)*

Marianne (hält Bertrand zurück). Wär's möglich? . . . . Aber Bertrand . . . .

Bertrand (sie zurückstossend). Lass mich! Lass! . . . . ich will nichts von dir wissen! *(heftig ab.)*

VII. Marianne, *allein.*

So wär' ich denn von neuem wieder verlassen! . . . . Wie heiter und zufrieden ich nach Hause ging! Ich dachte still bei mir: Bertrand geht wieder an die Arbeit, sein Verdienst und der meinige können unserem Hauswesen wieder aufhelfen. Alle Woche können wir hinausgehen unser Kind zu sehen, dem nun nichts mangeln, das gut versorgt sein wird. Ach, es war nur ein Traum, arme Marianne — und für dich ist kein Glück auf der Welt! Daran ist nicht mehr zu

denken — also schweig' und entsage! .... Bedarf ich doch ohnedies meines ganzen Muthes, denn noch heute, in dieser Stunde soll ich mich von dem Kleinen trennen — ihn einer Fremden übergeben, die sein Lächeln, seine Zärtlichkeit empfangen wird! (*seufzend*) Sie muss gleich hier sein; schnell Alles vorbereitet — und auch das Geld. (*Geht an die Commode.*) Das Geld für sie, die mir mein Kind entführt! Ach, wie gerne gäb' ich den zehnfachen Betrag, wenn ich es bei mir behalten könnte! (*sieht die gesprengte Schublade*) Himmel! eröffnet! das Schloss gesprengt! diese Unordnung! Was ist da geschehen?! O mein Gott, ich zittre weiter nachzusehen! . . . Ach, nein, nein! Bertrand wird etwas gesucht haben, Wäsche . . . Kleidung . . . . (*sie sucht*) Nichts! .... Nichts! .... (*mit verändertem Ton*) Nein, die Angst verwirrt mich .... es muss da sein .... ich habe schlecht gesucht .... ich sehe kaum was ich thue! ... (*neuerdings suchend*) Und doch nein! .... man hat es mir genommen! .... (*stürzt an das Fenster*) Bertrand! Bertrand! Es war das Geld um unser Kind zu retten! (*Es dunkelt allmählig*). Er ist fort! fort! (*setzt sich nahe an's Fenster*) und jetzt hab' ich keine Zuflucht mehr — keinen Schimmer von Hoffnung! .... Himmel, was nun anfangen! .... Eine Amme, eine Amme müsse es haben — so sagten sie — sonst sei es verloren! Soll ich es vor meinen Augen sterben sehen? .... (*steht auf*). O nein, nein! das wird Gott nicht wollen, das wird er nicht zugeben! Nein, Gott verlässt eine Mutter nicht, die die einzige Zuflucht ihres Kindes ist! (*Sie fällt auf die Kniee — bald darauf wie von einer Eingebung belebt.*) Ja gütiger Gott! auch die Menschen verlassen eine unglückliche Mutter nicht. Es gibt eine Zufluchtstätte für die Waisen, für die armen Kleinen, denen die Mütter keine Nahrung geben können .... oder (*schaudernd*) keine geben wollen. Dahin ... Nein niemals, niemals! (*Pause, erhebt sich*) Und was für ein anderer Ausweg bleibt mir denn? Ich habe nichts

mehr; nicht einmal Etwas das ich verkaufen könnte! Dort wird es wenigstens leben. Ich werd es nicht mehr sehen — aber es wird leben! Mich wird der Gram tödten, das fühl' ich, — aber mein Kind wird leben — leben!

(Sie nimmt ihr Umhängetuch und stürzt in das Nebenzimmer, dessen Thüre offen bleibt; während die Scene leer bleibt hört man Bertrand, Remy und Genossen unter den Fenstern vorüberziehend ein lustiges Lied singen; dann Stille.)

Marianne (erscheint bleich und schwankend, das Kind in ihr Umhängetuch gehüllt, dass man es nicht sehen kann). Jetzt mit Gott! *(Hastig ab.)*

Verwandlung.

(Scene: Das Hospiz der Findelkinder in der Rue d'Enfer; ein hohes Gebäude den ganzen Hintergrund einnehmend. Grosses Mittelthor, daran rechts und links ein erhelltes Gitterfenster. Laterne. Neben den Fenstern je eine Nische, davon die eine links die Wendenische, darin die Kinder niedergelegt werden; daran in Handhöhe eine nach innen gehende Klingel. Die Coulissen zu beiden Seiten Eckhäuser; zwischen dem Eckhause links und dem Hospiz eine Steinbank und ein kleiner Holzschranken vor ihr. Es ist Nacht, die Bühne nur durch die Laterne über dem Hospizthor erhellt.)

VIII. Remy, Bertrand

kommen, den Schluss des Liedes aus voriger Scene singend; Bertrand betrunken.

Bertrand. Sag' mal Remy — wohin gehen wir denn noch?

Remy. Was geht das dich an?

Bertrand. Was michs angeht? — ich denke das viele Gehen geht mich auch an.

Remy. Warum wolltest du durchaus mit? Ich sagte dir doch, du solltest mich im Wirthshause erwarten.

Bertrand. Im Wirthshaus — ich ganz allein — niemals! und dann hatt' ich ja kein Geld mehr, darum ging ich mit dir. Aber das ist noch kein Grund um so in einem fort zu gehen; — — und dann das verdammte starke Gesöff, das du mich trinken liessest — erst stieg mir's in den Kopf und dann — krack! fährt mir's in die Beine. Ich kann nicht weiter!

Remy. So ruh' dich aus. Sieh', da ist gerade eine Bank; leg' dich hin und schlaf'. Hier hab' ich ohnedies zu thun.

Bertrand. Wo zum Teufel sind wir nur?

Remy. Was, du kennst dich nicht einmal aus? In der Rue d'Enfer.

Bertrand. So? Ah richtig — das ist ja das Findelhaus.

Remy. Ganz recht, wo zärtliche Mütter ihre Kinder der Sorgfalt der Regierung übergeben.

Bertrand (*sich auf die Bank streckend*). Nu, was kümmert das dich; du hast keine Kinder, um sie ihr zu übergeben — der Regierung.

Remy. Nein, aber . . .

Bertrand. Was willst du also bei ihr, bei der Regierung?

Remy. Nichts. Ich hab' es dir schon gesagt: ich bin hieher bestellt . . . .

Bertrand. Von der Regierung?

Remy. Schweig! warte bis ich fertig bin. So lange kannst du schlafen.

Bertrand. Recht gern — aber nur mit der Bedingung, dass du mich weckst, wann sie kommt —

Remy. Wer denn?

Bertrand. Die Regierung. Ich möchte sie einmal sehen, weil ich so viel von ihr höre, diese komische Reg . . . (*schläft ein*).

Remy (*sich ihm nähernd*). So, gute Nacht! Das ist mir lieber! er hätte mich nur in meinen Geschäften gestört. Ein sehr anständiger Herr (*Appiani in einen Man-*

tel gehüllt, tritt rechts auf, schleicht langsam vor und betrachtet Remy ausforschend) den ich erwarte; ich kenne ihn zwar nur aus seinen Briefen — aber er will mich hier in einer Stunde mehr Geld verdienen lassen, als alle die Dummköpfe auf dem Zimmerplatz in einem Monat erarbeiten ... Wo er nur bleibt?

Appiani (ihn an der Achsel berührend). Da ist er.

IX. Remy, Appiani, *später* Marianne.

Remy (will sich umdrehen). Ah, endlich, mein Herr!..

Appiani (ihn mit jeder Hand an einer Schulter haltend.) Ich verbiete dir mich anzusehen.

Remy (zornig.) Was? Sie verbieten...?

Appiani (sich hinter ihm haltend). Ich verbiete weil ich zahle. Fügst du dich, so erhältst du die versprochene Summe doppelt. Fügst du dich nicht, so hab ich nichts mit dir zu schaffen; ich finde einen Andern.

Remy. Wenn dem so ist, gut, ich bin blind!

Appiani (ihn loslassend). Du meinst also, dass wir hier bekommen, was wir suchen?

Remy. Ich bürge dafür.

Appiani. Aber ohne Lärmen, ohne Gewalt!

Remy. Ohne alles das. Zweihundert Franken für das Weib und —

Appiani. Vierhundert für dich.

Remy. So gut als geschehen. Wohin bring ich das Ding?

Appiani. Du übergibst es mir gleich hier — gegen dein Geld. Ist der Tausch geschehen, so gehst du rechts, ich links.

Remy. Gut, ich bin ein blindes Werkzeug, ein Mittelsmann mit verbundenen Augen; aber warum legen Sie dann nicht selber Hand an?

Appiani. Weil es eine Mutter geben könnte, die weniger fügsam und aufgeklärt wäre als du; und weil ich nicht will, dass sie mich je wieder erkennen kann.

Remy. Aber wie, wenn sie mich wieder erkennt?

Appiani. Was liegt daran, wenn du nicht weisst, wer ich bin?

Remy. So! — ich verstehe kein Wort von der Geschichte.

Appiani. Das will ich eben.

Remy. Nun, dann geht es ganz nach Ihrem Wunsch. Still! (*sieht nach links.*) Ich bemerke Jemand; ein Frauenzimmer. Ziehen Sie sich zurück und lassen mich machen!

Appiani (*sich entfernend.*) An's Werk und eile dich!

Marianne (*von links mit dem Kind, worüber das Tuch.*) Hier, hier muss es sein.

Remy (*sie erkennend.*) Wen seh ich?

Marianne (*erschreckt.*) Ist da nicht Jemand? (*zieht sich wieder zurück.*

Remy (*für sich.*) Sie wird uns gefolgt sein — ihrem Mann und mir, um die Beute wieder herauszubekommen . . .; wenn sie mich erkennte, ginge meine Unternehmung schief (*zieht sich in den Hintergrund rechts zu Appiani.*)

Appiani. Nun, dieses Weib?

Remy. Mit der ist nichts zu machen . . . aber halten wir uns jeder an eine Seite der Strasse und längstens in einer Stunde ist Ihr Verlangen erfüllt. (*Er rechts, Appiani links ab.*)

X. Marianne, *allein.*

(*Tritt wieder leise herbei, immer ihr Kind tragend, das man aber nicht sieht.*) Niemand! . . . Niemand mehr zu sehen. Ja hier ist es (*um sich blickend*) — zum dritten Male bin ich nun da, ohne den Muth zu haben . . . Und doch muss es sein, es muss sein, wenn ich es nicht vor Hunger und Kälte sterben sehen will. Mein Kind vor meinen Augen sterben sehen . . . mein armes Kind, um das ich so viel gelitten und so oft meine Thränen zurückgezwungen! Schon bis jetzt hielt ich mich für

unglücklich — aber vollends heute, da ich mich von ihm trennen, da ich es verlassen muss . . .! Verlassen . . . o mein Gott, ist es nicht ein Verbrechen, was ich jetzt begehen will? — Ja, ja ein Verbrechen! . . . Und doch, was bleibt mir anderes übrig?! Ich habe kein Geld mehr, um Kohlen zu kaufen, um seine kleinen Glieder zu erwärmen; kein Geld mehr für die Milch, die ihn am Leben erhalte . . . ich habe nichts, nichts mehr . . . armer Wurm, ich muss dich wohl verlassen! — Du kannst mich noch nicht verstehen, armer Kleiner! aber Gott versteht mich für dich . . .! er sieht meine Thränen, er hört meinen Schwur, den Schwur, nur für dich zu leben, unermüdlich nur für dich zu arbeiten, dass ich dich widerbekomme! . . . denn . . . sie werden dich mir wohl wiedergeben . . . ja! ja! sie geben dich mir wieder! Wüsste ich das nicht .. besser dann, wir stürben gleich zusammen. Aber nein! das sind gute Menschen da drinnen, die werden für dich sorgen, gut sorgen; . . . sie werden die Zeichen wohl aufbewahren, die ich zu dir gelegt, und wodurch du von andern Kindern zu unterscheiden seist . . . (*nachdenkend.*) Ja, ja, ich habe nichts vergessen! . . . (*das Kind befühlend.*) O Himmel es ist schon ganz kalt . . . hätte ich zu lange gezögert? . . . Es muss sein! so leb denn wohl mein Alles Du! (*küsst es.*) Nein, nein, kein Lebewohl! blos auf Wiedersehen, mein Herzenskind! auf baldiges, baldiges Wiedersehen! (*Sie rafft sich zusammen, eilt gegen das Hospiz, legt das Kind links in die Wendenische, zieht an der Klingel und wie diese innen ertönt, dreht sich die Nische und das Kinde verschwindet hineinwärts. Diese Stelle der Scene muss durch das Laternen- oder beliebiges Mondlicht gut beleuchtet sein.*) O mein Gott! (*schreiend.*) Nein, nein! ich will nicht mehr! Gebt mirs zurück! (*Sie fällt ohnmächtig zu Boden; in diesem Augenblick erwacht Bertrand durch ihr Geschrei und erhebt sich.*)

XI. Bertrand, Marianne.

Bertrand. Was gibts denn da? Remy! Remy!... nicht mehr hier? Ich hörte einen Schrei, der mir so weh that. Pah, werde wohl geträumt haben! Aber wo zum Teufel steckt Remy? (*steht auf, sein Fuss stösst auf Mariannens Körper*) Remy! Remy! Was ist denn das hier? Ein Weib, ein ohnmächtiges Weib. (*beugt sich und besieht sie*) Barmherziger Himmel, das ist Marianne, (*sie rufend*) Marianne! Meine arme Marianne! (*hebt sie empor*).

Marianne. (*zu sich kommend*) Mein Kind! . . . verlassen! . . . verloren für mich . . .

Bertrand. Unser Kind . . . ? Was sagt sie? und wie kommt sie hierher? zu dieser Stunde . . . und vor dieses Haus? . . . . Ich zittere . . . ! Marianne! sprich, antworte mir!

Marianne. (*ihn anblickend, mit Schaudern*) Ha! Bertrand! (*reisst sich von ihm los*) Lasse mich, Unseliger!

Bertrand (*erschüttert.*) Marianne . . . stütze dich auf mich!

Marianne (*tonlos.*) Auf dich? fort, fort von mir!

Bertrand. Aber du zitterst am ganzen Leibe, du bist krank . . .

Marianne (*wie oben.*) Was kümmerst du dich darum — du!

Bertrand (*zitternd.*) Sage mir wenigstens, was du hier gethan? sage, wo ist . . . wo ist unser Kind?

Marianne. Unser Kind! So bist du nicht mehr betrunken, weil du daran denkst? (*nimmt ihn am Arm und führt ihn an die Wendenische*) Sieh her — dahin hab' ich es gethan!

Bertrand (*vernichtet.*) Gerechter Gott.

Marianne (*schluchzend*) Ja, dahin! ich habe es verurtheilt fern von seiner Mutter und vom Brode des Almosens zu leben.

Bertrand (*in Verzweiflung.*) Mein Kind! mein armes Kind! Und du, du hast das gethan?!

Marianne. Ja ich hab es gethan, ich! (*ausbrechend*) Doch nein, ich nicht, es ist nicht wahr, du hast es gethan, du allein — hörst du! Wer hat in einem Jahr mein Erspartes von zehn Jahren vergeudet? War ich es, sprich! Wer hat in unser Hauswesen Verfall und Elend gebracht? War ich es, sprich! Wer hat mein letztes Blutgeld hinausgeworfen und dem armen kleinen Geschöpfe seine Nahrung gestohlen? War ich das Alles, sprich — sprich!

Bertrand. Ja, du hast Recht, ich bin ein Nichtswürdiger, ein Verworfener! . . . aber ehe so etwas geschah, ehe mein Kind verstossen wurde, hätte ich alles in der Welt gethan! Warum sprachst du nicht offen mit mir, dass nichts anderes dir übrig bleibt? dass ich nur durch Arbeit und Fleiss retten kann! Einsicht und Muth kommen, wenn es gilt, sein armes Kind nicht zu verlassen!

Marianne (in Verzweiflung.) Der Muth? o, ich weiss es, ich, die ich ihn mitten in meinem Jammer nicht verlor. Arbeit? ja Arbeit vermag viel, ich, ich, weiss es, die Tag und Nacht für ihr Kind arbeitete . . . Und von dem Augenblick an, wo der Arzt sagte: «Wenn euer Kind keine Amme bekommt, so stirbt es,» o da fühlt' ich doppelte Kraft — und einen Monat hindurch sparte ich Heller um Heller zusammen für die Genesung meines Kindes. Dieses Geld, ich hatte es gut verborgen, denn es war das Leben meines Kindes! . . . Da schlich ein Dieb in unsere ärmliche Kammer, entdeckte meinen Schatz und stahl ihn mir . . . Und dieser Dieb warst du!

Bertrand. Ja, ich Unglückseliger, ich war es! Aber jetzt will ich alles wieder gut machen, komm!

Marianne (ihn von sich stossend.) Mit dir? . . . Niemals!

Bertrand. Wie?

Marianne (wie oben.) Niemals! sage ich dir. Nahe mir nicht, berühre mich nicht; o, schon dich zu sehen

macht mich schaudern! Gelt, du wunderst dich, mich so reden zu hören, mich, die alles ertrug, ohne zu klagen? Das war damals, wo ich mein Kind noch hatte als Trost . . . da litt ich nur allein durch dich — ich war ein unglückseliges Weib und ergab mich darein. Jetzt aber hast du mich verdammt eine schlechte Mutter zu sein . . . und damit endet alles zwischen uns . . . Fort von mir! ich kenne dich nicht mehr.

Bertrand (mit Thränen.) Marianne, ich will, ich kann mich auch nicht entschuldigen . . . ich will nicht sagen, was in mir vorgeht . . . ich könnte es jetzt ebenso wenig. Aber da du mich von dir stössest . . . nichts mehr von mir wissen willst . . . so bitte ich dich nur noch um Eines: sage mir das Zeichen, gegen dessen Angabe die dort unsern Sohn zurückgeben werden.

Marianne. Ich sage dir es nicht.

Bertrand. Und warum nicht?

Marianne. Weil du auf dem geraden Wege zur Galeere bist, und ich nicht will, dass du ihm diesen eines Tages zeigest.

Bertrand (erbittert.) Marianne, nimm dich in Acht!

Marianne (weinend.) O tödte mich! das gilt mir gleich in dem Loose, das ich jetzt trage.

Bertrand (bewegt.) Kann dich denn nichts bewegen?

Marianne. Nichts! . . . ich würde sterben und doch schweigen.

Bertrand (*weinend.*) O das ist traurig, das ist böse von dir Marianne! .. so schuldig ich auch bin, ich bin gestraft genug, und du solltest mich nicht ganz vernichten! (*Hier erscheint Appiani im Hintergrund, besieht und belauscht die Beiden; tritt dann unter die Laterne, zieht ein Portefeuille heraus und schreibt dasjenige auf, was Marianne als Kennzeichen des Kindes angibt.*) Wann wir also Beide werden gestorben sein, ich durch Verzweiflung und Reue, du durch Verlassenheit und Kummer — denn ich kenne dich, du lebst nicht lange, wenn ich dir

unser Kind nicht wiederbringe, arme Marianne! — und dann ihm Niemand wird sagen können: «da liegt deine Mutter, eine brave würdige Frau, die dich so sehr liebte,» kein Mensch ihm den Hügel und das Kreuz wird weisen können, daran er knien und beten möchte ... O nein, nein, Marianne, das ist unmöglich, das kannst du nicht! Verlass mich, fluche mir, aber lass mir mindestens die Hoffnung, dich zu finden, wann ich durch Arbeit und Entbehrungen dir deinen Sohn wiederzubringen im Stande bin.

Marianne. Wohlan denn, ich will es sagen.

Bertrand. Dank dem Himmel! endlich . . !

Marianne. Aber vergiss nie, dass ich dich nur mit ihm wiedersehe.

Bertrand. Nur mit ihm, ich gelob' es.

Marianne (*von Thränen unterbrochen.*) Ich fügte einen Zettel bei ... worauf ich seinen Namen geschrieben ... Karl Bertrand ...

Bertrand. Was weiter?

Marianne. Unter dem Kissen band ich meinen Trauring und den geweihten Zweig ein, der über seiner Wiege gehangen ...

Bertrand. Ist das Alles?

Marianne. Alles ... Und nun ... leb wohl! (*ab nach links.*)

Bertrand. Leb wohl, Marianne! — — ich bringe ihn dir wieder, oder ich sterbe im Mühsal. (*Ab nach rechts hinten.*)

Appiani (*in den Vordergrund tretend und wiederholend, was er niedergeschrieben.*) Karl Bertrand ... ein Trauring ... ein geweihter Zweig ... das genügt! (*Schreitet auf das Mittelthor des Hospizes zu, zieht dort die Klingel; bald darauf öffnet sich das Thor und lässt einen erhellten Raum sehen; ein Diener des Hauses empfängt den Ankömmling; Appiani tritt hinein; der Vorhang fällt, während das Thor wieder zugeht.*)

DRITTER ACT.

Scene: Reichmeublirter Salon bei Frau von Bussières; im Hintergrund grosse Flügelthüre; vorn links und rechts Seitenthüren; rechts neben der Thüre ein Fenster; links dem Fenster gegenüber, eine kleine geheime Thüre; Gueridon mit einem kleinen Verschluss; links ein Sopha; Fauteuils im Hintergrund und am Fenster.

I. Appiani, Charlotte, Wilhelm.

(Wenn der Vorhang aufgeht ist es noch fast Nacht; Appiani schleicht vorsichtig durch die geheime Thüre herein, späht um sich herum, geht dann an die Hauptthüre zu sehen, ob Niemand kommt, dann gegen die Thüre rechts. Aus der Thüre links hört man einmal schellen; der Tag bricht nach und nach an; Appiani zurück in die geheime Thüre, sichtbar.)

Wilhelm (*tritt ein.*) Einmal geschellt ... Madame verlangt ihr Kammermädchen. Sehr früh wach Madame, das muss man sagen; aber auch nicht zu wundern — sie ist voll Unruhe seit der Abreise des Herrn Doctors! (*man hört nochmals schellen; Charlotte stürzt rasch herein.*) Nun eilen Sie doch Mamsell Charlotte, Madame schellt schon zum zweiten Mal.

Charlotte. Zum zweiten Mal ... o schnell! (*rasch ab Thüre links.*)

Wilhelm. Arme Frau! ... und schon seit zwei Tagen keine Nachrichten vom Herrn Doctor. (*Appiani bemerkend, der sich an die geheime Thüre zurückgezogen.*) Ach! mein Gott ...

Appiani. Still! was hast du denn?

Wilhelm. Ach, ich war weit entfernt, Sie hier zu vermuthen . . . Sie müssen gekommen sein, ohne dass eine Seele Sie gesehen. Soll ich die gnädige Frau von der Ankunft des Herrn Doctors benachrichtigen lassen?

Appiani. Nein! . . . tritt hier her und antworte . . . aber vor allem sprich leise: Was hat sich während meiner Abwesenheit hier zugetragen?

Wilhelm. Die gnädige Frau weinte viel . . . sie rief immer nach ihrem Kinde, das sterben wolle, wie sie sagte . . . und wir mussten der uns von Ihnen gewordenen Befehle stets eingedenk sein, um zu hindern, dass sie fortreise und Sie suche. Sie bat und beschwor uns so sehr, dass die Andern vielleicht nachgegeben hätten, wäre ich nicht dagewesen.

Appiani. Das war wohl nur in den ersten Tagen; aber später?

Wilhelm. Später beruhigten Ihre Briefe sie ein wenig; als Sie aber nun zwei Tage nicht schrieben, während sie gewohnt war, an jedem Morgen einen Brief von Ihnen zu erhalten, — da war sie gestern in der grössten Bewegung.

Appiani (*kalt.*) Gut.

Wilhelm. Und wenn ich nach dem raschwiederholten Schellen von vorhin recht schliesse, so ist ihre ganze Unruhe heute wieder erwacht.

Appianni (*sehr kalt.*) Sehr gut!

Wilhelm. Aber der Herr Doctor bringen wahrscheinlich recht gute Nachrichten . . .?

Appiani (*stolz.*) Herr . . . Wilhelm!

Wilhelm (*den Kopf beugend mit demüthigem Tone.*) Verzeihen Sie, verzeihen, Sie Herr Doctor?

Appiani. Sonst kam nichts vor? Keine Besuche?

Wilhelm. Keine.

Appiani. Keine Briefe?

Wilhelm. Einer nur, von einem Herrn Theobald;

ich erfuhr das leicht, weil ihm sogleich geantwortet wurde und ich diese Antwort besorgen musste.

Appiani. Von Theobald? (*bei Seite.*) Ich errathe den Inhalt; — er wartete bis die Wittwentrauerzeit vorüber ... und bittet jetzt, sich präsentiren zu dürfen. aber es ist nun einmal das Schicksal dieses Vetters immer zu spät zu kommen.

Wilhelm. Haben Sie sonst noch Befehle für mich.

Appiani. Ja, du bleibst hier. (*Wilhelm beginnt die Meubles zu ordnen etc., Appianni für sich.*) Das ist ein Kampf der jetzt losgeht — ein Kampf zwischen uns zweien, Herr Theobald! ... Ein sehr sonderbarer Krieg, denn wir beide rechnen auf eine und dieselbe Hülfsmacht — auf Sophie. Er hat die Frau für sich: ich aber — die Mutter. ... Wilhelm!

Wilhelm (*näher tretend*) Herr Doctor!

Appiani. Wenn Frau von Bussières vielleicht fragen sollte, so erinnere dich wohl: du hast mich nicht gesehen; ich bin noch nicht zurück; — hast du mich verstanden?

Wilhelm. Vollkommen, Herr. (*Appiani ab, Thüre rechts.*)

II. Wilhelm *allein.*

Du hast mich nicht gesehen ... ich bin noch nicht zurück. ... Und von ihrem Kinde, das bei der Amme auf dem Lande dem Tode nahe sein soll, hat er nichts gesprochen. Dieser Signor Appiani liebt die Fragen nicht! ... und doch hätt' ich gar zu gern erfahren. ... Viel Werth liegt an diesem jungen Leben! ein kleines Wesen von drei Monaten, auf das mehrere Millionen übergehen werden! Und dem Herrn Doctor, der unsere gnädige Frau heirathen soll, muss viel daran gelegen sein, dass der Kleine leben bleibe ... natürlich, denn mit seinem Tode fiele das grosse Vermögen an die Verwandten des seligen Barons Bussières.

Nun, er wird gewiss leben bleiben, denn der Herr Doctor sind ja ausserordentlich geschickt!

III. Sophie, Charlotte, Wilhelm.

Sophie (*Aus der Thüre links tretend zu Charlotte.*) Also gut, . . . wenn diese Frau unglücklich ist, wie man dir gesagt und dabei ordentlich . . .

Charlotte. Gnädige Frau mögen davon überzeugt sein, meine Muhme Margarethe bürgt für ihre Redlichkeit.

Sophie. Dann mag sie kommen . . . ich nehme sie in meine Dienste.

Charlotte (*rückwärts ab, Wilhelm gewahrend.*) Nichts gekommen? keine Nachricht vom Doctor?

Wilhelm (*stockend.*) Nichts . . . gnädige Frau . . . nichts?

Sophie. 's ist gut. (*Wilhelm durch die Haupthüre ab.*) Zwei Tage, zwei lange Tage . . . und keine Nachricht von meinem Kinde . . . und mich kettet man hier an! (*setzt sich auf's Sopha.*) Ich kann nicht zu ihm fliegen . . . und in diesem letzten Briefe Appiani's nur unbestimmte Hoffnungen! (*den Brief durchsehend, den sie in der Hand hat.*) «Ich begreife Ihre Unruhe, da Sie von ihm getrennt und ferne sind . . . und doch, ich schwöre es Ihnen, soll ihm nicht das Geringste mangeln, nichts was die zarte Sorgfalt einer liebevollen Mutter, nichts was die wirksamsten und geheimsten Mittel unserer Kunst zu bieten im Stande sind.» . . . Ach ja, ja! ich hoffe es, er wird ihn retten! Aber warum dieses Stillschweigen? warum zwei Tage ohne ein Wort für mich?

Wilhelm (*tritt meldend ein.*) Herr Theobald von Bussières!

Sophie. Er! . . . (*sich erhebend.*) Er ist willkommen (*Wilhelm ab.*) Ich wusste, dass er kommt . . . ich erwartete ihn . . . und doch bin ich so bewegt, ich bebe.

(*Wilhelm führt Theobald ein und geht ab.*)

VI. Sophie, Theobald.

Theobald (*ihre Hand ergreifend.*) Sophie! theuere Sophie! (*ihre Hand wieder loslassend.*) O verzeihen Sie, gnädige Frau . . .!

Sophie (*mit erzwungener Ruhe.*) Wozu Entschuldigungen, Theobald? warum liese ich meine Hand nicht in der Ihrigen? Sind Sie nicht der Freund, der Gefährte meiner Jugend? (*Pause.*) nicht auch der nächste Verwandte meines Gemahls?

Theobald. Ihres Gemahls! . . . Gott hat ihn zu sich gerufen, und ich vergesse den Jammer, den er mir bereitet . . .

Sophie (*wie oben.*) Wenn Sie jene Erbschaft meinen, jenes Vermögen, das die Unbilligkeit Ihrer Tante ihm allein zugewendet, so vernehmen Sie, dass er sterbend die Absicht hatte . . .

Theobald. Kein Wort, o kein Wort davon! Sie Sophie, wissen, dass es nicht dieses Gut war, dessen Verlust mich in Verzweiflung brachte. Vermögen! was lag mir am Vermögen! Gerne hätte ich ihm auch noch das überlassen, was ich selbst mit so unsäglicher Mühe erworben, von Herzen hätte ich ihm Alles gegeben und ihn gesegnet, wenn er mir das einzige Kleinod gelassen, mein einziges Glück das er meinem Herzen geraubt hat! — Aber was ich Ihnen da sage, das wissen Sie längst Alles, Sophie. Nicht etwa um Sie mit erbärmlichen Geldangelegenheiten zu behelligen, bat ich Sie gestern schriftlich um eine kurze Unterredung; nein, ich wollte zu Ihnen sprechen: — Sophie, diese Liebe, die ich seit unserer Kindheit für Sie gefühlt, Thränen haben sie nicht ausgelöscht, sie wuchs im Schmerze und in der Verzweiflung, — und heute, wo Ihre Trauerzeit um ist, haben Sie über mein Schicksal zu beschliessen, heute lege ich mein Leben in Ihre Hände.

Sophie. Und ich .... ich wollte Sie lieber sehen

als Ihnen schreiben .... um Ihren Kummer, wenn ich es vermag, zu mildern .... und Ihnen neuen Muth einzusprechen ...

Theobald. Muth? ... Ich dachte nach dem Jammer den ich schon all erduldet, kein neues Unglück befürchten zu müssen! ...

Sophie. Theobald! ... Es gibt Herzen hienieden, für die der Himmel hienieden nur grausame Proben hat! — Theobald, sprechen Sie nicht mehr von Liebe zu mir! ... denn ich gehöre mir nicht mehr an! (*setzt sich*)

Theobald (*ihr zur Seite stehend.*) Grosser Gott! O nein nein! es ist unmöglich!

Sophie. Mein Freund, (*die Hand auf dem Herzen.*) ... ich fühle Ihren Schmerz und beklage Sie innig

Theobald (*bitter.*) Sie beklagen mich? Sie?

Sophie. Ja, ich beklage Sie, Theobald, und Sie thun Unrecht, so bitter gegen mich zu sein und Ihren Worten und Blicken diesen Ausdruck des Vorwurfs zu geben. Sie leiden! ... aber sehen Sie mich an; sagen Ihnen diese rothgeweinten Augen und diese blassen Wangen nicht, wieviel ich gelitten habe?

Theobald. Sie Sophie! ... Sie, gnädige Frau!

Sophie (*schmerzlich lächelnd.*) Nicht wahr, ein unerwartetes Geständniss, das ich Ihnen ablege? Konnte mir das Glück fehlen? ... Gab man mir doch einen Gemahl, der Millionen besass! ... Nicht aus eigener Wahl ward ich die seinige — und doch, Gott ist mein Zeuge! an seinem Krankenlager opferte ich mich in Nachtwachen, in Thränen und Gebeten auf. Ich sah in ihm nicht mehr den Gatten, den man mir aufgezwungen — sondern nur den Vater des Kindes, das ich bereits in mir leben fühlte.

Theobald. Aber sein Tod hat Sie wieder frei gemacht!

Sophie. Hören Sie weiter. (*Theobald setzt sich.*) Ich war nicht allein an dem Schmerzenslager meines Ge-

mahls . . . während seiner Krankheit widmete ihm noch Jemand Anderer alle erdenkliche Sorgfalt . . . ein Freund von ihm . . . der Doctor Appiani (*hier öffnet Appiani die kleine Thüre und horcht.*)

Theobald. Appiani.

Sophie. Kennen Sie ihn?

Theobald. Nein! . . . möglich doch . . . ich bitte, fahren Sie fort.

Sophie. Wie ich, wachte er aufmerksam bei dem Kranken: wie ich bot er Alles auf, die letzten Stunden des Sterbenden zu lindern. Und kurz bevor Bussières sein Leben aushauchte, nahm er meine Hand, legte sie in die Appiani's und sprach: Wenn du nach meinem Tode eines Freundes, eines stützenden Armes bedarfst, o so gedenke seiner, Sophie!

Theobald. Und darin läge eine Verpflichtung für Sie?

Sophie. Hören Sie mich zu Ende, ich bitte. Bald darauf kehrte ich nach Frankreich zurück. Anstrengung und Gram hatten die Zeit, wo mein Kind das Licht erblickte, schneller herbeigeführt. Ach es kam so schwach und kränklich zur Welt — und mein Leiden dabei war so schmerzhaft und lang, dass alle, die uns sahen, mich, die so frühzeitig Mutter geworden und das hinfällige Geschöpf, das vor der Zeit gekommen war — dass alle uns nach dem ersten Mutterkusse dem Jenseits zueilen vermeinten.

Theobald. Aber der Himmel wollte es nicht so!

Sophie. Nein, der Himmel wollte es nicht. Nur eine reinere Luft als die von Paris war für meinen Sohn unumgänglich nothwendig. Man entriss ihn meinen Armen, als ich ihn kaum gesehen, kaum an mein Herz gedrückt hatte. Er musste fort . . . und seit jenem Augenblicke, seit drei ewigen Monaten hält mich meine Schwächlichkeit und der Befehl des Arztes hier eingeschlossen. Jede Stunde brachte mir neue Angst und Unruhe. Eines Tages schrieben sie, mein Kind

sei dem Tode nahe . . . und in meinem Jammer, in meiner Verzweiflung . . . o begreifen Sie das, Sie, der mich liebt! . . . sprach ich zu Appiani: fliegen Sie zu ihm! retten Sie mein Kind, retten Sie es . . . und ich bin die Ihre!

Theobald (*erhebt sich, niedergeschlagen.*) Zu ihm?!

Sophie (*erhebt sich gleichfalls.*) Der Himmel schien seinen Bemühungen gnädig . . . tröstlichere Nachrichten kamen . . . aber seit zwei Tagen erwacht wieder alle meine Angst und Besorgniss . . . denn seit zwei Tagen . . .

V. Die Vorigen, Appiani.

Appiani (*eintretend.*) Seit zwei Tagen, gnädige Frau, ist Ihr Kind gerettet.

Sophie. Gerettet?

Theobald (*Appiani aufmerksam betrachtend.*) Er ist's! kein Zweifel er ist es.

Sophie. Gerettet, sagen Sie . . ?

Appiani. Ja, und um Sie dessen ganz zu versichern: es ist hier, in Ihrer Nähe.

Sophie. Hier! . . o kommen Sie, kommen Sie, Doctor! (*Sie eilt in die von Appiani angedeutete Thüre, er macht Miene ihr zu folgen.*)

(*Sophie ab.*)

Theobald. Einen Augenblick, mein Herr . .

Appiani (*stehen bleibend.*) Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?

Theobald. Erkennen Sie mich nicht mehr!

Appiani (*betrachtet ihn mit unterdrückter Bewegung.*) Sie sind, glaube ich, ein Freund, ein Verwandter der Frau Baronin . . .

Theobald. Nicht dieser Freund, dieser Verwandte ist es, den Sie kennen, mein Herr; als wir uns in Ferrara begegneten, lernten Sie nur mein Gesicht kennen, mein Name blieb Ihnen fremd.

Appiani. In Ferrara? (*gefasst*) ich erinnere mich nicht . .

Theobald. An das, was Sie gern vergessen.

Appiani. Und wär' es demso, beliebte mir's eine angebliche Begegnung zu vergessen — so vergessen Sie wie es scheint, Ihre Stellung in diesem Hause!

Theobald. Was wollen Sie damit sagen?

Appiani. Dass Sie Frau von Bussières lieben und dass Frau von Bussières Ihnen vor wenigen Augenblicken gesagt, sie sei bereits eines Andern . . .

Theobald. Ah, Sie wissen schon, dass sie mir das gesagt . . . ?

Appiani (*heuchlerisch.*) Ja . . . ganz gufällig . . . ich war da drinnen und wachte über ihr Kleinod, ihr Kind . . . . und da sie eben von mir sprach, so liebevoll und vortheilhaft, wie es ihr Herz ihr eingab . . . . so konnte ich mich doch nicht zeigen . . . .

Theobald. Das heißt, Sie horchten? . . .

Appiani (*zornig*). Mein Herr! (*gleich wieder ruhig*) Herr von Bussières, auch die reinste Liebe ist für eine Frau verletzend, die schon einen Andern gewählt hat. Die Anwesenheit eines solchen unglücklich Liebenden ist oft drückend für den Gegenstand dieser Leidenschaft. Sie sind zu sehr Mann von Welt, um das nicht einzusehen . . . . und einen begünstigten Nebenbuhler mit Verläumdung oder erregtem Misstrauen bekämpfen, wäre weder würdig noch edel . . . . ich halte Sie dessen nicht fähig. (*Verbeugt sich gegen ihn und geht ab.*)

VI. Theobald *dann* Marianne.

Theobald. So viel Kühnheit, dass ich fast irre werde! . . . . und doch wurde er bei meinem Anblick verlegen; . . . . O kein Zweifel, er ist es, er ist es! . . . . Aber wie ihn entlarven? . . . .

Wilhelm (*Mariannen einführend.*) Warten Sie hier; ich will Sie der gnädigen Frau melden.

Theobald. Darf ich Sophie in den Händen eines solchen Menschen lassen? Niemals — unmöglich!

Marianne. (*aufblickend*) Diese Stimme . . . .

Theobald. Ja, ich verlasse dieses Haus, Signor Appiani, aber nur um das Mittel zu suchen, Sie daraus zu vertreiben. (*Rasch ab.*)

Marianne, (*hat einen Schritt auf ihn zu gethan.*) Herr Theobald. . . . . Er hat mich nicht erkannt . . . . . ach, das Elend verändert uns schnell! . . . . Seit ich allein bin bat ich Margarethe, mich in das Haus zu bringen, wo sie mir eine Stelle ausgefunden . . . . (*rings herum blickend.*) Wie ist hier Alles schön — wie reich und glänzend! Die dieses Haus bewohnen, müssen wohl sehr glücklich sein! . . . . Wenn meine Armuth sie nur nicht zurück schreckt . . . . ach, den Reichen missfällt nur zu leicht der Kummer der Armen und Thränen wollen sie nicht sehen! . . . . Du wirst wohl lächeln müssen, arme Marianne . . . .

VII. Marianne, Sophie.

Sophie. Ich hab' ihn wiedergesehen, ich hab ihn geküsst! O wie glücklich, überglücklich bin ich! (*Maria bemerkend*) . . . . Ach, Sie sind es ohne Zweifel die man mir empfohlen? . . Treten Sie näher . . . . näher.

Marianne. Ja, gnädige Frau, ich komme um . . . . (*sie betrachtend.*) Aber nein, ich täusche mich nicht . . . . Fräulein Sophie . . . . Frau von Bussières . . .!

Sophie. Sie kennen mich? Doch halt, ich erinnere mich auch . . . . . sind Sie nicht die Frau die mit mir an demselben Tage Hochzeit machte?

Marianne. Es ist ein Jahr her, ja, gnädige Frau.

Sophie. Die mir in der Kirche begegnete?

Marianne. Und vor dem Thore Ihres Parkes.

Sophie. Marianne! (*ihren Anzug besehend.*) Arme Marianne!

Marianne. Ja wohl, arme Marianne! Sie sehen diese Kleider an, die mich bedecken? aber nicht darum bin ich zu bedauern! . . . das ist nur Armuth und Elend — was läge daran!

Sophie. Warum suchten Sie mich nicht auf? Warum ist es eine fremde Empfehlung, die Sie in mein Haus führt? Bedurften *Sie* dieser? . . . Es hätte mir so viel Freude gemacht, Ihnen helfen zu können!

Marianne. Ich glaubte Sie weit von hier . . . O sonst wär' ich gekommen . . . . . vor Ihnen hätte ich mich nicht geschämt!

Sophie. Das wäre recht gewesen!

Marianne. Wenigstens hat der Himmel meine Bitten für Sie erhört. . . . . Sie sind glücklich; nicht wahr?

Sophie (*gesenkten Blicks.*) Glücklich!? . . . . Glücklich, doch nur als Mutter.

Marianne. Wie, *nur* als Mutter glücklich! das ist ja Alles, das ist ja das ganze Leben (*bricht in Thränen aus.*)

Sophie (*für sich.*) Welcher Schmerz in ihrer Stimme liegt! (*laut.*) Was ist Ihnen denn widerfahren, Marianne?

Marianne. Ich habe meinen Sohn verloren.

Sophie. Verloren! todt?

Marianne. O nein, nein . . . aber er ist . . . . er ist fort! Ach ich kann es Ihnen nicht sagen, und Sie würden mich doch nicht verstehen! Sie sind reich und ahnen nicht wohin Elend führen kann . . .

Sophie. Reden Sie! reden Sie . . . . ich bitte darum!

Marianne. Nun wohl! Es gibt in Paris ein grosses, sehr geräumiges Gebäude, und das doch immer angefüllt sein soll; . . . ein Haus, wohin schlechte Mutter ihre Kinder bringen . . . , O ich war keine solche schlechte Mutter und doch . . . . !

Sophie. O Unglückliche!

Marianne (verzweiflungsvoll.). Nein, nicht ich habe ihn dahin verstossen, gnädige Frau . . . .das Elend that es . . . . o begreifen Sie mich? . . . .das Elend ganz allein!

Sophie. Das Elend! arme Frau! arme Marianne! Eine Mutter, und ihres Kindes beraubt, das ist entsetzlich!

Marianne. Ja, ja entsetzlich, nicht wahr?

Sophie. Nein, es soll nicht in jenem grässlichen Hause bleiben!

Marianne. Was sagen Sie da, gnädige Frau?

Sophie. Ich sage dass es von dort wieder geholt werden muss, heute noch, in dieser Stunde, in diesem Augenblick . . . .

Marianne. Wieder geholt? . . . . aber wie? . . . ich kann nicht . . . . ich habe nichts; nichts . . . .

Sophie. Denken Sie denn dass ich Sie verlassen könnte?

Marianne. Wie, Sie! O gnädige Frau!

Sophie (nimmt Geld aus der Cassete.) Da! da! geben Sie was man verlangt! . . . wär' es nicht genug — Gott sei Dank', ich bin reich!

Marianne. Mein Kind wiedersehen! es schon jetzt umarmen können, da ich mich auf so lang, vielleicht auf immer von ihm getrennt glaubte . . . . !

Sophie. Sie bringen es hieher, zu dem meinen, das er nun nicht mehr verlassen soll!

Marianne. Dank, Dank, gnädige Frau! . . . . sehen Sie . . . . ich bin so wenig an Glük gewohnt . . . . dass mein armer Kopf sich verwirrt . . . . und mir die Worte fehlen. Ich weiss nicht . . . . ich kann Ihnen nicht sagen, was ich hier empfinde . . . . ! *(Ausbrechend)* Ja, darum hat uns Gott beide in dieselbe Kirche geführt . . . . dass Sie mir jetzt mein Kind wiedergeben! . . . . Ich habe nichts als nur mein Leben, aber glauben Sie gnädige Frau, ich würde es mit Seelenfreude für Sie hingeben! *(Ab.)*

VIII. Sophie, Appiani.

Sophie. Arme Mutter! Gepriesen sei der Himmel, der sie mir gesendet.

Appiani. *(mit Wilhelm und Charlotte, die eine reiche Wiege hereintragen)* Stellt die Wiege gegen das Fenster hin, das in den Garten sieht. *(Sie thun es, doch so, dass das Wiegendach dem Zuseher zugewendet ist. Dann geht Wilhelm durch die Hauptthüre, Charlotte rechts ab.)*

Sophie (*auf Appiani zugehend.*) Immer mit uns beschäftigt Doctor!

Appiani. Weil noch immer alle Sorgfalt nöthig ist.

Sophie (*sich der Wiege nähernd.*) Armer Engel! er hat schon so viel gelitten.

Appiani. Ja wohl, gnädige Frau: sein Zustand erregte bereits vielfache Besorgnisse . . . Erst war es ein hitziges Fieber, das an seinem Leben zehrte und nicht weichen wollte . .

Sophie. Mein Gott! . .

Appiani. Dann folgte eine Abspannung und Schwäche . . dass Sie eine Leiche vor sich zu sehen gemeint hätten.

Sophie. O Dank, Dank, dass Sie mir diesen entsetzlichen Anblick erspart haben!

Appiani. Endlich kam die letzte Krisis, die stärkste und gefahrvollste von allen:.. seine bleichen Wangen wurden mit einmal dunkelroth; seine starren lichtlosen Augen belebten sich mit unheimlichem Feuer, als suchten sie nach Ihnen; seine kleinen schwachen Glieder rangen in konvulsivischem Schmerz und seine Lippen thaten sich auf als wolle er nach seiner Mutter rufen! . . .

Sophie (*angstergriffen.*) O Doctor, Doctor!

Appiani. Und ich habe ihn gerettet, denn Sie sehen ihn ruhig und lächelnd vor sich liegen.

Sophie. Ja, gerettet . . . gerettet durch Sie! . . Ich halte Ihnen meinen Schwur . . ich schwöre es Ihnen nochmals (*reicht ihm die Hand.*)

Appiani. Dieser Schwur ... wiewohl er die Wonne und das Glück meines Lebens enthält, ich hätte Sie doch nie an ihn erinnert! Aber ich erwartete die freiwillige Wiederholung von Ihren Lippen, ... ich erwartete sie mit wahrer Beklommenheit ...

Sophie. Konnten Sie an mir zweifeln, Doctor?

Appiani. Nein! ... aber ich kenne mich selbst, gnädige Frau, ... ich weiss, wie gering mein Werth ist ... und zitterte vor einer gefährlichen Mitbewerbung.

Sophie. Ich verdanke Ihnen das Leben meines Kindes ... das ist in meinen Augen der höchste, heiligste Anspruch. ... Und sobald Sie die Zeit festgesetzt, ... den Tag unserer Vermählung bestimmt haben, so erinnern Sie mich an mein Versprechen ... ich zögere nicht ...; ich werde Ihre Frau.

Appiani. Und dann bin ich es, den Sie so glücklich machen, dass kaum mein ganzes Leben hinreichen wird, Ihnen dafür zu danken!

IX. Die Vorigen, Marianne.

Marianne (*ganz ausser sich.*) Gestohlen! Geraubt!

Appiani. Was ist das?

Sophie. Was gibt es? was ist Ihnen, Marianne?

Marianne. Was mir ist? Haben Sie es nicht gehört? ... Man hat es mir genommen, gestohlen.

Sophie. Was denn?

Marianne. Was? ... mein Kind!

Appiani (*bei Seite.*) Wer ist dieses Weib, was will sie?

Sophie. Aber erklären Sie mir doch, Marianne ...!

Marianne. Was soll ich Ihnen erklären? Man hat es mir genommen, — das ist Alles!

Appiani. Aber wie denn? Ihr Kind? zu Hause?

Marianne. Nein, mein Herr, nein! o zu Hause, wer hätte das vermocht? wann hätte ich nicht darüber gewacht! Aber das Elend zwang mich, es auszusetzen.

Appiani (*betroffen.*) Auszusetzen?

Marianne. Doch durch die Güte der gnädigen Frau

sollte ich es wieder bekommen. Ich fliege hin nach dem Hospital, ich trete ein, ich frage nach meinem Kinde, . . . man antwortet mir, dass ein Herr dagewesen, ein reicher Herr, denn er hinterliess dem Hause bedeutendes Geld, — der habe alle Kennzeichen angegeben, die ich dem Kind beigefügt: meinen Trauring, den geweihten Zweig, den Namen, alles, alles — und habe das Kind fortgenommen! . . .

Appiani (*bei Seite.*) Sie wäre es gewesen!

Marianne. Das war unmöglich . . . ich wollte es nicht glauben . . . ich blieb, wiewohl sie mich fortwiesen . . . ich verlangte alle die armen verlassenen Geschöpfe zu sehen, um mich von meinem Unglücke zu überzeugen . . . es war nicht darunter, nicht darunter, gnädige Frau! Da . . . verlor ich meinen Kopf; wie ich fort, wie ich hierher kam, wie ich noch lebe, ich weiss es nicht, ich weiss und begreife nichts mehr . . . (*sie wird ohnmächtig; Appiani und Sophie bringen sie auf das Sopha.*)

Sophie. Aber Doctor, ist es denn möglich, dass so etwas geschehen kann?

Appiani (*zu Marianne.*) Sie werden es wieder bekommen, liebe Frau . . gewiss! . . .

Marianne. Ach, was vermag ich denn, ich armes Weib, aus dem Volke . . . ohne Hülfe . . . ohne Stütze . . . wird man mich anhören? . . .

Sophie. Und ich? Marianne. Ich habe Freunde, ansehnliche und mächtige Freunde. . . . wir wollen es schon wiederfinden . . . Sie sollen es bekommen . . . vertrauen Sie auf mich!

Marianne (*weinend.*) Ja, Sie werden mir helfen, nicht wahr? Sie werden mitleidig und gnädig sein . . . O jetzt, jetzt erst muss man mich bedauern . . . denn ich kann nichts . . . ich weiss nichts mehr . . . O ja, haben Sie Mitleid mit meinem Unglück!

Sophie. Ich verspreche, ich schwöre es Ihnen! Begreife ich Ihren Jammer nicht ganz? . . . bin ich nicht auch Mutter? (*sie deutet auf die Wiege.*)

Marianne. Ja, ja, es ist wahr! Und dies Ihr Kind es wird künftighin zwei treue Diener haben, mich und meinen Sohn — wir werden ganz nur dir leben (*nach der Wiege zu tretend*) du liebes Kind, wann deine Mutter uns gerettet hat, . . (*sie will sich der Wiege nähern.*)

Appiani (*ihr den Weg vertretend.*) Nicht doch, liebe Frau! . . .

Marianne. O, haben Sie keine Angst . . . ich will es nicht erschrecken . . . behüte, . . . ich will es anlächeln . . .

Sophie (*Appiani zurückhaltend.*) Lassen Sie, lassen Sie, Doctor . .

Marianne. Ja mein liebes Kind, wir wollen dich nicht verlassen, wann deine Mutter uns gerettet hat. . . Wir . . . (*das Kind betrachtend.*) . . . wir . . . (*stösst einen gräßlichen Schrei aus.*) Ah!

Sophie. Was ist Ihnen?

Marianne. Barmherziger Himmel . . . das ist . . . ja, das ist . . .

Sophie. Was denn?

Appiani (*bei Seite.*) Wie ist da zu helfen? (*schnell gefasst*) Ja! So! (*schellt heftig.*)

Sophie (*zu Appiani.*) Was sagt sie da?

Marianne (*in den Vordergrund stürzend.*) Ich sage . . . dass dies mein Kind ist, . . . dass man mir es gestohlen . . .!

(*Mehrere Diener kommen auf den Ton der Glocke herein.*)

Sophie. Doctor . . .

Appiani (*zwischen beiden Frauen gebieterisch.*) Und ich sage, dass aus diesem Weibe der Wahnsinn spricht. (*Giebt den Dienern ein Zeichen, die schnell Marianne umgeben.*)

Marianne (*die Hand an der Stirn.*) Wahnsinnig — ich wahnsinnig!?

Sophie. Wahnsinnig! (*sie eilt auf die Wiege zu und stellt sich davor, gleichsam um ihr Kind zu schützen, während der Vorhang fällt.*)

VIERTER ACT.

Scene: Sprechsaal in einem Krankenhause mit Mittel- und Seitenthüren; die erstere offen, gewährt die Aussicht in einen Garten. Vorn links ein Schreibtisch mit allen nöthigen Schreibgeräthen und einer kleinen Glocke; zwei Armstühle.

I. Appiani, ein Krankenwärter
treten durch die Mittelthüre ein.

Appiani. Und Sie sagen, dass Marianne . . .

Krankenwärter. Die arme Frau sträubte sich die ganze Nacht hindurch und schrie immer, dass sie nicht wahnsinnig ist.

Appiani. Sagen das nicht alle Ihre Geisteskranken? nicht wahr? . . .

Krankenwärter. O doch nicht alle, mein Herr.

Appiani. Aber doch die meisten . . . Uebrigens ist ihr Irrsinn gehörig dargethan, zuerst von mir und dann von dem dirigirenden Arzte dieser Anstalt.

Krankenwärter. Mir ist der Auftrag geworden, ihm über die Symptome zu berichten, die ich an ihr beobachte.

Appiani. Ihnen, mein Herr? also Sie sind es, dem sie anvertraut ist? . . . Uns liegt sehr viel an der Genesung dieser Unglücklichen, und Sie werden mir daher erlauben, für die Sorgfalt, welche Sie ihr widmen, erkenntlich zu sein.

Krankenwärter. O allzu gütig!

Appiani. Ich glaube übrigens, wir sind über den Gang der Krankheit ganz einverstanden — und die Symptome, die Sie bemerkt haben, stimmen vollkommen mit denen überein, die mir aufgefallen sind.

Krankenwärter. Aber sehr viel innere Unruhe dabei . . .

Appiani. Ganz recht . . . Ich sehe, dass wir alles Vertrauen in Sie setzen können. . . . unglücklicherweise ist die arme Frau irrsinnig, stark irrsinnig, und da wird es wohl lange Geduld brauchen . . . Nehmen Sie, nehmen Sie, ich bitte! (*gibt ihm Geld.*)

Krankenwärter. Ein so grosses Geschenk . . .

Appiani. Ich sagte Ihnen ja schon, dass wir uns für Marianne lebhaft interessiren. Nehmen Sie nur lieber Freund, und vergessen Sie nichts von dem, was wir beide beobachtet haben.

Krankenwärter. Sein Sie darüber ganz ruhig, mein Herr!

Appiani. Und haben Sie die Güte, dem dirigirenden Arzte zu sagen, dass ich ihn zu sprechen wünsche.

Krankenwärter. Sehr wohl mein Herr (*Krankenwärter ab durch die Mittelthür, wo ihm Remy begegnet; dieser fragt, jener deutet auf Appiani.*)

II. Appiani, *dann* Remy,

welcher erst im Hintergrund stehen bleibt.

Appiani. Alles geht besser, als ich hoffen durfte, und die Worte «sie ist wahnsinnig!» die mir meine Bestürzung eingab, haben mir treffliche Dienste geleistet. . . . Ja, sie ist wahnsinnig und wird es bald vor der ganzen Welt sein, denn ich werde der zweiten Visite des Arztes beiwohnen! . . allerdings eine gute Heirath das, aber, sie wird mich viel kosten. Dieser Kampf gegen Theobald, diese Gefahren und Hindernisse . . .

Remy (ist vorgetreten und unterbricht ihn.) Und fünfzehnhundert Franken, die der Herr mir bezahlen muss.

Appiani. Was? Was wollt Ihr von mir?

Remy. Fünfzehnhundert Franken — also kurzweg.

Appiani (ihn erkennend.) Wie, er? *(laut.)* Wer seid Ihr? ich kenne Euch nicht.

Remy. Wer ich bin? ich habe zwar meine Karte nicht bei mir, aber Ihr Gedächtniss will ich schon auffrischen; Sie sollen meine Namen, Vornamen und Eigenschaften vernehmen.

Appiani. Was kümmert das alles mich?

Remy. O, das kümmert Sie sehr! *(sich vor ihm in Positur stellend.)* Peter Anton Nikolaus Remy, . . . das sind meine Namen; — was meine Eigenschaften betrifft so dauert das länger, denn ich habe deren sehr viele.

Appiani. Fort! macht kurz! man erwartet mich!

Remy (den Ton ändernd.) So? . . . Also denn sehr kurz: ich bin der Mann, den Sie dazu brauchen wollten, Ihnen ein Kind zu verschaffen. Unser Vertrag war in Ordnung, da griffen Sie ohne mich zu, und schnappten mir den Bissen vom Munde weg. . . . Aus dieser Ursache verlange ich zweitausend Fr. von Ihnen.

Appiani (verächtlich.) Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt?

Remy. So beiläufig . .

Appiani. Dann seht dass Ihr fortkommt.

Remy. Fortkommen? Gut! so geh' ich zu Herrn Theobald und zu der Baronin von Bussières.

Appiani (erschreckt.) Von Bussières? Du weisst also . . . ?

Remy. Alles . . . . dass Sie ihr Mariannens Kind als ihr eigenes unterschoben haben, um eine gute Heirath zu machen . . . Und in dem Augenblick wo Ihnen alles gelingt und das hübsche Geschäft fast schon abgemacht ist, bedenken Sie sich wegen lumpiger zweitausend fünfhundert Franken, . . . o, das ist kleinlich und knauserig von Ihnen!

Appiani. Leiser, leiser! du Unglücksmensch.

Remy. Sie dachten ohne mich fertig zu werden, das brachte Sie ins Unglück, denn ich hielt an dem mir versprochenen Gelde und folgte Ihnen . . . Einmal auf der Spur durch das, was ich über den kleinen Bertrand erfuhr, errieth ich bald den Rest und legte mich auf die Lauer. Remy, sagte ich zu mir, man will dich um tausend Thaler bringen, mein guter Kerl; aber sei ruhig, das soll dir vier tausend Franken eintragen.

Appiani. Schweige, schweige, Elender!

Remy (*noch lauter.*) O dem werden Sie kein Schweigen auferlegen, den werden Sie nicht einsperren lassen, der hat ein ganz gutes Gehirn, der! . . . es würde schwer halte, mich für eine unglückliche Mutter auszugeben, die den Verstand verloren.

Appiani. Aber wenn ich dir gebe, was du verlangst, wirst du dann schweigen?

Remy. Dann . . . ja! sobald ich die fünf Billets jedes zu 1000 Franken in Händen habe . . .

Appiani. Du sollst sie haben.

Remy (*b. S.*) Hätt' ich gewusst, dass er so schnell einwilligt . . .!

Appiani. Aber ich will nicht durch Vorausbezahlung auch künftig noch deinen Forderungen ausgesetzt sein. Am Tage meiner Hochzeit bekommst du das Geld.

Remy. Ich bin's zufrieden.

Appiani. Du verräthst mich also in keinem Falle?

Remy. Sind Sie vernünftig . . . ich habe zwei gute Gründe, um es nicht zu thun; zuerst meinen Vortheil — und dann meinen Hass gegen diesen heuchlerischen Wicht Bertrand, der feig in die Arbeit zurückkehrte und mich aus seiner Kammer hinausjagte.

Appiani. Also der Handel ist geschlossen?

Remy. Ja, und diesmal bin ich sicher, dass Sie mir keine Seitensprünge machen . . . denn ich hole

mir mein Geld auf Ihrer Hochzeit . . . (*seinen Anzug musternd.*) Aber in diesem Negligé kann ich doch nicht gut auf Ihrem Ehrentag erscheinen . .

Appiani (*gibt ihm seine Börse.*) Da nimm — und lass mich jetzt. Du weisst nun, wann du den Rest zu holen hast.

Remy. Den Rest? Schämen Sie sich! das hier zählt nicht, das ist blos zur Anschaffung . . . mein Toilettengeld . . . um durch meine Erscheinung dem «gnädigen Herrn» Ehre zu machen.

Appiani. Man kommt . . . mach fort, Elender!

Remy. Auf Wiedersehen, mein grossmüthiger Freund. (*ab.*)

Appiani. Wieder eine Gefahr überstanden. Jetzt Nur noch eine: Mariane! und ich hoffe, bald soll auch die nicht mehr zu fürchten sein. Dieser Arzt ist, was man einen ehrlichen Mann nennt; ich muss ihn in mein Interesse ziehen; was für ein Mittel gäb' es da? . . .

I. Appiani, der Doctor.

Doctor (*aus der Thüre links.*) Sie verlangten mich zu sprechen, mein Herr?

Appiani. Ja, Herr Doctor. (*Doctor ladet ihn ein sich zu setzen*) Ich komme im Namen der Baronin von Bussières und in meinem, Ihnen eine Ihrer armen Kranken besonders zu empfehlen.

Doctor. Mein Herr, meine Sorge erstreckt sich gleichmässig auf alle Unglücklichen dieses Hauses.

Appiani. Wir wissen das Herr Doctor, und ich komme nur Ihnen zu sagen, dass wir für diese Behandlung, die gewiss lang und mühevoll sein wird, keine Kosten scheuen wollen. Schon mit Vorbedacht wählten wir Ihre rühmlichst bekannte Anstalt . . . und welche Summe immer Sie verlangen mögen . . . ich bin bereit . . .

Doctor. Verzeihen Sie mein Herr . . . Ich bin der Arzt dieses Hauses, mein Gehalt beziehe ich von der Direction, und es ist mein Grundsatz, für die Erleichterung, welche die Wissenschaft hier gleichmässig allen Leidenden zufliessen lassen will, von keiner andern Seite etwas anzunehmen.

Appiani (b. S.) Damit geht es nicht. *(laut)* Ihre edle Weise ist uns bekannt: wir wollten das Geld auch nur in Ihre Hand legen, dass Sie es als Unterstützung an bedürftige Leidende vertheilen . . . O ja mein Herr, ich kenne Sie längst, obgleich ich erst kurze Zeit in Ihrem schönen Frankreich lebe.

Doctor (freundlich.) Wie . . . Sie kennen mich?

Appiani. Auch ich bin Arzt . . . und es ist schon eine geraume Zeit her, dass wir auf unsern Facultäten zu Florenz und Bologna den Namen des Doctor Bartell mit Bewunderung nannten.

Doctor (freudig.) Meinen Namen! . . . meine Werke hätten mir die Ehre verschafft . . .!

Appiani (b. S.) Das wirkt! *(laut)* Ja, mein Herr, wir folgten mit Enthusiasmus den Fortschritten der Wissenschaft und des Lichtes, die von Ihnen ausgingen, und ich brannte vor Begierde, Ihre Hand drücken zu können.

Doctor (geschmeichelt ihn bei der Hand nehmend.) O — mein Herr . . .!

Appiani (b. S.) Jetzt ist er mein! *(laut)* Um auf die arme Marianne zu kommen, . . . ich habe die erste Hülfe bei ihr angewendet: aber ihr Zustand verlangt, wie Ihre grosse Erfahrung wohl gleich erkannt haben wird, eine langwierige Behandlung.

Doctor. Es schien mir aber gestern . . . als ich sie sah . . .

Appiani. Dass ihr Irrsinn zu jener Gattung gehört, die einen jungen Practiker auf den ersten Anblick täuschen kann: aber Sie haben gewiss die Verwüstungen erkannt, die er bereits innen angerichtet. Es ist jetzt die fixe Idee, die Monomanie dieser Frau, die ihr

Kind verloren, dass sie es überall wiederzufinden glaubt; so erst jüngst, als sie das Söhnlein der Frau von Bussières erblickte, beschuldigte die Unglückliche diese edle grossmüthige Dame, ihre Wohlthäterin, des abscheulichsten Raubes . . .

Doctor. Sie kennen Frau von Bussières persönlich?

Appiani. Seit einem Jahre bin ich ihr Arzt und seit drei Monaten behandle ich ihr Kind, — ein schwaches kränkliches Geschöpf, für welches ich demnächst Ihr Wissen und Ihre Erfahrung in Anspruch zu nehmen gedenke.

Doctor. Ich werde stets zu Diensten sein.

(*Sie erheben sich.*)

Appiani. Meinen Dank im Voraus. Erlauben Sie nun, dass wir die arme Irrsinnige mitsammen prüfen?

Doctor. Recht gern. (*Er läutet. Krankenwärter erscheint.*) Man bringe die Frau von Nr. 8. (*Krankenw. ab.*) Die Antecedenzien, die Sie mir eben über Marianne mittheilten, erregen freilich andere Gedanken in mir und beseitigen den Zweifel . . .

Appiani (*bei Seite.*) Darauf rechnete ich.

IV. Die Vorigen, Marianne,

hereingeführt von dem Krankenwärter, der auf ein Zeichen des Doctors abgeht.

Marianne. O, mein Herr! haben Sie Mitleid mit mir: ich beschwöre Sie darum! Sie sehen, ich sträube mich nicht mehr, ich ergebe mich, ich thue alles . . . aber verbieten Sie nur, dass man mich bindet, dass man meinen Kopf mit diesen Eisumschlägen martert, die mich wirklich wahnsinnig machen könnten . . . ach ich muss meine Vernunft wohl zusammenhalten, um mein Kind wieder zu bekommen!

Appiani (*sich nähernd, leise zum Doctor.*) Hören Sie nur, Doctor . . . immer dieselbe Idee! . . (*laut*) Ihr Kind, das man Ihnen geraubt hat? Nicht so, Marianne?

Marianne (*ihn erkennend.*) Ha, wieder dieser Mensch

. . . er ist es, der mich verderben will; er sprach es zuerst aus, dass ich wahnsinnig sei! . . . Er sagte, dass ich lüge, dass ich mich täusche, . als ob das Herz einer Mutter sich täuschen könnte! . . .

Doctor. Nur ruhig, meine Liebe, fassen Sie sich nicht dieser Herr, sondern ich habe hier zu befehlen.

Marianne. Dann, wenn Sie sein Verbrechen nicht theilen wollen . . . lassen Sie mich fort von hier!

Doctor. Jetzt ist das noch nicht möglich, aber sind Sie vernünftig, ruhig und . . . wir wollen sehen.

Marianne. Ruhig, ich? kann ichs denn sein? . . . Sie halten mich also auch für wahnsinnig? auch Sie? . . . O diese Aerzte, sie sagen immer, dass sie uns retten! . . . Aber Sie mein Herr, Sie tödten mich!

Appiani (*b. s.*) Gut! gut so! (*zum Doctor.*) Sie sehen . . .

Marianne (*auf Appiani weisend.*) O glaube Sie diesem Menschen nicht, nur ihm nicht! Sehen Sie, Herr Doctor, um Sie zu überzeugen, will ich mir Gewalt anthun . . . ich will mich mässigen . . . ich will die fürchterlichen Qualen vergessen, die mir bereitet worden sind . . . ich will vergessen, was ich hier leide . . . alles, alles will ich vergessen, nur, um Ihnen ruhig zu antworten, damit nicht auch Sie glauben, mein Kopf sei verrückt. (*sich vor ihn hinstellend.*) Und nun fragen Sie, ich bin bereit, Ihnen auf alles zu antworten, fragen Sie!

Doctor. Also gut, Marianne . . .

Appiani (*ihn unterbrechend.*) So schön Marianne! jetzt sind Sie vernünftig . . . Mein Gott was wollen wir denn, der Herr Doctor und ich? — nur Ihre Heilung.

Marianne (*verächtlich.*) Meine Heilung? Sie hoffen wohl, dass ich wieder auffahren soll? Nur immer zu: ich gehe nicht in die Falle; ich will diesen Herrn da überzeugen. (*Bewegung Appiani's.*)

Appiani. Denken Sie denn, man würde Sie hier

zurückhalten, wenn Ihre Antworten stets so wohl geordnet gewesen wären? . . . Hören Sie mich an Marianne! Sie haben viel gelitten in Ihrer Ehe . . .

Marianne (*stark bewegt.*) Ja, ja! sehr viel gelitten!

Appiani. Und mitten in Ihrem Unglück und Elend bewahrten Sie da nicht das Andenken an eine edle theilnehmende Person?

Marianne. Ja! . . . das ist wahr.

Appiani. Diese Person war Frau von Bussières, nicht wahr?

Marianne. Ja, ja, das ist auch wahr.

Appiani. Als man Ihnen dann eine Stelle bei einer jungen Wittwe anbot, sagte man Ihnen nicht zugleich dass diese ein Kind hat?

Marianne. Das sagte man mir.

Appiani (*sehr sanft.*) Nun sehen Sie, wie ginge das zu, dass dieses Kind, das ich seit seiner Geburt behandle, nicht wirklich das der Frau von Bussières wäre? Wie wäre es möglich, dass diese Dame, deren Tugenden und Herz sie kennen, die Ihnen in der Noth beistand, dass diese Dame Sie in ihr Haus nähme, um Sie in die Nähe eines Kindes zu bringen, das sie Ihnen auf die empörendste Weise genommen haben soll?

Marianne (*in Verzweiflung.*) Weiss ich das? kann ich begreifen, wie das geschehen ist? . . . Ich weiss nur! dass es mein Kind ist!

Appiani. So . . . gut, gut! Später sehen wir uns wieder, Marianne . . . Lassen Sie uns nun gehen, Herr Doctor . . .

Marianne. Später? später, sagten Sie? O ich kann nicht . . . ich will nicht länger warten . . . ich müsste hier sterben!

Appiani (*nimmt sie an der Hand und führt sie vor.*) Sie sollen hier nicht lange bleiben. Mit Hülfe unseres gelehrten Freundes hier soll bald die Ruhe in Ihr Gemüth wieder einkehren. Dann werden Sie Ihren jetzigen Irrthum einsehen; Sie werden einsehen, dass lange Lei-

den, schwerer Kummer und zumeist der schmerzliche Verlust einige Zeit hindurch Ihren Geist getrübt haben.

Marianne (*niedergeschlagen.*) Schon wieder das!

Appiani (*mit scheinbar bewegtem Tone.*) Und dann kommen Sie zu uns . . . und finden uns immer bereit, Ihnen die Hand entgegenzustrecken, um Ihnen zu helfen . . . Sie zu trösten . . .

Marianne (*mit einigem Zweifel, traurig.*) Mir helfen . . . mich trösten . . . Sie? . . .

Appiani. Leben Sie wohl, arme Frau!

Marianne (*nachdenklich.*) Wenn es doch wahr wäre?

Appiani (*b. S.*) Jetzt ist's gut! (*zum Doctor.*) Wenn's gefällig ist, Herr Doctor (*ab mit dem Doctor durch die Mittelthüre.*)

V. Marianne, *allein.*

Wenn es wirklich wahr wäre! wenn alle die Leiden und dieser endlose Kummer mich dahin gebracht hätten . . .? und wie er sagte, vor allem der schmerzliche Verlust! . . . wenn mein Kind wirklich gestorben und ich darüber wahnsinnig geworden wäre?! — O nein, nein! wäre es gestorben, lebte ich dann noch? (*setzt sich.*) Aber es können sich doch nicht alle verbinden, mich zu hintergehen? Und vollends sie, sie! sie war immer so gut . . . sie hätte meinen Thränen, meiner Verzweiflung nicht widerstehen können . . . Also wäre es doch wahr? . . . O sie haben Recht, mein Kopf brennt, — der Schwindel erfasst mich wieder! . . . Und alle meine Erinnerungen Lügen? . . . Diese Nacht an der Pforte eines Waisenhauses eine Lüge? . . . Dieses Opfer des Elends — diese grausame Trennung — diese Hoffnung eines Wiedersehens . . . alles, alles nichts als Lügen! (*mit Schreken.*) Wahnsinnig! grosser Gott, ich wahrsinnig! (*sie erblickt Bertrand der eben eintritt, und stösst einen Schrei aus.*) Bertrand, ah!

. . . Er soll es mir sagen . . . Er! . . . Jetzt soll ich es erfahren! . . . Rede, rede, rede!

VI. Bertrand, Marianne.

Bertrand (sie betrachtend, mit tiefem Schmerz.) Mein armes Weib, meine arme Marianne . . . dich so wieder zu finden!

Marianne. O beklage mich jetzt nicht! Antworte mir.

Bertrand. Wie?

Marianne. Aus Mitleid, aus Barmherzigkeit antworte mir. Wo hab' ich dich zum letztenmal gesehen?

Bertrand. Dort unten . . . vor dem Hospital . . .

Marianne. Was sagte ich dort zu dir?

Bertrand. Dass du mir nur dann verzeihen willst, wenn ich dir unser Kind wiederbringe . . .

Marianne. Nun und . . .?

Bertrand. Höre mich. Remy kam und ich jagt' ihn fort, wie du mich fortgejagt hast; dann ging ich auf den Zimmerplatz. Dort wollte man erst nichts von mir wissen, darauf war ich gefasst, ich blieb doch dort — man sagte mir, bei dem Werkherrn wäre kein Geld mehr für mich zu verdienen; — mag sein, ich blieb doch dort; denn jetzt suchte ich nicht Geld, sondern Arbeit, nichts als Arbeit — um neu daran zu gehen, um meine Arme an die Mühe, meinen Leib an Entbehrung zu gewöhnen, um mir Ruhe und Schlaf versagen, um endlich dreimal mehr als ein Anderer schaffen zu können; und gegen den Willen des Aufsehers und des Herrn selber macht' ich mich doch an die Arbeit und blieb dort . . .

Marianne. Das war recht . . . Und weiter?

Bertrand. Des andern Tags war ich bei anbrechendem Tag auf dem Platz und war bei sinkender Nacht noch dort. Ich sagte zu mir selber: Nur zu, du erbärmlicher Kerl, du thust es um Mariannen ihr

Kind wiederzugeben, das du ihr entrissen hast. Und ich arbeitete, arbeitete immer drauf los . . . da heb' ich den Kopf und der Werkherr steht vor mir, er sah ganz gerührt aus: «Bertrand,» sagte er zu mir, «hör' ein wenig auf und ruhe dich aus, dein Gesicht ist ja ganz gebadet in Schweiss» — darin irrte er, es waren helle Thränen . . .

Marianne. Thränen?

Bertrand. Ausruhen? sag' ich, aber während dieser Zeit entbehrt mein armes Weib ihr Kind und weint verlassen und grämt sich vielleicht zu Tode! Nein, Meister nein, für mich gibt es so lange keine Ruhe, bis sie sich wieder freuen kann.

Marianne (ausbrechend.) Bertrand, Dank dem Himmel! du bist wieder ein braver Mensch geworden.

Bertrand. Das meinte der Werkherr auch, und indem er mir es sagte, drückte er einen vollen Monatslohn in meine Hand, einen ganzen Monatslohn . . . du kannst denken, wohin ich damit augenblicklich lief . . .

Marianne (in Bewegung.) Hinunter, nicht wahr? dorthin? Nun und . .?

Bertrand. Dort sagte man mir, es sei bereits ein Anderer dagewesen, der alle Kennzeichen angab und es mit sich nahm.

Marianne. Das sagten sie dir? dir auch? *(mit freudigem Nachdruck)* O ich bin also nicht wahnsinnig!

Bertrand. Wie sagst du? erkläre dich . . .

Marianne. Nein, du, du! sprich weiter . . .

Bertrand. Ich dachte, dass du irgendwo Hülfe gefunden und Jemand geschickt hast . . .

Marianne. Nein! nein!

Bertrand. Nun der Mann konnte doch nur von dir kommen?

Marianne. Nein! nein!

Bertrand. Nun woher denn?

Marianne. Geraubt hat man es uns!

Bertrand. Geraubt? . . . aber wer? . . . wer denn?

Marianne. Höre, ich will es dir sagen, denn jetzt, jetzt siehst du, bin ich meiner selbst sicher. Als du dich aufmachtest mich zu suchen, da sagten sie dir, ich sei wahnsinnig . . . gelt?

Bertrand. Mein Gott, ja!

Marianne. Und weisst du warum sie mir das andichten? Weil ich wie du ins Hospital ging und dort dieselbe Antwort erhielt; weil ich dann zu einer schönen vornehmen Dame kam, und es dort wiederfand und erkannte, unser Kind, verstehst du mich?

Bertrand. Aber bist du dessen auch sicher?

Marianne (*ausbrechend.*) O du musst mir glauben, Bertrand, du musst! du darfst nicht sagen, dass mein Kopf verwirrt ist; denn wenn du es sagtest, so wär' alles aus — und du hättest kein Weib und kein Kind mehr!

Bertrand. Nein Marianne, nein; ich zweifle ja nicht!

Marianne. So ist es recht.

Bertrand. Aber dann müssen ja entsetzliche Anschläge dahinter stecken!

Marianne. O ja, entsetzliche; aber nun du da bist, wollen wir sie schon vereiteln.

Bertrand Wir sind nur arme Handwerker: wer wird uns helfen? wer uns schützen? . . . Mich wird man wegen meines früheren Lebenswandels zurückweisen; du . . . du bist hier eingeschlossen . . .

Marianne. Sei ruhig, ich werde frei . . .

Bertrand. Aber wann?

Marianne. Bald. Ich bin dessen sicher.

Bertrand. Durch welches Mittel?

Marianne (*den Doctor gewahrend.*) Du sollst es erfahren . . .

Bertrand. Ein Wort noch: Name und Wohnung jener Dame?

Marianne. Baronin v. Bussières, rue d'Hanôvre Nummer 40.

Bertrand. Gut.

Marianne (*sieht den Doctor mit Appiani eintreten.*) Dieser Mensch noch immer bei ihm! thut nichts! es wird doch gelingen, denn ich will.

VII. Die Vorigen; Appiani *und* der Doctor.

aus der Thüre rechts kommend.

Appiani (*b. S.*) Noch hier! (*laut.*) Wer ist dieser Mensch?

Doctor. Es ist ihr Mann . . . Sie sind noch nicht auf Ihre Stube zurückgekehrt, Marianne?

Marianne. Nein meine Herren, ich sprach da mit meinem armen Bertrand, der mich über den Verlust unseres Kindes zu trösten sucht . . . .

Appiani. Wie? . . .

Marianne. Ach ja, mein Herr, ich hab es verloren, es ist todt!

Appiani (*sieht sie erstaunt an.*) Todt . . .

Doctor (*b. Seite.*) Was sagt sie?

Bertrand (*leise.*) Aber Marianne, ich begreife dich nicht . . . . !

Marianne (*leise.*) Schweige!

Appiani. Sie sehen also ein, dass das Kind, welches Sie bei Frau von Bussières sahen . . . .

Marianne. Das Kind, welches ich bei Frau von Bussières sah . . .

Appiani. Ja . . . .

Marianne. Dieses Kind gehört ihr.

Appiani (*erstaunt.*) Also ihr? . . .

Marianne. Wem anders?

Appiani. Wie Sie also sagten, dass Sie dasselbe in das Findelhaus gethan . . . .

Marianne (*erstaunt.*) Ich hätte das gesagt?

Appiani. Als Sie behaupteten, man habe es Ihnen geraubt . . . .

Marianne (*erzwungen.*) Da war ich verrückt! . . ganz gewiss . . . .

Appiani. Wie Sie es nun gestern dort wiedererkannten und umarmen wollten . . . .

Marianne (*wie oben*) War ich verrückt, mein guter Herr, ... ich war verrückt.

Appiani (*ausser Fassung.*) Es ist unmöglich! Nein jetzt, jetzt erst ist ihre Besinnung verloren. Sehen Sie Doctor, wie ihre Züge sich verzerren, wie verstört sie ist . . . .

Doctor (*der Beide scharf beobachtet.*) Verzeihen Sie mein Herr, . . . aber Sie scheinen mir verstörter als jene . . .

Appiani (*schnell gefasst.*) Ich?

Doctor (*b. S.*) Jetzt sehe, jetzt begreife ich Alles! (*laut.*) Fahren Sie fort, Marianne . . . .

Marianne. Nun und jetzt da ich wieder zu Vernunft gekommen bin, wie Sie es ja haben wollten, erinnere ich mich, dass Sie zu mir gesagt: «Kommen Sie zu uns, Sie finden uns immer bereit, Ihnen die Hand entgegenzustrecken, um Ihnen zu helfen und Sie zu trösten.» . . . . Und sobald mir der Herr da (*auf den Doctor weisend*) erlauben wird, aus diesem Hause fortzugehen, wohin mich Ihre Güte gebracht hat . . . .

Appiani (*lebhaft zum Doctor.*) Von hier fortgehen? Glauben Sie Doctor, dass eine Heilung wirklich so rasch vor sich gehen kann? . . . . . Ihr tiefes Wissen sagt Ihnen ohne Zweifel, dass es sehr unvorsichtig wäre dieses Weib sich selbst zu überlassen . . .

Bertrand (*mit Nachdruck.*) Sich selbst? o ich bitte . . . . bin nicht ich da sie zu vertheidigen . . . . (*sich verbessernd*) wollte sagen, über sie zu wachen.

Appiani. Doctor, die Irren haben lichte Augenblicke . . . . und bald könnte Marianne wieder . . . .

Doctor (*Marianne ganz nahe ausforschend.*) Bald, Marianne, bald sollen Sie, wie ich hoffe, frei sein.

Alle (*jeder in anderem Tone.*) Frei!

Doctor. (*zu Appiani.*) Sie entschuldigen mein Herr

. . . aber Berufspflichten verlangen meine Anwesenheit . . . . und hier . . . .

Appiani. Ich entferne mich mein Herr, und empfehle mich Ihnen. (*b. Seite.*) Jetzt heisst es schnell handeln! (*geht ab.*)

Bertrand. Marianne, aber du sagtest Ihnen, dass es todt ist . . . ?

Marianne (*mit Nachdruck.*) Ich musste — um frei zu werden; ich musste um es retten zu können! (*zum Doctor.*) O Herr Doctor, Sie errathen, Sie verstehen gewiss, was in dem Herzen einer armen Mutter vorgeht.

Doctor. Ja, ja, ich verstehe Sie . . !

Bertrand. Also sie darf fort von hier . . . sie darf mit mir gehen?

Doctor. Noch nicht . . . . . Bedenkt dass die Augen jetzt auf euch gerichtet sind . . . . dass Ihr mächtige Feinde habt . . . . Ihr bedürft des Muthes und der Geduld.

Marianne. O ich werde sie haben, mein Herr!

Bertrand. Also meine arme Marianne . . . . ?

Marianne (*kräftig.*) Beschäftige dich nicht mit mir; geh, eile, denke nur an unser Kind, hörst du!

Doctor. Und in einigen Tagen geb' ich Ihnen Ihre Frau wieder . . .

Bertrand. Und in einigen Tagen, Marianne, bring' ich dir dein Kind wieder! . . . Leb wohl!

Marianne. Leb wohl! leb wohl! (*der Doctor mit ihr rechts ab; Bertrand durch die Mittelthüre.*)

FÜNFTER ACT.

Scene: Reicher Salon in einem Landhause bei Paris: vier Seiten- und eine Mittelthüre. Rechts ein Gueridon dann Schreibgeräthschaften: auf jeder Seite des Theaters ein Fauteuil; brennende Lichter.

I. Appiani, Wilhelm, Sophie.

Sophie sitzt links und schreibt, Appiani rechts und blickt in ein Journal, Wilhelm steht in seiner Nähe und scheint mit ihm zu reden.

Sophie. Wilhelm, du bist noch hier?

Wilhelm. Ja gnädige Frau, ich warte.

Sophie. Gut, dann nimm diesen Brief und besorg' ihn nach Paris (*indem sie ihm zwei Briefe gibt*) und diesen auf die Post.

Wilhelm. Ja gnädige Frau. (*Auf ein Zeichen Appianis nähert sich Wilhelm und übergibt ihm beide Briefe und scheint ihn mit Blicken zu fragen, ob Sophiens Befehle zu vollziehen sind.*)

Appiani (*gibt ihm den einen Brief zurück, nachdem er die Adressen gelesen*) Ja ... (*steckt den andern in die Tasche.*) Nein .... (*dann leise zu Wilhelm.*) Niemand hier gewesen? ... Niemand die Baronin zu sprechen verlangt?

Wilhelm (*leise.*) Niemand seit wir Paris verlassen haben und in dieses Landhaus zu Auteuil gezogen sind.

Appiani Und im Hôtel in der Stadt?

Wilhelm. Ich habe noch keine Nachrichten . . . . aber ich will augenblicklich nachsehen . . .

Appiani. Gut . . . . Man antworte drinnen immer und Jedermann, Frau von Bussières habe eine längere Reise angetreten.

Wilhelm. Sehr wohl!

Appiani. Und wenn vielleicht durch Zufall Jemand hier früge, so vergiss nicht, dass wir Niemand empfangen.

Wilhelm. Ich vergess es nicht (*laut zu Sophien.*) Wenn gnädige Frau nichts mehr zu befehlen haben, so will ich gehen . . .

Sophie. Du kannst gehen, Wilhelm. (*Wilhelm ab. d. d. Mittelthüre.*)

II. Appiani, Sophie.

Appiani (*erhebt sich und geht zu Sophie.*) Ich fürchte liebe Sophie, dass Sie sich zu sehr anstrengen; Sie sind noch schwach; . . . diese Blässe . . . wie, fühlen Sie sich nicht wohl? . . .

Sophie. Nein, nein! (*sie steht auf mit merklicher Traurigkeit.*) Es sind nur die Folgen einer schlaflosen Nacht.

Appiani (*ihre Hand fassend.*) Ihre Hand glüht . . . und dann . . . (*sie nahe beobachtend.*) man könnte meinen, dass ein heimlicher Kummer . . .

Sophie (*die Hand rasch zurückziehend.*) Sie ängstigen sich ohne Grund. (*mit Ueberwindung*) Und welcher Kummer sollte mich betrüben? . . . Haben Sie nicht mein Glück als Mutter mir wiedergegeben? . . . Nur habe ich so viel gelitten, Sie wissen es ja, dass Herz und Geist sich gar langsam an den Gedanken eines glücklicheren Lebens gewöhnen. Nicht mehr friedlich und lächelnd erscheint mir die Zukunft wie sonst . . . und das Herannahen des bedeutungsvollen Augenblicks, der uns verbinden soll, erregt in meiner Seele unbestimmte trübe Ahnungen . . .

Appiani. Zweifeln Sie an meiner Liebe? . . . an meiner treuen Hingebung?

Sophie. Nein — und verdank' ich Ihnen doch mehr als dieses Leben, das ich Ihnen widmen will, Appiani; . . . aber meine erste Ehe hat mich schon so viele Thränen gekostet . . .

Appiani. Aber von nun an sollen Sie keine mehr vergiessen; alle Sorgen, Qualen und Verdriesslichkeiten sollen nur über mich kommen; . . . und um alles von Ihnen fern zu halten, ja selbst den kleinsten Zwang, und damit Sie mein Glück weder Opfer noch Mühe koste, wünschte ich, dass unsere Hochzeit ganz still und ohne alles Aufsehen vor sich gehe; hier fern von Paris, auf dem Lande, wo nur unsere Zeugen gegenwärtig sein sollen und ein paar Mitglieder Ihrer Familie, deren Namen ich hier aufgezeichnet habe . . . (*er giebt ihr ein Papier.*)

Sophie (*es durchlaufend bei Seite.*) Er ist nicht darunter! (*laut.*) Gut Doctor, ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich genommen . . . wie für die Wahl, die Sie getroffen (*mühsam die Thränen zurückhaltend.*) . . . es ist kein Mensch darunter, der Zwang oder Verdruss . . . keiner, der traurige Erinnerungen erweckte. (*Giebt ihm das Blatt zurück mit verändertem Ton.*) Doch die Stunde rückt vor, und (*ihren Anzug betrachtend.*) ich bin noch nicht bereit. Nicht wahr, Sie lassen mich es wissen, lieber Freund, wann der Notar erscheint.

Appiani (*verbeugt sich, ergreift ihre Hand und begleitet sie an die Thüre ihres Gemaches. Sophie links ab.*)

III. Appiani *in den Vordergrund zurückkehrend.*

Vortrefflich! . . . eine Stunde noch und Alles ist mir gelungen! . . . endlich ist er da, der sehnlich erwartete Augenblick . . . Endlich soll der Traum sich erfüllen, den ich seit einem Jahre träume . . . keine Hindernisse, keine Feinde mehr! . . . Marianne muss

noch einige Tage in dem Hause bleiben, wo ich sie eingesperrt, und Theobald weiss unsern Aufenthalt nicht. Ich wendete mich an Sophiens Herz und sprach ihr von der Gesundheit und dem Leben ihres Kindes vor, . . . da war es mir ein Leichtes, sie herzubringen, wo ihre Befehle durch die meinigen controlirt werden, und ihr Wille, ohne dass sie es ahnt, dem meinigen untergeordnet ist . . . und bald werd' ich sie so weit von hier fortführen können, um keine Beschuldigung oder Verfolgung mehr befürchten zu dürfen. (*kl. Pause, auf der andern Seite der Scene.*) Bin ich es auch, ich, den die Menschen so tief herab stiessen und der sich wieder so glänzend zu erheben wusste? . . . Noch ein Augenblick und mein ist Sophie, mein die Baronin von Bussières . . . und mit ihr Glück, Achtung und Vermögen . . .!

IV. Appiani, Wilhelm.

Wilhelm (*rasch herein.*) Gnädiger Herr, der Notar ist eben angekommen und befindet sich bereits bei der Frau Baronin.

Appiani. Gut. — Er bringt den Heirathscontract. (*wendet sich gegen Sophiens Thüre.*)

Wilhelm. Verzeihung, ich hätte Ihnen noch Etwas zu sagen . . .

Appiani. Was gibts?

Wilhelm. Eben als ich von der Post heimging, bemerkte ich, dass ein Weib mir von fern folgte . . .

Appiani. Ein Weib? . . .

Wilhelm. Absichtlich machte ich mehrere Umwege, endlich glaubte ich mich von ihrer Verfolgung befreit, aber als ich hier ins Haus trat, gewahrt ich sie wieder am Ende der grossen Allee unten . . . und diesmal konnt ich bei dem Scheine einer Laterne sogar ihre Züge ausnehmen . . . es ist die Wahnsinnige!

Appiani. Marianne?

Wilhelm. Ja mein Herr, sie ist es ganz gewiss!

Appiani (*nach links vortretend.*) Sie frei, schon jetzt frei und im Besitz meines Geheimnisses! . . . Wer nur konnte sie hierher geführt haben . . . wie konnte sie nur unsre Spur entdecken? . . . (*laut.*) Sie war doch wenigstens allein?

Wilhelm. Ja, ganz allein . . .

Appiani (*bei Seite.*) Wenn dieser Arzt ihr das Zeugniss gegeben, dass sie nicht wahnsinnig ist, dass Sie es niemals war: . . . wie vermag ich ihre Stimme zu ersticken, ihre Beschuldigungen zu vernichten? . . . Wenn sie bis zu Sophien dränge, sie wankend machte und Zweifel und Verdacht in ihr Herz säete? . . . dann wäre für mich Alles verloren.

Wilhelm (*bei Seite.*) In welcher Bewegung er ist!

Appiani. Höre, ich kann auf dich zählen — nicht wahr?

Wilhelm. Sie wissen, dass ich Ihnen ganz ergeben bin.

Appiani Ich weiss . . . und weiss wie ich deine treuen Dienste belohnen und wie ich dich bestrafen werde, wenn du mich hintergehst . . .

Wilhelm. Sie sind meiner daher in doppelter Art sicher. Was befehlen Sie, dass ich thue?

Appiani. Ich befehle dir, selbst zu wachen, dass dieses Weib weder hier irgendwie eindringe, noch von der Baronin bemerkt werden könne . . .

Wilhelm. Sehr wohl, mein Herr!

Appiani. Dass der Notar mich eben jetzt erwarten muss! . . .Geh' und vollziehe meine Befehle pünktlich.

Wilhelm. Sein Sie ruhig — wir werden alle wachen.

(*Appiani ab in Sophiens Thüre, Wilhelm d. d. Haupteingang.*)

V. Marianne.

(*Kaum sind sie fort, so öffnet sich leise die vordere Thüre rechts und Marianne erscheint.*)

Marianne (*leise.*) Niemand da! . . . Vorsichtig

weiter (*horcht an der Mittelthüre und kommt dann vorwärts.*) Endlich bin ich hier! . . . Bertrand hatte versprochen mir es wiederzubringen . . . aber ich habe seit der Zeit nichts mehr von ihm gehört . . . was thut das? bin ich doch jetzt selber hier! . . . O ich entreiss' es ihnen gewiss . . . Aber wo ist es nur? (*um sich blickend*) vielleicht da? (*öffnet vorsichtig die zweite Thüre rechts*) Nein . . . (*eilt an die zweite links*) Verschlossen . . . (*auf die erste links weisend*) Wenn es dort wäre . . .? (*hineinblickend*) Ja . . . eine Wiege . . . da ist es! O Gott die Kräfte verlassen mich; nur mühsam halte ich mich aufrecht! (*stützt sich an einen Stuhl*) O dass sie hier wären, die mich für wahnsinnig hielten, — dass sie den Schlag dieses Herzens fühlten . . . ob sie dann noch zu sagen wagten: dass ich nicht seine Mutter bin! . . . O gnädiger Himmel gib mir Muth und Stärke . . . es ist ja mein einziges Gut, das ich Ihnen entführen will . . . lass seine kindliche Stimme nicht seine arme Mutter verrathen! (*in die Thüre ab.*)

VI. Appiani, *dann* Marianne.

Appiani (*durch die Mittelthür eintretend, vergnügt.*) Der Contract ist unterzeichnet, in einer Stunde werden wir getraut, und dann reisen wir augenblicklich ab! . . . Aber dieses Weib . . . diese Marianne, welcher Teufel . . . konnte sie auf unsere Fährte führen? . . . Aber wehe ihr, wenn sie es wagte mich hier zu verfolgen, wenn sie daher käme, um in einem Augenblick umzustossen, was ich mit so vieler Mühe aufgebaut! . . . (*Man hört in der Nebenstube Geräusch durch Anstossen an ein Meuble*) . . . Geräusch in diesem Zimmer? . . . (*auf die Thüre losgehend*) Wer ist denn da drinnen? . . . (*öffnet und sieht hinein*) Ha . . . Marianne . . . sie! (*Kurze Pause; er blickt um sich, dann verschliesst er die Thüre, worin Marianne, mit dem Schlüssel; eilt zu der*

Mittelthüre, verriegelt diese, kommt dann auf die Mitte der Scene, scheint einen Entschluss zu fassen und geht dann festen Schritts in das Zimmer, worin Marianne ist.)

Appiani (*innen.*) Unglückselige — was suchen Sie hier?

Marianne (*innen.*) Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!

Appiani (*innen.*) Antworten Sie! Was wollen, was thun Sie hier?

Marianne (*innen.*) Sehen Sie mich nicht so an! Kommen Sie mir nicht in die Nähe! Ich fürchte mich vor Ihnen!

Appiani (*innen.*) Hinaus dann! Hinaus!

Marianne (*aus der Thüre eilend.*) Lassen Sie mich, sag ich Ihnen . . .

Appiani (*sie verfolgend.*) Ob Sie mir endlich antworten werden? Ich frage was Sie in diesem Hause suchen? ich frage wer Sie hier eingelassen?

Marianne (*zitternd.*) Niemand! Ich gelangte allein hieher, ohne dass mich Jemand gesehen . . .

Appiani. Und sie wollen? . . .

Marianne. Es wiedersehen . . . es umarmen . . .

Appiani. Sonst nichts? . . .

Marianne. Nichts.

Appiani. Jetzt also fort von hier!

Marianne. Fort . . ?

Appiani. Sogleich! . . . in diesem Augenblick! . . .

Marianne. Fort? (*mit Macht.*) Sie geben mir es also zurück?

Appiani (*höhnisch.*) Zurückgeben . . . ?

Marianne. Nein, ich will nicht länger lügen . . . Nein, ich kam nicht allein um es wieder zu sehen und zu umarmen, sondern um es euch wegzunehmen!

Appiani. Sie wollten das wagen . . ?

Marianne. Ja, ich, ich! Jetzt kenn ich keine Furcht mehr!

Appiani. Stillgeschwiegen, Unglückselige! Dieses Kind ist und bleibt unser.

Marianne. Euer ....?

Appiani (*mit halb unterdrücktem Tone und rings herum blickend*). Denn wären Sie auch seine Mutter ...

Marianne. Ha, also doch zugegeben ...

Appiani (*ihre Hände gewaltsam zusammenpressend*). Wären Sie auch seine Mutter! .... wir brauchen es ... und ich will es Ihnen nicht zurückgeben! ....

Marianne (*sich ihm entringend*). Ha, Nichtswürdiger! Elender!

Appiani. Hören Sie mich; überlegen Sie ruhig und Sie werden meinen Antrag annehmen ...

Marianne. Einen Antrag? ...

Appiani. Sie sind arm, wir wollen Sie reich machen ...

Marianne. Wenn ich es Ihnen lasse, Ihnen verkaufe? Nimmermehr! Lieber mit ihm alles Elend ertragen!

Appiani (*mit dumpfer Stimme, auf sie losgehend*). Du siehst also nicht? du begreifst also nicht? du wagst es mir zu widerstreben und zitterst nicht?

Marianne (*nach rechts flüchtend*). Was sagt er da?

Appiani. Du hast dich heimlich hier eingestohlen und wagst mit lauter Stimme auszusprechen, dass du meine Schmach und mein Verderben willst ... und du zitterst nicht?

Marianne. Grosser Gott!

Appiani. Du bist in meiner Gewalt, in einem Hause, das mein ist, umgeben von Leuten, die meinem Wink folgen — und auch du wirst mich gehorchen!

Marianne (*flüchtet sich um den Tisch herum*). Niemals ...

Appiani (*folgt ihr immer drohend*). Nimm dich in Acht! ... kein Mensch hat dich hieher kommen gesehen, wie du selbst sagst .... fügst du dich nicht, soll auch kein Mensch dich mehr hinausgehen sehen.

Marianne (*zieht sich immer zurück und sucht zu entkommen*) Was? .... mich tödten? ... Sie wagen es nicht mich zu tödten! ....

Appiani. Schweige . . . oder . . .

Marianne (die Mittelthüre verschlossen findend entflieht auf die linke Seite der Scene.) Nein . . . . ich rufe Frau von Bussières . . .

Appiani. (*Sie erfassend.*) Wirst du schweigen, Unglückselige . . !

Marianne (*sehr laut.*) Ich will sie mit Ihrer Niederträchtigkeit bekannt machen . . . . ich will ihr sagen . . . . O, zu Hilfe! zu Hilfe (*er presst ihr ein Tuch in den Mund und wirft sie in einen Lehnstuhl.*)

VII. Die Vorigen, Bertrand *und* Theobald, *später* Sophie, *und* Remy.

Die Hauptthüre wird eingebrochen.

Bertrand. } Ha, Nichtswürdiger!
Theobald. }

(*Bertrand eilt Marianne aus Appianis Händen zu befreien.*)

Appiani. Ha, verdammt!

Marianne. Ah, gerettet! (*sie wirft sich in Bertrand's Arme.*)

Theobald. Ja, wir kommen Sie zu retten, arme Frau, Ihnen Ihren Sohn wiederzugeben . . . und jenen Elenden aus diesem Hause zu jagen.

Appiani (*nach rechts hinüber gegangen, mit erzwungenem Lachen.*) Mich verjagen! . . .

Theobald (*in der Mitte*) Ja ohne Aufsehen, ohne Aergerniss; nicht einmal Drohung oder Gewalt will ich anwenden . . . ich will nur ganz einfach sagen, wer Sie sind!

Appiani. Wer . . . ich . . . bin?

Theobald. Ja wer du bist Luigi Mariano, den ich als demüthigen Bettler zu Ferrara traf, du der um ein Asyl flehte, politische Verbannung vorgebend, indessen dich der entehrende Spruch als F ä l s c h e r gebrandmarkt . . .

Appiani (*mit Anstrengung*). Das ist nicht wahr!

Theobald. Hier die Abschrift deines Urtheils, vor dessen Vollziehung du entflohen .... *(zeigt ihm ein Papier.)*

Bertrand. Jetzt hat man Ihnen vorgehalten wer Sie sind ... ich will Ihnen nun sagen, was Sie gethan haben; ... um der Gemahl einer jungen reichen Frau zu werden ... um eine arme Mutter zu betrügen, haben Sie eine andere bestohlen.

Appiani. Lüge!

Marianne (stark). Wie, er wagt, das eine Lüge zu nennen ...!

Theobald. Ja Sie haben dieser ihr Kind geraubt, um jenes damit zu ersetzen, welches Ihre Unwissenheit getödtet hatte.

Appiani. Beweise will ich sehen ... Beweise! ...

Bertrand (in die Mitte der Scene tretend). Beweise, o ho! warum sagten Sie das nicht gleich ... man wird Ihnen dienen ...

Marianne. Was sagst du? O rede, rede!

Bertrand. Hören Sie also. Sie haben an Remy 5000 Franken für einen schlechten Streich versprochen: man gab ihm 10,000 für eine redliche Handlung ... und er wandte sich zu uns. Einmal auf der Spur, eilte ich nun in das Hôtel der Baronin Bussières und erfuhr dort leicht den Namen des Dorfes, wo ihr Kind aufgezogen wurde. Es war nur 6 Lieues von Paris, ich fliege hinaus, ich komme an, frage und forsche ... und entdecke endlich das Geheimniss, wovon ich hier den Beweis mitbringe, *(ein Papier vorweisend,)* O ein unwiderlegbarer Beweis das: der Todtenschein des jungen Heinrich von Bussières ...

Sophie (Die während der letzten Rede rückwärts unbemerkt eingetreten, voreilend). Was s sagten Sie, was? Mein Sohn, mein Sohn *(sie nimmt das Blatt aus Bertrands Händen, blickt hinein)* Ach! *(wird ohnmächtig. Theobald und Marianne unterstützen und bringen sie in einen Stuhl.)*

Theobald. Sophie .... angebetete Sophie! .... um

Himmelswillen . . . kommen Sie zu sich! . . . Hilfe! . . Hilfe!

Appiani (*für sich*). Alles verloren! (*sucht durch die Mittelthür zu entkommen.*)

Bertrand (*ihm den Weg versperrend*). Bitte! dageblieben!

Appiani. Was beginn' ich?! (*drückt sich gegen die Thüre, durch welche Marianne eingetreten; in dem Augenblick da er sie öffnet, um hinauszuschlüpfen, tritt Remy durch sie ein.*)

Remy. Schön guten Abend!

Bertrand. Remy!

Remy (*gegen Appiani, doch so dass es alle hören.*) Ich komme nur mir meine sechstausend Franken zu holen.

Appiani. Lass mich, Elender!

Remy (*ringsherum sehend.*) Ah ich errathe . . . keine Hochzeit . . . nicht wahr? . . . dann hab' ich nichts zu fordern . . . wir sind quitt . . . Gute Nacht, mein edler Herr! (*macht ihm eine Verbeugung.*)

Appiani (*für sich.*) Frei?! (*schnell ab durch die Thüre, durch welche Remy gekommen.*)

Bertrand. Wie? du liessest ihn entfliehen . .?

Remy. Thut nichts! draussen ist Gesellschaft, die auf ihn wartet.

Bertrand. Gesellschaft?

Remy. O sehr gute, handfeste . . .

Theobald (*mit Sophie beschäftigt.*) Sie erholt sich . . .

Sophie (*zu sich kommend.*) Marianne! . . .

Marianne (*ihr zu Füssen sinkend.*) Gnädige Frau, mein Leben hätt' ich Ihnen mit Freuden gegeben . . . aber mein Kind! . . . . verzeihen Sie . . . . das konnt' ich nicht!

Sophie (*weinend.*) Todt! Todt! . . . Du sollst es wieder haben, das deine, Marianne, ich geb es dir ja zurück . . . aber entreisse mir es nur heute noch nicht! . . . Warte, warte noch ein wenig!

Marianne. O gerne, gerne, gnädige Frau! wir wollen es mitsammen erziehen, . . . wir wollen warten . . .

Bertrand (*bei Seite zu Theobald.*) Wir wollen warten . . . bis der Himmel einen Ersatz beschert.

(*Sophie reicht Theobald die Hand; Marianne öffnet die Thüre, wo das Kind, und blickt freudenvoll hinein; Bertrand und Remy stellen sich horchend an die Thüre, durch welche Appiani entschlüpft: vor dieser ertönt ein mehrstimmiges «Halt»; während dieser Schlussgruppe fällt der Vorhang.*)

GEDICHTE
von
Draxler Manfred

Gedichte

von

C. Dräxler-Manfred

Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Yale 1913.1142

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländers Verlag.
1848.

Kgl. Bibl.
Berlin.

Druck von Chr. Richter in Darmstadt.

Dem

Herzog von Naſſau

der Dichter.

Erstes Buch.

Bilder.

Vom Frühling.

Anfang.

Nun ſo wären wir denn fertig
Mit dem langen Wintergram,
Und der Wonne nur gewärtig,
Die uns nun im Lenze kam.

Wenn die Auen übergoldet
Werden ſtehn vom Frühlingsglanz,
Und die Sonne minneſoldet
Aller Vöglein bunten Kranz.

Wenn in Düften und in Blüthen
Schwelgt die Nachtigall, das Herz
Und der Liebe goldne Mythen
Zaubriſch tönen allerwärts.

Lieder, Düfte, Sonnen, Sterne,
In dem großen Wundersaal,
Klingen liebeheiß und gerne
Wohl im herrlichen Chorai.

Und die reichen Sängerherzen
Thuen auf den vollen Schacht,
Der, durchrankt von lichten Erzen,
Steht in heller Wunderpracht;

Der ein göttliches Gemenge
Ist von Gold und Edelstein,
Drum die Blumen lichter Sänge
Weben ihren milden Schein.

Wie ein schönes Zaubermädchen
Blickt die Liebe in das Licht,
Die mit weichen Blumenfädchen
Nachtigall und Stern umflicht.

Veilchen, Lilien, Nelken, Rosen
Stehen traulich Arm in Arm,
Kennen all das Minnekosen,
Fühlen all die Liebe warm.

Eine Hausfrau ist die Sonne,
Die verreist war über Land,
Und heimkehrend alle Wonne
In der Mutterbrust empfand.

Nach den Kindern muß sie schauen,
Wie sie auch da heißen all,
Menschen, Bäume, Blumen, Auen,
Seidenwurm und Nachtigall.

Und wie ſie ſo voll der Liebe
Mit den Ihren allen ſpricht,
Schwellen Lieder, Blumen, Triebe
Auf von ihrem Angeſicht.

Bräutlich ſteht die Welt bekränzet,
Süßer Regung ſich bewußt,
Und wie alles blüht und glänzet
Fühlt der Menſch die Frühlingsluſt

Hinaus!

Hinaus in Gottes Welt, hinaus
Zu Abend und zu Tag!
Daß Jeder in dem Segenshaus
Sich ſtill erfreuen mag;

Sich ſtill erfreu an Gottes Huld,
An ſeines Nächſten Glück,
Und dann dem Herrn abtrag die Schuld
In einem Thränenblick.

Denn wie den ſüßen Roſenſchrein
Aufthut der Sonnenglanz,
So ſcheint er auch ins Herz hinein,
Und macht es freudig ganz;

Und wird zum lichten Strahlenſteg,
Worauf die Seele wallt,
Bis ſie beendet jenen Weg
Und macht im Himmel Halt.

Des Abends aber, wenn im Blau
Die Mondesleuchte hangt,
Und um den großen Himmelsbau
Der Sterne Heer ſich rankt:

Da gleicht der Menſch der Muſchel ganz,
Eröffnend ſich mit Luſt,
Damit der ſegenvolle Glanz
Heimſuche ihre Bruſt;

Damit die Perle drin, das Herz,
Sich ſpiegl' in Gottes Schein,
Und was da ſtrahlet obenwärts,
In ſich auch ſchlürfe ein.

Drum froh in Gottes Welt hinaus
Zu Abend und zu Tag!
Daß Jeder in dem Freudenhaus
Sich ſtill ergötzen mag.

Damit, was Nachts die Himmelsgluth
Erregt in ſeiner Bruſt,
Er über Tag mit frohem Muth
Vollbring und frommer Luſt;

Und was erregt des Tages Schein
In ſeinem Herzensraum,
Nachtüber ſich ihm mild und fein
Verſchling zum ſeligen Traum.

Räthſelhaft.

Der Frühling iſt herangekommen:
Wer weiß es wie?
Die Herzen werden tief beklommen:
Wer weiß es wie?
Die Nachtigall ſingt Lenzesgruß:
Woher hat ſie dieß Lied genommen?
Wer weiß es wie?
Die Blüthen neigen ſich zum Kuß,
Sie ſind in Strahl und Duft entglommen,
Wer weiß es wie?
Hinab zieht ſeine Bahn der Fluß,
Bald ſind die Wellen fortgeſchwommen:
Wer weiß es wie?
Und du mein Herz, da Luſterguß
Und Liebe dein ſich angenommen,
(Wer weiß es wie?)
Ergieb dich treu dem Vollgenuß!
Frag' nicht, wie alles dieß gekommen?
Wer weiß es wie!

Lenzbrief.

Dieſes ſchrieb mit Abendgolde
Lenz ins blaue Firmament,
An die liebereiche holde
Mutter, die ſich Erde nennt:

„Sei gegrüßt zu tauſendmalen!
Meinen vollen Liebesgruß
Send ich dir in tauſend Stralen
Und in Düften meinen Kuß.
Seit ich bin von dir geſchieden,
Vielgeliebte Mutter mein,
Iſt kein Frieden mehr hienieden
Und für mich kein Fröhlichſein.
Ach, und deine Klagen tragen
Auch die Lüfte zu mir her,
Die mir ſagen, daß ertragen
Du die Trennung kannſt nicht mehr.
Darum will ich wiederkehren,
Komme bald zu dir zurück.
Deine Zähren ſollen klären
Sich in meinem Sonnenglück.
Scheiden ſollen deine Leiden,
Uebertönt durch meine Luſt,
Und an Freuden möge weiden
Sich beſeligt deine Bruſt.
Schnee iſt deiner Berge Siegel,
Deine Blume iſt verdorrt,
Uebereiſt dein Wellenſpiegel,
Deine frohen Sänger fort.
Alle ſollen wiederkommen,
Lerche, Nachtigall und Fink,
Bis in Wonnen ſie vernommen
Meinen erſten Liederwink.
Aber vorbereitet halten
Magſt indeß du Hof und Haus;
All die alten Froſtgeſtalten
Treibe ſorglich mir hinaus.

Sende Sonnenſtrahl entgegen
Mir als Boten für mein Glück,
Feuchten Regen, der als Segen
Perlt im holden Mutterblick.
Daß ja keine Blume ſäume
Anzuziehn ihr grünes Kleid:
An die Keime ſende Träume,
Von der Auferſtehungszeit.
Bäume ſollen ſich bemooſen
Und bereit die Roſen ſtehn;
Denn mit Roſen will ich koſen
Und auf Roſen ſchlafen gehn.
Mahnung ſchicke deiner Quelle,
Daß ich ſteigen will ins Bad:
Ihre helle Silberwelle
Gaukle, wenn der Frühling naht.
Und vor allem laſſe ahnen
Deine Menſchen Frühlingslicht:
Doch Profanen gilt dieß Mahnen
Und der ganze Himmel nicht.
Nur dem treuen Menſchenkinde
Vollen Herzens, gut und ſtill,
Ihm verkünde leis und linde,
Daß ich es beſuchen will.
Tröſte Liebende mit Güte,
Ihre Leiden ziehn vorbei:
Denn Gemüthe, wie die Blüte,
Lebet wieder auf im Mai.
Bringen will ich manche Gaben,
Manch ein neues buntes Kleid,
Will begaben und will laben,
Spenden will ich Seligkeit.

Allen ſend ich ſtillen Frieden,
Sende buntes Glück herab,
Und den Müden, die geſchieden,
Pflanz ich Blumen auf das Grab.
Und ſo mögen Seligkeiten,
Fröhlichkeiten aller Art
Durch die Weiten ſich verbreiten,
Oder ſein um mich geſchaart.
Aber du, o Mutter, ſchaue
Auf mit heitrem Angeſicht,
Bis die laue Luft, die blaue,
Dir verkündiget mein Licht.
Bis dir naht das Wonnetreiben
Meines frohen Elements,
Bis dahin will ich verbleiben
Liebevoll dein treuer Lenz."

Als ſie dieſen Brief bedachte,
War das Abenddunkel nah;
Und als Morgens ſie erwachte,
War der ſchöne Schreiber da.

Blumenſonntag.

Haſt du Blumen ſchon geſehen,
Wenn es Sonntag iſt im Lenz,
Wie ſie in dem Kreiſe ſtehen
Ihres duftigen Elements?

Roſe haucht die Duftgebete
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die lichte Morgenröthe
Prangt, ihr großes Spiegelbild.

Nelke ſteht im Spitzenkleide,
Fein geſchnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Tulipane, ſie die fromme,
Oeffnet ihren Blüthenſchrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in ſie hinein.

Veilchen ſind gar gute Kleine,
Freun ſich, daß es Sonntag iſt,
Wo im Abendluſtvereine
Vöglein ſie und Glühwurm küßt.

In der großen Duftfamilie
Steht ein milder Prieſtergreis,
In dem Feſtgewand die Lilie,
Mit dem Haupte ſilberweiß.

Lieſt in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,
Wo, vereint zum Gottesſpruche,
Sterne ſtehn in blauer Flur.

Lieſt die Wunderkaraktere,
Die erkennbar nur zu Nacht,
Doch vor ihres Auges Klare
Auch am Tage ſtehn in Pracht.

Betend ſtehet jede Blume
In dem Kreiſe weit und groß,
Vor des Altars Heiligthume,
Der geziert mit feinem Moos.

Horch, da wehn des Glöckleins Halle
Von der nahen Kirche her,
Und ſie ſchaukeln frömmig Alle
Ihre Häupter hin und her.

Im Thal.

Vom Berg hinab, ins Thal hinein,
Wie wird dem Herzen wohl!
Da liegt Natur im Strahlenſchein,
Ein blühendes Symbol.

Wie hold, und doch ſo anders ganz
Als oben auf den Höhn,
Die all ſo ernſt im düſtern Glanz,
So ſtolz und doch ſo ſchön.

Es iſt, als ob die Berge da
Wie Rieſen ſtünden rings,
Auf die der Herr im Zorne ſah,
Gewärtig ſeines Winks.

Ein Mädchen aber iſt das Thal
In wundervollem Reiz,
Vom lichten Sonn- und Blumenſtral
Verkläret allerſeits.

Rundum, da ſtehn die Rieſen nun,
Und laſſen Niemand ein:
Die Maid in ihrem ſchönen Thun
Muß ungeſtöret ſein.

Der Lenz, der ſüße Junker nur
In ſeinem ſchmucken Kleid,
Der Sommer mit der Perlenſchnur,
Aus Sonnenglanz gefeit;

Der Herbſt mit ſeinem Hofgeſind,
Mit mancher goldnen Frucht,
Und Vater Winter, der ſein Kind
Zu allerletzt beſucht:

Das ſind der lieben Gäſte vier,
Die nahn aus Nord und Süd,
Und dann das klare Waſſer hier,
Drin ſieht ſie, wie ſie blüht.

Für Andre ſind die Rieſen taub
Und halten ſtumme Wacht,
Umringt von Felſen und vom Laub
Als Helmbuſch überdacht.

Doch wer durchs Blätterlabyrint
Sich windet an den Tag,
Und nun geſehn das holde Kind,
Wie es ſo ſchlummernd lag;

Der fürchtet wohl ein andermal
Die Rieſen alle nicht,
Und dringt durch Büſche ohne Zahl,
Wie ich, durch Nacht zum Licht.

Ernſte Weiſe.

Wieder will der Frühling ſprießen,
Und den goldnen Blüthenkranz
Um das Haupt der Erde ſchließen;
Wieder will im Maienglanz
Paradieſiſches Entzücken
Jedes Aug mit Thränen ſchmücken,
Treue Liebe ſtill beglücken
Und mit Luſt erfüllen ganz.

Aber Herz, mit deinem Streben,
Das ſo ernſt geworden nun,
Wird der Frühling deinem Leben
Auch die Zauberwirkung thun?
Was wohl giebt er dir zu eigen?
Wirſt du jubeln oder ſchweigen,
Dich erheben oder neigen, —
Wirſt du ſchaffen oder ruhn?

Ehdem, als ein froher Junge,
War mein Glück die Frühlingspracht,
Wenn ſie mit dem Blüthenſchwunge
Plötzlich zauberhaft erwacht.
Seligſtes von allen Looſen,
Damals unter duftigen Roſen
Liebeſchwärmend hinzukoſen
Jeden Tag und jede Nacht.

Doch der Zauber iſt verſunken,
Trotz der Lenze Herrlichkeit,

Ach, und nimmer frühlingstrunken
Wird mein Herz in ſeinem Leid.
Jetzt mit feierlichen Schlägen
Und mit tiefem ernſten Regen
Klopft es Einem nur entgegen,
Dem Gigantenſchritt der Zeit.

Wohl wird neu der Lenz erſcheinen,
Frohe Seelen zu erfreun,
Wieder wird in ſtillen Hainen
Nachtigall ihr Lied erneun;
Herz, mit deinem ernſten Willen,
Wird dein Sehnen auch ſich ſtillen? —
Warte bis die Lenzſibillen
Ihre Zauberblätter ſtreun.

Abendgang.

Ich wandle durch des Gartens Grün,
Die Bäume und die Blumen blühn;
Der Frühling hat mit bunter Pracht
Die Erde und das Herz bedacht.

Die Bäume ſtehn im Sonntagskleid,
In voller Blüthenſeligkeit,
Sie ſpiegeln ſtolz ſich in der Fluth
Mit jugendlichem Uebermuth.

Da kommt ein kühler Wind heran,
Er faßt die Zweige schüttelnd an,
Die Blüthen fallen still herab
Und sinken in das Wellengrab.

O Wind, wie hast du schonungslos
Gewüthet in des Frühlings Schoos;
Wie hast du grausam hingestreut,
Was Frucht zu werden sich gefreut.

O Glück, wie hast du schonungslos
Vernichtet mir ein schönes Loos,
Vernichtet was entstanden kaum,
Des Jugendlenzes süßen Traum.

All die Gedanken, die so zart
Wie Blüthen sich ums Herz gepaart,
Was sich zur künftigen That verschönt,
Hast du vernichtet und verhöhnt.

Der Baum steht an der stillen Fluth,
Worin sein Blüthensegen ruht;
Die Zweige neigt er leis hinein:
Wie mag ihm wohl zu Muthe sein?

Ich aber wandle durch das Grün,
Wo Vögel ziehn und Blumen blühn;
Ich sehe Wiese, Baum und Bach,
Und denke meiner Jugend nach!

Frühlingsmärchen.

Das Veilchen ſprach zur Nachtigall
So recht aus frommer Seele:
Die goldbeſchwingten Töne all,
Sie ruhn in deiner Kehle;

Die zauberhafte Liebe bringt
Gewährung deinem Regen,
Denn ach, dein voller Buſen ſingt
Treuliebchen ſich entgegen.

Drauf Nachtigall mit ſüßem Ton:
Was willſt du mich beneiden?
Mit Sammt und goldner Kelchskron
Thät dich Natur bekleiden.

Und das erſingt die Seele mein,
Worin du ſtets dich badeſt:
Dein Liebſter, Thau, findet ſich ein,
Ob du ihn auch nicht ladeſt. —

Als ſo geſprochen ſie zumal,
Da iſt ſie umgeſunken,
Und aus der Sonne glühem Stral
Hat Veilchen Tod getrunken.

Und wie ſo ſtill und ungetrennt
Beiſammen lag das Pärchen:
Das war doch wohl ein trübes End
Von ſolchem hübſchen Märchen.

Lenzregen.

Lenzregen iſt der Bote,
Wie froh der Himmel eben,
Daß jetzt Natur, die todte,
Erwacht zu neuem Leben.

Drum reicht er raſch hinunter
Den vollen Wolkenbecher,
Die Erde frühlingsmunter
Iſt gar ein wackrer Zecher.

Schlürft all die Tröpflein linde
Mit ſüßem Wohlgefallen,
Draus wachſen Irrgewinde
Von duftigen Blumenhallen.

Mairöslein ſind Herolde
Zum großen Luſtturniere,
Das nun beginnen ſollte
Im goldnen Lenzreviere.

Rufen mit zarten Kehlen
Hinaus nach allen Winden,
Daß alle Frühlingsſeelen
Zum Feſte ſich einfinden.

Lenzdichter ſind die jungen
Mainachtigallen alle,
Aus ihren goldnen Zungen
Blühn tauſend Liebeshalle;

Aus ihren kleinen Herzen
Weht tönendes Entzücken,
Ihr Leid mit ſeinen Scherzen
Wußt' Frühling zu berücken.

Nun ſoll der Wettkampf gelten,
Der Menſch erſcheint als Richter:
Ach, und verſteht ſo ſelten
Die Wunder und den Dichter!

Maienluſt.

Der Frühling kommt und gründet Maienluſt,
Die Seelen auch entzündet Maienluſt.
Auf Blumenblättern ſtehet hell geſchrieben:
Verbreitet duftverbündet Maienluſt!
Die Sänger, die im Winter ſtumm geblieben,
Ein jeder nun verkündet Maienluſt.
Der Mondglanz ſtrahlt, indem er ſilberklar
Sich in das Dunkel mündet, Maienluſt:
Da wird dem Dichterherzen wunderbar,
Und ſeinen Jubel gründet — Maienluſt.

Vorbilder.

Der Baum, der abgedorrte,
Er ſprießt geſchwind,
Wenn Frühlingsworte
Erklungen ſind;

Der Bach, der übereiste,
Seht, wie er zieht,
Und weiht dem Frühlingsgeiste
Sein Wellenlied;
Der Sänger, der betrübte,
Er singt und klingt,
Weil Lenz, der lustgeübte,
Gesang ihm bringt.

Der Baum vielleicht bringt nimmer
Im Herbste Frucht:
Er hat nur Blüthenschimmer
Hervorgesucht;
Den Bach, den unerschrocknen,
Bergab gewandt,
Seht ihr vielleicht vertrocknen
Im öden Sand;
Mein Lied, vielleicht daß Kränze
Es nie erringt, —
Gleichviel, es tönt im Lenze,
Wo Alles singt!

Genesung.

Jüngst war ich krank, der Winter ging zu Ende,
Er ging mit Regen und mit Schnee zu Grab;
Mir war's, als ob er durch die dichten Wände
Die fieberkalte Hand mir scheidend gab.

Denn wie ein Rieſeln lief es durch die Glieder,
Aufbäumte ſich der Krankheit giftiger Wurm;
Und ſchritt das Wetter draußen auf und nieder,
So war in mir nicht minder Froſt und Sturm.

Da kam der Mai mit ſeinem Frühlingsſegen,
Und zog, wie ſonſt der Zaubrer Mond nur thut,
Mich auf zu ſich mit allgewaltgem Regen,
Vom Lager auf in ſeine milde Glut.

O wer's empfand, im Winter hinzuſiechen,
Und zu geneſen, da der Lenz erwacht,
Der hat, wie ich, dem Baume ſich verglichen,
Von Schnee bedeckt und jetzt von Grün umlacht.

Drum als ſie mich ins Freie führten wieder,
Wo Gottes grüne Oriflammen wehn,
Beſah die Bäume ich wie meine Brüder
Und ſchien ihr leiſes Flüſtern zu verſtehn.

Sie ſäuſelten im Laub der grünen Keime,
Und andre unterm Blüthenbaldachin,
Geſchichten und geheime Winterträume
In ſtillen Frühlingsliedern vor ſich hin.

Sie ſagten ſich, es ſchmerze tief die Kälte,
— Ach, Kälte thut wohl auch den Herzen weh! —
Und wie dieß Leid ſich tauſendfach vergelte,
Wenn Gottes Friedensodem niederweh'.

Und wie ich innig mich an einen preßte,
Als wollt ich ihn umfangen brüderlich,
Da ſchüttelt er zum milden Gruß die Aeſte —
Ein Blüthenregen überſäte mich.

Und jede Blüthe, die mich da berührte,
Sie war ein Tropfen Troſt und Lebensluſt,
Den ich im tiefſten Herzen bald verſpürte,
Des Mai's und der Geneſung mir bewußt.

Sie mahnten heimzugehen mich indeſſen;
Ich ging und dachte froh auf dieſem Gang:
In einer Stunde kann der Menſch vergeſſen,
Was er gelitten Wochen-, Mondenlang.

Der Baum.

Ich war ein Baum, umgrünt von hundert Aesten,
Die streckt' ich freudig aus nach allen Winden,
Daß sie den süßen Nachtigallengästen
Sich allerwärts zum seidnen Dache winden.

Die milden Liebessänger kamen alle,
Es purpurte mein Grün die lichte Sonne,
Und aus der Lieder weichem Wunderschalle
Und aus dem Zauberglanze quoll mir Wonne.

Grünseiden wand die zarte Epheuranke
Um meinen Leib die liebeheißen Arme,
So wie ein minnelicher Lustgedanke
Das Herz umfaßt, damit es neu erwarme.

Und all mein Leben, all mein Lieben, Trachten
War heiß bemüht, auf daß kein Sturm sie fährde:
Und so begann ich selig zu erachten,
Wie Liebe wohl das höchste Glück der Erde.

Da kam der Winter her, der eisigkalte,
Der all des Herbstes Segen trägt zu Grabe,
Des Nordens Zauberer, der böse Alte,
Und riß vom Herzen mir die theure Habe;

Riß mir vom Leib die grünen Sammtgewänder,
Und deckte mich mit ärmlich weißen Linnen:
So ſeh ich nach dem Lenz in alle Länder,
Von außen arm und arm im Herzen drinnen.

Die Thräne.

Im Winter, wo die Welt ringsher
So ſchauerlich erblichen,
Iſt eine Thräne trüb und ſchwer
Ins Auge mir geſchlichen.

Die Welt erwacht aus ihrem Tod
Der Winter iſt vertrieben;
Ich rieb mein Auge feuerroth,
Die Thräne iſt geblieben.

Vergebens wird auf Baum und Flur
Sein Gold der Frühling ſticken,
Ich ſoll die blühende Natur
In Thränen nur erblicken.

Im Winter gab es böſe Zeit,
Da dacht ich oft ſo trübe
Der ſeligen Vergangenheit,
So voll von Glück und Liebe.

Dann dacht ich, was ich all geſtrebt
Und was mir all mislungen,
Und wie ich ewig gluthbelebt,
Doch nie ein Ziel errungen.

Ich dachte wie es ſchmerzt und brennt,
Dieß ewig leere Streben:
Mein Denken war ein Monument
Auf ein verfehltes Leben.

Mein Fühlen war ſo öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da iſt die Thräne trüb und ſchwer
Ins Auge mir geſchlichen.

Bach und Strom.

Ach!
Da der Bach,
Rein und klar wie Gold,
Ueber Kieſeln hingerollt:
Wie war er da munter und hell,
Hinſchlüpfend ſo luſtig und ſchnell!
Die Ufer küßt er, die Blumen all,
Er lauſcht entzückt der Nachtigall,
Und wo er niederbrauſt im perlenden Fall,
Da hatt er ſeinen eigenen Sang;
Und die Weiden, das Bett entlang,
Liſpelten wohl bang'
Dem kecken Bach
Ein Ach
Nach.

Jetzt,
Da er als Strom
Durch Thäler hinweggeſetzt
Und über Felſen hinüberklomm,
Wo der Wald finſter und beengt.
Um ſeine zerriſſenen Ufer ſich drängt,
Wo der ſchwankende Nachen, bang und verzagt
Blitzſchnell auf ſeinen ſchäumenden Wogen jagt:

Welch ein fürchterlicher und trüber Geſell
Wurde nicht das Bächlein, ehmals ſo hell!
Er dient in buntbewimpelter Tracht
Des Geizes unerſättlicher Macht,
Vernichtet Blumen, Hütten und Saat,
Den Wanderer auf einſamem Pfad,
Und in ſein wildes Gedröhn
Klingt Seufzer und Geſtöhn
Der Noth und Pein
Hinein!

Am Bache ſteht ein Jüngling ſtill allein
Im lichten Abendgolde,
Sein Auge iſt ſo froh, ſein Herz ſo rein,
Er denkt an ſeine Holde.

Am Strome wankt ein Mann in finſtrer Nacht,
Wie ſtiert er in die Welle!
Gebrochen iſt ſein Herz, ſein Aug nur wacht
Und ſucht die tiefſte Stelle.

Vom Garten.

Einſt durch einen ſchönen Garten
Ging ein Weiſer hin im Mai,
Blumen wuchſen aller Arten
Unter Liedern vielerlei.

Roſenkelch that ab den hellen
Gürtel wie das Morgenroth,
Und entgegen wollte ſchwellen
Tulpe ihrem nahen Tod.

Blumen ſtanden farbenblühend,
Vieler Duft und vieler Schein,
Wie im Becher purpurglühend
Glänzt und duftet ſüßer Wein.

Abſeit rankten Dorngewinde
Und verwundeten ſich ſelbſt,
Und zur Weide ſprach die Linde:
Wie du maleriſch dich wölbſt!

Von dem Blüthenhaupte thaute
Der Viole Seidenhaar,
Und den eigenen Reiz beſchaute
Die Narziſſe immerdar.

Von der Rose Prachtgeschmeide
Hatte Tulpe sich geborgt;
Leben sie auch kurz nur beide,
Doch des Todes unbesorgt.

Und hinweg ging nun der Weise,
Aus dem Paradiese fort,
Doch nach einer langen Reise
War er Winters wieder dort.

Wo einst Rosenduft ihn grüßte,
Nachtigallenmelodei,
Grüßte jetzt ihn eine Wüste
Und der Raben heisrer Schrei.

Nicht die kleinste Spur von allem,
Was so schön sich einst verklärt,
Und das Blumenheer gefallen
Durch der Dornen scharfes Schwert.

Alle Liederkehlen ferne,
Alle Blüthen ausgebrannt,
Ausgeglommen alle Sterne,
Und verödet rings das Land.

Und ein Siedlerhaus erbaute
Thränenweinend sich der Mann,
Weil im Tod er alles schaute,
Dem der Geist nur trotzen kann. —

Dessen hat gar schöne Kunde
Mir Nizamis Lied gewährt,
Der mit vielberedtem Munde,
Alles sei vergänglich, lehrt.

Die Laube.

Die Laube hat der Sommer dicht
Mit Blättern rings vergittert,
Indeß das fahle Mondenlicht
Auf ihren Zweigen zittert.
Was kümmert sie der Mondenschein
Und all sein Strahlenregen,
Die Laube kümmert nur allein
Der reiche Blätterregen.

So liegt das Herz, von Liebeslust
Erfüllt und übergossen,
Da naht das Glück der Welt der Brust
Und findet sie verschlossen.
Was soll dem Herzen irdisch Glück
Mit seiner bunten Hülle,
Das Herz erfreut nur Liebesblick
Und reiche Liebesfülle.

Und Winter wirds, gefallen ruhn
Der Laube grüne Locken;
Wie füllt der Mond sie reichlich nun,
Mit seinen Silberflocken;

Die aber ſind ſo blaß und kühl,
Und mit den Strahlenſchätzen
Vermögend nicht, das Luſtgefühl
Von ehmals zu erſetzen.

Und Winter wirds o Herz, es ſtirbt
Dein Lieben und dein Bangen,
Und nur das Glück der Welt bewirbt
Sich jetzt um dein Verlangen.
O armer Tauſch, den es dir bot:
Dein Alles ging verloren,
Du ſtarbſt den bittern Liebestod,
Und wirſt zum Glück geboren.

O pflanzet Bäume!

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeihn und festem Stamme,
Derweil wird älter euer Sinn
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum
Und ihm dieß Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt geſetzt,
Ein freies Wort, nicht ausgeſprochen,
Ein Diebſtahl iſts, den ihr ſchon jetzt
An euren Kindern habt verbrochen.

Hausbau.

Wer da will ſein Haus
Auf dem Berge bauen,
Wird vom Giebel aus
Fernen überſchauen.

Wer gebaut im Thal,
Hat den Vortheil eigen,
Daß vom Berge All'
Zu ihm niederſteigen.

Oben Jener wird
Den Gewittern grollen;
Thür und Fenſter klirrt,
Wenn die Donner rollen.

Aber unten Den
Faßt vor Waſſern Grauſen,
Wenn ſie von der Lehn
Furchtbar niederbrauſen.

Jeder ſo begehrt,
Was des Andern eben,
Und was ihn beſchwert,
Will er weiter geben.

Gut und Schlecht verwebt
Iſt das Weltgewimmel:
Wer nach Beſſerm ſtrebt,
Baue in den Himmel.

Ich für meinen Theil
Will der Welt vertrauen
Und mein Haus und Heil
Menſch auf Menſchen bauen.

Des Mädchens Lied.

Ich wandelte trübe
Im blühenden Mai,
Es zogen die Vögel
Und Winde vorbei,
Die Wolke, sie jagte,
Der Bach floh geschwind,
Und Keines ach, fragte:
Was fehlt dir, mein Kind?

Wie ist alles nun verschieden,
Seit ich ihn gefunden,
Und der Liebe milder Frieden
Selig uns verbunden!
Tausend Stimmen, süß zu lauschen
Stillentzücktem Ohre,
Hör ich durch die Wipfel rauschen
In geheimem Chore.

Heiter umlächelt mich
Blühende Welt,
Zephyr umfächelt mich
Rosengesellt;

Sonnen- und Mondenlicht,
Wolke und Welle ſpricht
Leiſe und lind:
Herzlich ſei uns gegrüßt,
Weil du ſo glücklich biſt,
Liebendes Kind!

Selbstgefühl.

Gewiegt von dieses Lebens klarsten Wellen,
Von allem, was beglückt und was gefällt,
Scheint um ihr Bild ein Zauber aufzuschwellen
Ihr Feuerblick, er spricht: mein ist die Welt!

Der Schönheit, die ein Brautgeschenk aus Eden,
Hat hier die Anmuth lieblich sich gesellt,
Und die ein Netz aus solcher Reize Fäden
Gewebt, sie ruft mit Recht: mein ist die Welt!

Schön ist die Welt, und göttlich hinzusinken
Auf ihren Thron, von Rosen reich umstellt;
Ein schönes Weib, es mag die Düfte trinken
Und denke still entzückt: mein ist die Welt!

So sie, im Auge helle Geistesblitze,
Die Brust von des Bewußtseins Stolz geschwellt,
Ob sie voll hohen Ernsts, voll heitrer Witze
Erscheint, sie fühlt es stets: mein ist die Welt!

Sie denkt: so vieles hat sie mir zu spenden,
Doch zahl ichs ihr in reichlichem Entgelt;
Ich will mein volles Herz an sie verschwenden,
Und sage drum mit Recht: mein ist die Welt! —

Und wer dieß Herz mit ſeinem aufgewogen
Und mit der Liebe Flammen ſüß erhellt,
Dem iſt des Glückes Göttin zugeflogen,
Und ihm gebührt das Wort: mein iſt die Welt!

Unbewußt.

Ein unreifer leiſer Gedanke,
Geträumt nur, aber noch nicht gedacht,
Umſchlingt oft wie eine zitternde Ranke
Die Seele, bevor ſie erwacht.
Da fährt ſie empor aus ihrem Sinnen,
Zu haſchen ſein flüchtiges Glück:
Er aber flog längſt von hinnen
Und ſank von der Erde Zinnen
Ins Meer der Träume zurück.

Wie das Schiff auf eilenden Wogen,
Ein Meere-durchziehender Schwan,
Wenn es längſt dem Auge entzogen,
Noch ſeiner Ruder kreiſende Bogen
Hinterläßt auf der Wellenbahn
Und die Spur des furchenden Steuers:
So entſchwand auch er dem Gedächtniß,
Und ſein einziges armes Vermächtniß
Iſt ein Räthſelbild,
Von der neidiſchen Decke des Schleiers
Vielleicht für ewig verhüllt.

Solche verſunkene Träume,
Sie ſind ein unergründliches Nichts,
Ein Korn, das nicht gediehen zum Keime,
Und doch der Abglanz eines Lichts;
Eine ſtille Ahnung, die wie
Ein Wort, das noch kein Ton belebte,
Auf den Lippen der Gottheit ſchwebte,
Als dein Geiſt hinſah auf ſie;
Ein Zauber, der die Erinnerung quält,
Das Hinſtarren in eine Welt,
Die unerforſcht und unentdeckt
Sich vor dem Auge der Seele
In neblige Fernen verſteckt.

Und Jahre vergehn, da ſpült die Welle
Der Zeit ein Bild vor deinen Blick;
Dir iſts bekannt, doch weißt du nicht ſchnelle
Woher und von wann? du denkſt zurück:
Da wird es in dir helle.
Die Perle iſt es, der du einſt vergebens
Nachſannſt im Muſchelhauſe deines Lebens,
Und die auf fremdem Land
Jetzt deine Seele fand.

Herbſtblätter.

Jüngſt im Herbſte ging einmal
Ich der Wald begrüßen,
Seine Blätter, dürr und fahl,
Rauſchten mir zu Füßen.

Und ich neigte träumend mich,
Drei empor zu nehmen,
Da las auf dem erſten ich
Mit gar tiefem Grämen:

„Ach, wie kurz iſt Frühlingsluſt
Und der Sommer ſchwüle,
Wie ſo klein des Lebens Luſt,
Menſch, o fühle, fühle.“

Ach, es war ein bittres Wort,
Das ich finden ſollte,
Und ich las im Zweiten fort,
Das ich raſch entrollte:

„Oben grünt' ich friſch, und jetzt
Ich in Staub mich ſenke;
Wie das peinigt und verletzt,
Menſch, o denke, denke!“

Und ich dachte mancherlei
Von gar schönen Tagen,
Und das dritte Blatt dabei
Hatt ich aufgeschlagen:

„Lenze fliehn und Lenze nahn,
Doch für mich wohl keine:
Mein Beruf ist ausgethan,
Mensch, o weine, weine!“

Mahnungsreicher, kalter Wald,
Herbstliche Sibylle,
Fühlen, denken, weinen bald
Kommt ich da in Fülle.

Am Fenſter.

Das Fenſter eine Epheuniſche,
Dahinter ſeidne Draperien,
Vorn Blumen, die in heller Friſche
Die Mauer blühend überziehn.

Dazwiſchen blickt ein Engelsköpfchen
Stillſinnend in das Himmelsblau,
Des Haares glattgeſchlungne Zöpfchen
Umſchmeicheln hold der Stirne Bau.

Die Wangen Schnee in Roſenſtralen,
Das Auge ſchwimmender Saphir,
Und mit Rubin und Perlen malen
Sich reizend Mund und Lippen ihr.

So blickt ſie auf in ſtillen Träumen,
Das Auge froh verklärt und rein,
Ein Sonnenſtrahl aus blauen Räumen
Umglänzt ſie wie ein Heiligenſchein.

O bleibe, ſüßes Kind, dort oben,
Wo Blumendüfte dich umwehn,
Wohin das Glück dich hat erhoben,
Daß alle auf wir zu dir ſehn.

Umrahmt von seidenen Gardinen,
Umathmet von geweihter Ruh,
Gepflegt mit zartbesorgten Mienen,
Des Glücks, der Liebe Schooskind du!

Dort deinen Träumen überlassen
O zartes Wesen, sinn und schwärm!
Hier unten in den lauten Gassen
Ist Wind, Gedränge, Koth und Lärm.

Besudelt würde dein Reinheit,
Erröthen müßte deine Scham,
Du zitterteſt, wenn die Gemeinheit
Laut höhnend dir entgegenkam.

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Und wer sich sehnt nach deiner Zier,
Der fühle sich zu dir erhoben
Und huldige dort oben dir.

Wie schön, wenn Herzen sich erheben!
Du, der Natur den Zauber gab,
O laß empor sie zu dir streben,
Du selber steige nie herab.

Alte Frauen.

Wie ſich um ein alt Gemäuer
Wunderbare Sagen ſpinnen:
Bald daß es nicht ganz geheuer,
Bald daß gute Elfen drinnen.

Alſo liegt auf alten Frauen
Oftmals etwas Tiefgeheimes,
Wunderbarlich anzuſchauen,
Spuren eines Zauberkeimes,

Spuren einer Vorgeſchichte,
Die, zum Märchen jetzt verwandelt,
Noch mit halb erloſchnem Lichte
Ueber Wang und Lippe wandelt.

Ach, was mochten dieſe Blicke,
Dacht ich heimlich mir, den Herzen
Oft bereiten Luſtgeſchicke,
Oft erregen Leid und Schmerzen.

Was für Glut, nicht zu verhehlen,
Mochte dieſe Lippe ſprechen,
Stark, die Thatkraft andrer Seelen
Anzufachen und zu brechen.

Welche reichverzweigte Ranken
Des Gefühles zohn als leiſe
Unausſprechliche Gedanken
Oft durch dieſes Herzens Kreiſe.

Bis ſie, halb mit eignem Willen,
Halb gefangen ſich ergeben,
Die Beſtimmung zu erfüllen,
Die gewürfelt ihr das Leben.

Nun ſie alt iſt, zieht ein Mahnen
Manchmal über ihre Mienen
Wie die Geiſter großer Ahnen
Ueber ſchweigende Ruinen;

Wie die ungewiſſen Schatten
Jener Macht, die einſt ſie übte,
Als ſie noch in Frühlingsmatten
Stand, befahl, bezwang und liebte.

Dieſer ernſt und jener heiter
Ziehn vorüber ſie in Schaaren,
Eine ganze Jakobsleiter
Von verlebten lieben Jahren.

Drum iſt trüb und froh ihr Weſen
Auch, worüber ich nicht ſtaune,
Statt das Räthſel aufzulöſen,
Nennt die Welt es vorſchnell Laune.

Aus der Wirklichkeit.

O welch ein Drängen, welch ein Stürmen!
Sei ſtark mein Herz und halte feſt,
Daß da, wo ſich Gefahren thürmen,
Kraft dich und Wille nicht verläßt.

Wirr dringt heran die Flut des Lebens,
Sieh, wie die Brandung dich bedroht,
Sie reißt inmitten deines Strebens
Dich in Vergeſſenheit und Tod.

Da heißts auf ſtarkem Felſen ſtehen,
Den die Geſinnung feſtgerückt,
Und nach dem großen Bilde ſehen,
Von Sturm und Sonnenglanz geſchmückt.

Jetzt horch des Windes wildem Grollen,
So brauſt des Volkes Meinung auch,
Er wird dich faſſen, ſtürzen wollen
Und niederwehn mit eiſigem Hauch.

Doch haſt du Flügel, kannſt dich heben
Und ſteigſt empor zu Ruh und Licht,
Um wieder nieder dann zu ſchweben,
Wenn ſeine rohe Kraft ſich bricht.

Du ſiehſt am Wege nun, da jagen
Die Feuerroſſe jach heran,
Wie Dſchagernath auf ſeinem Wagen,
Dich zu zermalmen, armer Mann.

Doch ſieh, ein Garten dicht zur Seite,
Da flüchteſt du dich eilend hin:
Dort qualmt der ſchwarze Dampf, hier reihte
Blum und Geſträuch ein heitrer Sinn.

Jetzt kommen Menſchen, bunte Gruppen,
Die Einen jubeln laut beim Wein,
Die Andern blicken ernſt und puppen
In düſteres Geſpräch ſich ein.

Dich werden ſie als Fremden zeihen:
„Er theilte niemals unſre Luſt,“
So flüſtern Die, und Jene ſchreien:
„Bot er wie wir dem Kampf die Bruſt?“

O Herz, vereinſamt ſo im Leben,
Und, weil ſein Sclave nicht, geflohn,
Was findet wohl dein heißes Streben,
O ſtolzer Eremit, für Lohn?

Und doch, erliege nicht der Beugung!
Nicht überſpannt und nicht erſchlafft!
Dich trägt der Geiſt der Ueberzeugung,
Dich hält der Wahrheit Rieſenkraft.

Trag immerhin der Zeit Beſchwerde,
Du ſelbſt ein warmer Sohn der Zeit:
Du findeſt noch ein Fleckchen Erde,
Wo deine ſtille Saat gedeiht.

Die Pomeranze.

Auf der Nordſee kalten Wellen ſchwankte
Dampfgetragen unſer Boot,
Frohe Paſſagiere und erkrankte
Lagen da in Luſt und Noth;

Als der Steward das Confect credenzend
Durch die Reihen auf und ab
Eine Pomeranze golden glänzend
Jedem Hingeſtreckten gab.

Wie des Südens ſonnenreife Tochter
Hier der kalte Norden ſah
Saft- und düfteſpendend, o wie mocht er
Ueberraſcht erſtaunen da!

So am heißen unerforſchten Niger
Eingefangen und gezähmt,
Reizt Europas Neubegier der Tiger,
Der ſich hinterm Gitter grämt.

So was ein verſunkenes Jahrhundert
Hat an Schönem aufgebracht,
Wird von ſpäten Zeiten noch bewundert
Und mit Staunen überdacht.

Und die Nordſee ließ die Wellen ſteigen,
Daß an Bord ſie kamen ſchier,
Fernen Süden ihnen hier zu zeigen,
Der ſich ſpiegeln ſoll in ihr.

Froh verzehrt des heißen Sonnenſtrahles
Süße Spende wurdeſt du,
Und den goldnen Ueberreſt des Mahles
Warfen wir dem Meere zu.

Mit begierig wogendem Gelüſte
Griff es nach dem fremden Schmaus:
Ach, wer weiß an welcher fernen Küſte
Wirft es — leere Schaalen aus.

Einer ſchönen Jüdin.

Sie ging dahin, ihr folgten alle meine Sinne;
Die Stirne frei wie eine hohe Tempelzinne,
Das Auge wie der heilige Dornenbuſch in Flammen,
Und auf der Lippe Geiſt und Liebesrauſch beiſammen.

Es war kein Gang, es war ein Wiegen und ein Heben,
Worin die Ueppigkeit die Formen ließ entſchweben;
Die Hand ein Roſenblatt, am Jordan aufgeleſen,
Der Fuß war Flügel einer Nachtigall geweſen.

Es ſchien das ſchöne Haar die Stirne zu belauſchen,
Ob ſie Gedanken wohl von Liebe auch berauſchen?
Und Antwort ſchwellt die Bruſt ſo wie den Bach im Lenze:
O Glücklicher, dem ſie bewahrte ſolche Kränze!

Des Orients Zauber liegt auf dieſen Wangen,
Wie er an Miriam und Judith mochte prangen,
Und wie das Weib am Sorek, Delila die ſchöne,
Ihn zum Verderben trug für ihres Landes Söhne.

Nicht vornehm, und doch eine Königin von Sabä,
Kein Wappen als das kleine vom Merkuriusſtabe,
Von Ahnen nichts, ein Körnlein nur aus Levi's Samen,
Und doch zu nennen nicht mit tauſend Liebesnamen.

So ſchwebt ſie hin, der Engel aus dem alten Bunde;
Vergeſſen hab ich Rom und Wittenberg zur Stunde;
Ich bin nur Menſch, im Anſchaun Gottes jetzt verſunken,
Das Herz in Träumerein, in ſtolzer Schönheit trunken.

Sie geht, ſie ſpricht mit keinem Blick zu meiner Seele,
Daß mich ſie nicht zu ihres Stammes Feinden zähle:
Sie ahnt es nicht einmal, daß Liebe nur und Segen
Mein Herz wie Palmenzweige ſtreut auf ihren Wegen.

Ja Segen über dich, du ſchönes Weib von Oſten,
Er ſchwebe Engeln gleich um deines Hauſes Pfoſten,
Er überſchütte dich mit Freuden, Gold und Manna,
Und ſinge dir als Braut des Glückes Hoſianna.

Er wiſſe jeden Gram durch Tröſtung dir zu lindern,
Er heilige deinen Schoos mit lieben ſchönen Kindern,
Die den Befreiungstag dereinſt mit Wonnebeben
Aus europäiſcher Gefangenſchaft erleben.

Idylle.

O ſieh ein ſchönes Stückchen Himmel,
Das blühend hier zur Erde fiel,
Das mitten in dem Weltgewimmel
Der Ruhe freundliches Aſil.

Ringsum von Bergen eingeſchloſſen,
Darauf kein Pfad von Eiſen geht,
Vom gelben Bache reich durchfloſſen,
Dem nur Natur gewölbt das Beet.

Schwarzkiefern hier und Eichen drüben,
Gelände, das ſich niederſenkt
Und nicht entweiht von Runkelrüben,
Mit friſchem Grün das Auge tränkt.

Am Bache ſitzt das heitre Oertchen,
Von dichten Gärten eingeſäumt,
Am Wege Menſchen und an Pförtchen,
Das ſchafft und lacht und ſchwatzt und räumt.

Abſeit im ländlich ſchmucken Prunke
Die Quelle, heilſam vielerlei,
Den Heimiſchen zum friſchen Trunke,
Den Fremden milde Arzenei.

Stadtdamen dort mit Silberbechern
Und Dirnen hier mit grünem Krug,
Dort blasse Wangen hinter Fächern,
Gesundheit hier und Noth genug.

Gewürzten Odem wehn die Linden,
In Doppelreihn zum Weg geneigt,
Bis ihr die Pfade, leicht zu finden,
Zur Bergterrasse dort besteigt.

O welch ein Ausblick! Sinnen, schwärmen
Und heimlich dichten magst du da,
Und dir das arme Herz erwärmen,
Wie es schon lange nicht geschah.

Fernab der wirre Markt des Lebens,
Fern alle Menschen, die dich sehn
Und lächelnd deines stillen Strebens
Mit klugem Blick vorübergehn.

Wie schön! Die Sonne will sich senken,
Da tönt von unten auf Geläut:
Ein Plätzchen dies um gern zu denken
An Welt und Zeit und Ewigkeit.

O holde Stätte der Erbauung,
Die wunderbaren Trost umschließt,
Und wo aus stiller Selbstbeschauung
Die milde Friedensrose sprießt!

Ein Gang ins Freie.

Der Frühling zündete die Freudenfeuer
Der holden Ueberraſchung an,
Ich eilte fort aus froſtigem Gemäuer,
Den Lenz im Freien zu empfahn.

Da war das friſche Sonnengold gefallen,
Dem Manna in der Wüſte gleich,
Ein unverhofft Geſchenk aus Himmelshallen,
Ein Zauber ſüß und freudenreich.

O wer den frommen Kindesſinn noch hätte,
Und jubelte am Lenz ſich jung,
Und ſpräng um ſeine goldne Gnadenkette
Hochauf den frohen Freudenſprung!

Sonſt dacht ich, und der Puls flog vor Entzücken:
Mein iſt der Lenz als Winterlohn!
Jetzt aber will die Frage mich erdrücken:
Was hat mein Brüdervolk davon?

Sonſt hofft ich bei dem erſten Sonnenſchimmer,
Daß ſchöner werde Tag um Tag;
Jetzt fürcht ich bei ſo frühen Strahlen immer,
Daß Schneegeſtöber folgen mag. —

Es war ſo ſchön; zerſprengt die Winterkruſte,
Und wie ein Flämmchen aus dem Meer,
Schoß hie und da aus altem dürrem Wuſte
Ein grüner Hoffnungshalm empor.

Im goldnen Glanze trieb der Strom die Welle,
Die ſanft das Ufer küſſend ſchied,
Und in den Lüften ſang muthwillig helle,
Zwar nur der Sperling, doch ein Lied.

Da flog ins Feld ſein Futter ſich zu hohlen
Ein Dohlenſchwarm mit heiſrem Schrei:
Du lieber Gott, die Dohlen, ach die Dohlen!
Es denkt ſich mancherlei dabei.

Und Frühlinghoffend ſah ich einen Kranken
Hinſchleichend in der Sonne ſtill,
Da wurd ich trüb und ſeufzte in Gedanken:
Du armer Mann — April, April!

Allein.

Allein — es iſt ein furchtbar Wort: allein! —
Ich liege einſam ſtill auf meiner Stube,
Und träum und denke ſo in mich hinein
An Leben, Luſt und Welt und an die Grube.

Sorgfältig abgeſchloſſen iſt die Thür:
Ich ſehe nun dem Schlaf der Nacht entgegen.
Wie? — käm der Tod mit einmal ſo zu mir,
Und legte auf die Stirn mir ſeinen Segen! —

Ich ſtürb allein — es ahnte wohl kein Herz,
Daß eines hier ſo einſam hingebrochen;
Kein Aug erforſchte ſeinen letzten Schmerz,
Und keine liebe Hand ſein letztes Pochen.

Des Morgens kämen ſie und klopften an,
Und gingen wieder, weil die Thür verſchloſſen; —
So ſchwände Tag um Tag, nur dann und wann
Frug Einer nach dem ſäumenden Genoſſen.

Nur Eine, Eine würde ſtumm und trüb,
Die Ahnung würde ihre Bruſt durchſchauern,
Und endlich ſuchte den ſie, der ihr lieb,
Daheim in ſeinen einſam ſtillen Mauern.

Sie fände — fürchterlich! Ein Herz brach ſchon,
Nachfolgend bräch das andre auch in Klagen;
Doch ihres Jammers ſchauerhafter Ton,
Er würde rings die Todeskunde ſagen.

Und fremde Menſchen drängen dann herein,
Durchmuſternd, was ich als Geheimniß hegte,
Und drein ich meine ſtillen Schwärmerein,
Mein Wünſchen und mein Wollen niederlegte.

Abſtreiften ſie, was ihnen brauchbar däucht,
Mit frecher Hand entweihend ein Vermächtniß,
Das Herzen galt; verlören bald und leicht
Den Todten und ſein Thun aus dem Gedächtniß.

Gelebt für nichts und unbeweint geſtorben,
Ein fürchterliches Loos — vergeſſen ſein:
Manch frohen Augenblick hat mirs verdorben,
O glaubt es mir, das böſe Wort: Allein.

Wär ich doch die Lerche wieder.

Wie die Blumen nach dem Lenze,
Wie der Vogel nach dem Süden,
Wie die Kunſt um ihre Kränze,
Wie nach Ruhe alle Müden, —
Alſo ſehn ich ſtill mich wieder
Nach dem wunderbaren Glücke,
Das zwei zauberhafte Blicke
Einſtens ſtrahlten auf mich nieder.

Ach, er war nicht ruhig helle,
War nicht ohne Leid und Sorgen,
Dieſer Born der Liebesquelle,
Dieſer frühe Liebesmorgen;
Aber feurig, voll des Strebens
Regte ſich in ſeiner Friſche
Rings im fröhlichen Gemiſche
Jegliches Gefühl des Lebens.

Aber raſch und kräftig griffen
Alle Ruder da zuſammen;
Jede Brandung zu durchſchiffen
Kämpften gegen Fluten Flammen,

Flammen, die aus heißem Lieben
Himmelskräftig ſich erheben,
Gegen Fluten, die das Leben
Stillbedächtig hingetrieben.

Nun die ſchöne Zeit entwichen,
Die Begeiſterung dem Schwärmer,
Iſt ihr eine nachgeſchlichen,
Die wohl ſtiller aber ärmer;
Eine, die von ſüßen Schwänken
Nichts mehr weiß und Liebeswonnen,
Sondern ewig ſtillbeſonnen
Muß an ihre Zukunft denken.

All die Jahre ernſter Wendung,
All dies feſte Vorwärtsſtreben,
Dieſes Ringen nach Vollendung,
Ach, wie gerne wollt ichs geben
Für die ſchönen Traumgeſichte,
Die der Jugendrauſch durchglühte,
Gern für jene kurze Blüthe
Dieſe herben reifen Früchte.

Und mein Leben gleicht zwei Vögeln;
Einer, der die Jugend vorſtellt,
Iſt die Lerche, die auf Segeln
Des Geſanges ſich emporſchnellt,
Die da trinkt vom Thau der Aehren,
Die durch goldne Saaten ſchlüpfet
Und zum ſüßen Weibchen hüpfet,
Wenn es will zum Süden kehren.

Und ein Falke iſt der zweite,
Auf des Jägers Händen ſitzend,
Ewig ſpähend nach der Beute,
Hals und Fuß von Golde blitzend;
Hoher Flug, doch keine Lieder,
Scharfes Aug und ſcharfe Klauen,
Immer vor- und rückwärts ſchauen,
— Wär ich doch die Lerche wieder!

Zweites Buch.

Lieder.

Aufzeichnungen.

Wunder.

Ueber Allen wie ein Himmel
Iſt die Liebe ausgeſpannt,
Drin ein lichtes Sterngewimmel
Von Gefühlen allerhand.

Fröhlich ſieht der Mond hernieder,
Gehn Verliebte Hand in Hand,
Herz und Sinn und Augenlieder
Sich und ihm nur zugewandt.

Und die goldnen Sterne ſtehen
Wie ein Hochzeitfackelbrand,
Um das Brautfeſt zu begehen,
Das ſich hier zuſammenfand.

Stern- und Engelsblick hinunter,
Menſchenaug hinauf gewandt:
Solche zauberhafte Wunder
Bringt die Liebe nur ins Land.

Der Brief.

Wenn die Liebe nun ein Brief iſt,
Der bedeutungsvoll und tief iſt,
Muß ein ſüßer Mund ihn ſiegeln,
Sein Geheimniß ſtreng zu zügeln;
Schreiben muß ihn eine Seele,
Daß ihm Innigkeit nicht fehle:
Aber mit dem Herzen leſen
Müſſen ihn verliebte Weſen.

Fragen.

Frage mich nicht, ob ich liebe?
Ueberflüſſig iſt dieß Wort,
Wo ein Herz im Flammentriebe
Ringt zu ſeinem Himmelsport;
Wo die Seele lebt im Trachten
Und im ewigen Verſchmachten,
Wo die Trennungsſtunden trübe,
Heiße Liebesglut iſt dort.

Frage nicht nach meiner Treue:
Blumen müſſen aufwärts ſehn;
Muß in ſeiner Sonnenreihe
Sich der Stern nicht ewig drehn?
Iſts dem Kämpfer je geſtattet,
Daß er vor dem Ziel ermattet?
Glaubt ihr denn, daß ich, der Freie,
Schlechtern Weges werde gehn?

Lieb und Treue, Treu und Liebe,
Halten an einander feſt,
Wie im großen Weltgetriebe
Sich genüber Oſt und Weſt;
Denn aus gleicher Wurzel ſtammend,
Und zu gleichem Himmel flammend,
Sagen laut ſie, Liebe übe,
Wer von Treue niemals läßt.

Frage nicht, wem dieſe Treue
Ich geweiht und ſtille Gluth?
Und in welcher Haft dieß ſcheue
Herz ſo eng gefangen ruht?
Eine iſt es, lieb wie keine,
Eine engelſchöne, reine,
Deren Aug in holder Bläue
Niederlächelt mild und gut.

Aber frage mich auch nimmer:
Ob ich wieder bin geliebt?
Ob auch ihres Auges Schimmer
Süßen Hoffnungsſtrahl mir giebt?

Ob ſie liebend mich verſtanden,
Rettung übend aus den Banden,
Oder ob ſie grauſam immer
Dieſes arme Herz betrübt?

Frage nicht: ich müßte weinen,
Wär ſie meiner Leiden Grund,
Machte mich ihr hold Erſcheinen
In der Seele doppelt wund;
Frage nicht: ich müßte ſchweigen,
Wäre liebend ſie mein eigen,
Denn dieß Glück giebt Eine Einem,
Und der Eine Keinem kund.

Mädchenzauber.

Loſe Roſe an dem Stocke,
Rings von Düften reich umringt,
Gleicht ſie nicht der Purpurglocke,
Die von ſtiller Luſt erklingt?
Iſt die Rebe am Geranke,
Das um Stäbe dicht ſich ſchwingt,
Nicht ein fröhlicher Gedanke,
Uns bedeutend: Menſchen trinkt?

Doch gepflückt vom grünen Stengel
Und vom Mädchen zugeſandt,

Gleicht die Roſe einem Engel,
Der den Weg zum Herzen fand;
Und der Wein, im Becher ſchäumend
Und kredenzt von Mädchenhand,
Wird zur Liebesglut, die träumend
Herzen an einander band.

Mädchenhände, Zauberwaffen,
Die ihr Schönes nur erſchließt,
Deren wunderbarem Schaffen
Süßgeheime Luſt entſprießt,
Die zu Liebesparadieſen
Alles ihr zu wandeln wißt:
Seid zu tauſendmal geprieſen,
Seid zu tauſendmal geküßt!

Der Tanz.

Doppelt reizend ſind die Frauen,
Wiegt der Tanz ſie hin und her,
Wunderlieblich anzuſchauen
Wie ein buntes Blumenheer.

Dort die edlen Roſenarten,
Tulpen findet hier der Blick,
Zwiſchendurch der grüne Garten
Voll Entzücken und Muſik.

Kronen reicherblüht und offen,
Knospen voller Blüthenmuth,
Augen reich an ſüßem Hoffen,
Herzen fähig tiefer Gluth.

All die Blätter rauſchen leiſe,
Und die ſchönen Kelche glühn,
Macht des Tanzes Zephirweiſe
Sie in neuem Schmuck erblühn.

Bis daß, müde des Entſchwebens,
Jedes Blättchen niederſinkt,
Und der heiße Thau des Lebens
Auf der ſchönen Blume blinkt.

Geheimniß.

Was an Liebe du erfahren,
Trage tief in deiner Bruſt,
Wo es Keiner mag gewahren,
Keinem außer dir bewußt.

Sieh den Berg, im Felſenherzen,
Wie er alles wohl verſteckt,
Was ſein Schacht an edlen Erzen
Und Geſteinen je bedeckt.

Sieh die Perlen, wie Gedanken
Schlafen ſie im Muſchelhaus,
Das ſie innen ganz durchranken,
Niemals treten doch heraus.

Und dein eignes Herz, der Rieſe
An Gefühlen und an Gluth,
Sieh, wie es im Paradieſe
Deiner Bruſt verborgen ruht.

Alſo deine Liebe wahre
Tief in deines Buſens Schrein,
Das Geheimniß offenbare
Der Geliebten nur allein.

Denn nur Liebende beglücken
Kann die Liebe — Andre nicht:
So wie Sterne nur entzücken
Die da ſehen — Blinde nicht.

Perle, Roſe, Lied.

Jede Thräne, die ich weine,
Wird zur holden Perle dir,
Die mit liebeſanftem Scheine
Dienen muß zu deiner Zier.

Jeder Seufzer, den ich ſtöhne,
Wird zum lieblichen Gedicht,
Der von dir, du milde Schöne,
Und von deinen Reizen ſpricht.

Jedes Blatt, das ich dir ſende,
Voll von Klagen und von Gluth,
Wird zur ſüßen Roſenſpende,
Die an deinem Buſen ruht.

Und ſo iſt dir wohl im vollen
Perlenſchmucke keine gleich,
Denn mein Schmerz, dem ſie entquollen,
Iſt an ihnen ewig reich.

Ueberreich biſt du an Sängen
Und an ſüßer Liederluſt,
Denn ſo viele Seufzer engen
Tagesüber meine Bruſt.

Und ein holder Roſengarten
Muß dein Buſen wohl ſchon ſein,
Weil ſich Klagen aller Arten
Bei mir an einander reihn.

Lilie und Roſe.

Die Lilie und die Roſe
Sind ſich geworden gram,
Seit mit ſüßem Gekoſe
Mein Lieb zu ihnen kam.

Mich hat ſie nur gemeinet,
Die Roſe ſagte dies,
Aus meinen Blättern ſcheinet
Ein Morgenparadies.

Aus meinem Herzen ſchwirren
Viel Düfte auf mit Luſt,
Die wollen ſich verirren
An ihre milde Bruſt.

Die hat ſie aufgenommen,
Wie rothen Liebesgruß;
Drum ſagte ſie: Willkommen!
Und nickte manchen Kuß.

Du Liebekranke, Bleiche,
Du warſt ja nicht gemeint,
Die du im Blumenreiche
Erſcheineſt blaßgeweint.

Die Lilie hat im Streite
Alsdann das Wort geführt:
Sie ſtand an meiner Seite,
Mich hat ihr Kleid berührt.

Still und beſcheiden blickte
Ich auf zu ihrer Zier:
Nicht dir, du Stolze, nickte.
Sie blickte nur nach mir.

Doch wem das holde Weſen
Willkomm geſagt und Gruß?
Ach, Einer iſts geweſen,
Der — es verſchweigen muß.

Die Pappeln.

Vor dem Fenſter meiner Lieben
Stehen Pappeln wunderſchön,
Die mit ihren hohen Trieben
In die weite Ferne ſehn.

Abends rauschen sie so milde
Mit verständlichem Getön,
Scheinen ihrem lieben Bilde
Traute Grüße zuzuwehn.

Oftmals stand ich voller Wonnen
Unterm Blätterlabirint,
In Gedanken eingesponnen
Und in süßes Traumgewind.

Die Gedanken, sie versanken,
Wie verweht vom Abendwind; —
Wohin alle die Gedanken
Damals wohl gekommen sind?

In die Pappeln aufgestiegen
Sind sie alle ganz gewiß,
In den Blättern sich zu wiegen
Bis mein Lieb sich sehen ließ.

Darum rauschen Abends Töne
In den Pappeln mild und süß:
Deines Treuen, holde Schöne,
Leiser Liebesgruß ist dieß.

Die Schenkin.

Was von schönen jungen Heben
Je geträumt der Occident,
Ist in Wirklichkeit gegeben
Dem beglückten Orient.

Seine Schenkin heiter lächelnd
Füllt Hafisen den Pokal,
Unterdeß ein Zephir fächelnd
Ihr die Nackenhülle stahl.

Reizend, wie man Hebe malte,
Ueberfliegt sie Rosenschein,
Und kein schönres Bildniß strahlte
Jemals in den Wein hinein.

Ihre Lippen und den Becher
Bietet sie ihm liebevoll,
Und der süßbewegte Zecher
Weiß nicht was er wählen soll.

Was das Abendland erdachte
Als ein schönes Ideal,
Steht, im Morgenland erwachte
Es im hellen Farbenstral.

Gleichen will ich drum dem Persen
Mit der Schenkin hold und fein:
Bin ich doch so reich an Versen
Und das schönste Mädchen mein.

Ob sie mich begeistern dürfte,
Wenn sie mir zur Seite stand? —
Ach, wer ihre Küsse schlürfte
Und den Wein von ihrer Hand:

Dem erwacht die Dichtergabe,
Als ob Zauber sie erschuf;
Und mir däucht, ein wenig habe
Ich dazu doch auch Beruf.

Die Linde.

Noch als Jüngling in die Rinde
Schnitt ich einer jungen Linde
Jenen holden Namen, deſſen
Ich im Leben nie vergeſſen.

Ob es wohl der Baum verſtand,
Was ich damals tief empfand,
Weil des Harzes Thränen kamen,
Perlend aus dem ſüßen Namen.

Und, ein ſchönes Bild im Herzen,
Hab ich meiner Liebe Schmerzen
In die Fremde fortgetragen,
Ruh und Frieden zu erjagen.

Manch ein langes Jahr entſchwand,
Bis ich wieder ein mich fand,
Und die Linde, die betagte,
Ueber mein Geheimniß fragte.

Aufgewuchert ganz entſetzlich
Sah ich jenen Namen plötzlich
Und in ungeheuren Zügen
Rings den weiten Stamm umfügen.

Und das Bild in meiner Bruſt,
Mit dem einſt ich flüchten mußt,
Fühlt ich Armer gleicherweiſe
Groß geworden auf der Reiſe.

Schwärmerei.

Meiner Liebe Freuden
Sind ein ewig Scheiden,
Und ein banges Meiden
Meiner Liebe Luſt.
Gerne möcht ich ſagen:
Endet nun, ihr Klagen!
Aber neue tragen
Muß ich in der Bruſt.

Kaum das Glück genoſſen,
Mund an Mund zerfloſſen,
Herz an Herz geſchloſſen,
Trennt uns das Geſchick;
Und mein tiefes Sehnen
Perlt in heißen Thränen
Nach dem kurz geſehnen
Und verlornen Glück.

Muß denn im Entbehren
Und in ſtillen Zähren
Liebe ſich verklären,
Und in tiefem Leid?
Wird man ewig reißen
Mich aus deinen Kreiſen,
Wird es niemals heißen:
Dein in Ewigkeit?

Oder trübe Zeiten
Sollen vorbereiten
Künftigen Seligkeiten
Mein gebeugtes Herz?
O, wie ich dann dieſe
Qualen alle prieſe,
Denn zum Paradieſe
Würde ſo der Schmerz.

Ach, erſcheine Stunde,
Heile meine Wunde,
Gieb zum ewgen Bunde
Sie, die mich beſeelt.
Ob ich es ertrüge,
Ob ich unterliege
Bei des Herzens Siege,
Weiß der Herr der Welt.

Aber wenn der Einen
Ich mich darf vereinen,
Glück, dann preis ich deinen
Seligen Zauberſtab;
Und wenn ich erbleiche,
Da ich ſie erreiche,
Reg ich noch als Leiche
Jubelnd mich im Grab.

Gute Nacht.

Gute Nacht, du ſüßes Kind,
Mögen Engel dich behüten,
Und der Schlummer leis und lind
Streue dir die ſchönſten Blüten.

Gute Nacht, und träume mild
Von den Schweſterlein, den Roſen,
Die, dein ſchönes Ebenbild,
Mit den Frühlingswinden koſen.

Gute Nacht, und denke mein
Mindeſtens in holden Träumen,
Mochteſt ſo im Tagesſchein
Meiner zu gedenken ſäumen.

Gute Nacht, und bleib mir gut,
Lächle gütig mir entgegen:
Deiner Blicke Zauber ruht
Auf mir wie ein milder Segen.

Gute Nacht, die Aeuglein zu,
Schließ die holden Blicke gerne:
Schöner, ſelbſt in Schlafesruh,
Sind ſie doch als alle Sterne.

Die Mythe.

Eine Götterblüthe,
Eine große Mythe
Iſt die Liebesgluth:
Himmliſch wird es klingen,
Wenn einſt Engel ſingen,
Welche Seligkeitbereitung,
Welche göttliche Bedeutung
In der Liebe ruht.

Dieſe ſüßen Peinen
Werden Knospen ſcheinen,
Denen Luſt entſproßt;
Leiden und Beſchwerden
Sollen Freuden werden;
Dieſes Hangen und Verlangen
Wird ein feſtes Ziel erlangen,
Holden Liebestroſt.

Jegliche Geſinnung
Wird in treuer Innung
Sich der Lieben weihn;
Nur ein holdes Sehen,
Gänzliches Verſtehen,
Wo wir in einander leben
Und die Geiſter ſich verweben,
Wird die Liebe ſein.

Denn die Liebeswonnen,
Die wir hier gewonnen,
Sind ein ſüßes Nichts;
Wie die Sternenheere
In der Wolkenſphäre
Abglanz eines heiligen Scheines
Und nur ſchwache Boten eines
Ewig klaren Lichts.

Liſpeln nicht die Kehlen
Holder Philomelen
Räthſelhaften Sang?
Kannſt du es erfaſſen
Was die Sternenmaſſen
Sagen? was die Blumen klagen?
Kannſt du's irgendwo erfragen
All dein Lebelang?

Bis die Räthſelpflanze
Dieſer Welt im Glanze
Aufblüht himmelrein:
Dann wird Seligkeiten
Jedes Blatt bedeuten
An der wundervollen Roſe,
Doch die Liebe wird der große
Stern der Blume ſein.

Die reine Liebe.

Der reinen Liebe iſt das ganze Leben
Rings aufgethan gleich einem offnen Buche,
Sie weiß mit ihrem frommen Zauberſpruche
Sich über Welt und Zeit hinwegzuheben.

Sie ſchmückt die Kinder, die ihr ſind gegeben,
Die Wünſche mit der Hoffnung grünem Tuche,
Und ſpäht, als ob ſie ewgen Frühling ſuche,
In der Natur geheimnißvolles Weben.

Sie ſucht die Seele, die mit ihr ſich gatte,
Und prüft ſie mit den Strahlen ihres Blickes;
Sie wandelt, ohne daß ſie je ermatte,

Ein Pilger nach dem Orient des Glückes;
Sie ſchwimmt auf einem blanken Lilienblatte
Rein durch das Meer des irdiſchen Geſchickes.

Lieder des Schmerzes.

Winterbild.

Der Mond mit trübem Scheine,
Er ſteht im Wolkenſee
Und ſcheint auf nackte Steine
Und blaſſen Winterſchnee.

Verödet ſind die Räume
Wie eine ſtille Gruft,
Und nur zwei kahle Bäume
Bewegt die kühle Luft.

Nicht Bäume, nur Gerippe,
Behaucht mit weißem Reif,
Und durch die ſtrenge Lippe
Des Froſtes ſtarr und ſteif.

Sie träumen von den Lenzen,
Von naher, ſchöner Zeit,
Von reichen Blüthenkränzen,
Vom grünen Frühlingskleid.

Und in derſelben Gegend
Steht ein verliebtes Paar,
Die Hände leiſe regend
Und dann verſchlingend gar.

Sie ſehn mit leiſem Bangen
Ins Auge ſich hinein:
Was mag wohl das Verlangen
Des trüben Paares ſein?

Sie denken ihrer Peinen
Und ihrer Sehnſucht ſtill,
Und ob der Tag erſcheinen
Des Glückes endlich will. —

O Lenz, laß deine Feier
Heimſuchen dieſen Raum:
Weck mit dem Blüthenſchleier
Die Bäume aus dem Traum;

Und wink dem treuen Päärchen
Mit Myrthen deinen Gruß:
So hat das Dichtermärchen
Den allerbeſten Schluß.

Nächtlicher Gang.

Das war ja wohl der alte Gram,
Der trieb mich aus dem Haus,
Und als ich zu dem Bache kam,
Da tönts zu mir heraus:

Biſt ja ſo blaß, ſo todtenbleich,
Und ſchleichſt ſo trüb und ſtier,
Jüngſt kam ein Mädchen engelgleich,
Jetzt naht ein Schatten mir.

Und als ich kam zum grünen Wald,
Zur alten Eiche dort,
Da kreiſchten laute Vögel bald
Von jedem Zweig das Wort:

Biſt ja ſo ſtumm im tiefen Leid,
Als wärſt du längſt ſchon todt,
Jüngſt ſang hier eine ſchöne Maid,
Die war ſo jung und roth.

Und wie ich nun zum Garten ging
Das Herz ſo kummerwach,
Da ſchoß aus ſeinem Marmorring
Der Springquell hell und ſprach:

Gehſt du ſo mutterſeel allein,
Als gäbs kein Mädchen mehr:
Dein Lieb wohl mochte klüger ſein,
Die kam allein nicht her.

Und als ich ſchlich zur Laube dann,
Saß drin ein zärtlich Paar,
Der Eine ein wildfremder Mann,
Mein Lieb — die Andre war.

Der Mond.

Auf leichtem Zweig im Waldgehег
Süßnachtigall verweilt,
Bis auf dem lichten Sternenſteg
Der Mond herübereilt.

Der ſpinnt ſo ſüß und mildiglich
Waldüber ſeinen Stral,
Als zög er gerne ſie zu ſich
In lichten Himmelsſaal.

Die aber klagt und weint ſo weich
Um ihr gar falſches Lieb,
Und fühlte ſich den Engeln gleich,
Wenn das nur treu ihr blieb.

So trauert wohl das arme Blut,
Und ſieht ins blaſſe Licht,
Der Mond iſt ach, ſo mild und gut,
Doch helfen kann er nicht!

Auf dem Thurme.

Da ſteh ich auf dem alten Thurm
Im Blitzesſchein und Donnerſturm,
Wo ich hinauf, hinab nur ſeh,
Dünkt alles mir ein Feuerſee.

Das iſt ſo recht nach meinem Sinn,
Die Flammen zucken her und hin,
Bald erdenwärts, bald himmelwärts,
So wie die Liebe durch mein Herz.

Doch plötzlich wird es ſtumm und grau,
Der Mond tritt aus dem Wolkenbau,
Und alles, was da unten lebt,
Das ſeh ich wohl mit Glanz umwebt.

Im Schatten ſteht des Liebchens Haus,
Drin welch ein Jauchzen, welch Gebraus!
Und Kerzenſtrahlen tauſendfach
Ziehn durch das weite Prunkgemach.

Das iſt der grellſte Höllenſchrei,
Der bricht mir wohl das Herz entzwei;
Das iſt der grellſte Höllenſchein,
Der ſchneidet mir ins Herz hinein.

Und nun wirds ſtiller allzumal,
Die Gäſte ſchwinden all im Saal,
Die Kerzen löſchen nach und nach,
Nur eine noch im Brautgemach!

Zertrümmre Thurm und ſtürze ein,
Wirf dich hinab aufs Haus,
Zerbrich o Herz in deiner Pein,
Jetzt liſcht die letzte aus!

Aus einer Liebesgeſchichte.

Ueberblick.

Wenn ich ſo mit der Feder niederſitze,
Um aufzuzeichnen, wie es ſich ergeben,
Daß deines Auges zaubervolle Blitze
Zur Liebesglut entflammten all mein Leben:
O ſüßes Kind!
Wie manche Thräne rinnt
Dann als ein Opfer der Erinnrung nieder,
Und muß dem Glanze ſpiegelglatter Lieder
Sich wie ein trüber Hauch verweben.

Es war im Tanz; da ſchwebteſt du, beſeelet
Von tauſend Reizen, reich- und wunderbaren,
Es war, als ob die Schönheit dich erwählet,
Um ſich in deinem Bild zu offenbaren;
In deinem Bild,
Das wunderlieb und mild,
Ein Conterfei der Göttin war zu ſchauen,
Zu dem, ſich zu entzücken und erbauen,
Begeiſtert pilgerten die Schaaren.

Das blaue Auge ſah ſo ſinnig nieder,
Das Haupt umkränzte weich die blonde Locke,

Geſchaffen war das Ebenmaß der Glieder,
Daß Jedem es ein Sehnſuchts-Ach entlocke;
Der Mund ein Thron
Für Venus ſüßen Sohn,
Er ſchien, geſchloſſen, Schönes zu verſchweigen,
Und knospte manchmal auf, um ſich zu zeigen
Als der Empfindung reine Glocke.

Und näher zogs mich ſtets in deine Kreiſe,
So wie die Mücke ſich im Glanze ſpiegelt;
Auf ſah ich zu dir, ſprach und bebte leiſe, —
Wir ſchwebten durch den Saal muſikbeflügelt.
Und dieſe Hand
Die da mich fremd umwand,
Und dieſe Lippen, damals ſtill verlegen,
Sie hatten bald — o wunderbarer Segen! —
Der Liebe Bündniß mir beſiegelt.

O dieſe Hand, worauf der Schnee gefallen
Und milde Roſennebel ſüß zerfloſſen,
Was hätte ſie, die herrlichſte von allen,
Für Paradieſe meinem Blick erſchloſſen!
Was hätte ſie
Mit ihres Druckes Poeſie,
Von dieſer Lippen heiligem Ja begleitet,
Für Seligkeiten meiner Bruſt bereitet,
Für Zauber über mich ergoſſen!

Still jubelnd ſog ich raſch das Glück der Jahre
Wie Roſenduft des milden Augenblickes,
War doch der Himmel ſtets, der blaue, klare,

Mir aufgethan und voll des ſchönſten Glückes!
Kuß flog auf Kuß
Im ſeligen Ueberfluß;
Wer mochte da noch denken und beachten,
Daß ſich die Himmelsfernen trüb umnachten
Mit Wetterwolken des Geſchickes.

Wer mochte da noch grübeln, wo die Stunde
Mit allen Freudenzaubern ihn umſponnen?
Wo, wie aus eines Füllhorns reichem Munde,
Stets überraſchend ſtrömten neue Wonnen.
O ſüße Zeit!
Wo Liebesſeligkeit
All ihren Glanz und ihre Strahlenſpenden
An dieſes Herz gewürdigt zu verſchwenden,
Um dieſes Leben zu durchſonnen.

Da kam das Mißgeſchick, der böſe Rieſe,
Still lauernd in des Lebens Dämmerungen,
Und ſtieß mich wild aus meinem Paradieſe,
Von keiner Wuth, von keinem Flehn bezwungen
Hinaus, hinaus
In Nacht und trüben Graus:
Da harr ich eines Gottes, der mich rettet,
Wie ein Prometheus ſchmerzlich angekettet
Am Felſen der Erinnerungen.

Einzelner Fall.

Die Nacht war ſchwarz wie im Geſicht ein Mohr,
Draus ſah der Mond, im Aug das Weiße, vor,
Und Sturm und Blitz im wildbewegten Drange
War Fackelträger mir auf meinem Gange.
Rings die Narziſſen an des Gartens Weiher,
Kopfſchüttelnd ſchienen ſie mir nachzuſehn,
Die Lilie ſchien mit ihrem weißen Schleier
Ein angſtbewegtes Nein! mir zuzuwehn:
Mich aber trieb der Sinne wildes Feuer
Noch ſpät zu meinem Liebchen hinzugehn.

Und als ich fort am andern Morgen ging,
Der Sturm in Wolken nur am Himmel hing:
So wie das Meer, ausruhend vom Orkane,
Geborſtne Trümmer zeigt auf ſeinem Plane;
So wie ein Raſender, der ausgeflucht,
Und nun in Thränen ſeinen Frieden ſucht.
Still war der Garten; ſeine grüne Fahne,
Der Baum weht ſtumm in eine öde Bucht.
Ich weiß nicht, was verdüſtert die Narziſſen,
Sie wandten ſchamverwirrt ſich von mir ab;
Der Lilie weißer Schleier war zerriſſen,
Sie ſah geknickt vom Stiele in ihr Grab.

Das End vom Liede.

Sie war ein Bild — es läßt ſich nicht beſchreiben,
Wie ſie der Schönheit milder Glanz umfloß,
Wie ſich der Anmuth wunderbares Treiben,
Ein Himmel, um die Engelſeele goß;
Sanft überfunkelte die ſchöne Miene
Der Frohſinn mit des Lächelns holdem Sieg,
Indeß der Lippen glühendem Rubine
Der milde Zauber Melodie entſtieg.

Stillleuchtend lag der Würde reiche Krone
Auf ihrem ſüßen Haupt im vollen Glanz,
Es war als ob der Himmel ihr zum Lohne
Sich aller Schönheit nun entvölkert ganz;
Der Seele Frieden — wär er ihr geblieben! —
Er ſtrahlte klar aus ihrem Angeſicht,
Und nur die ſtille Fähigkeit zu lieben
Wob ein geheimes Räthſel in dieß Licht.

Ein Räthſel, das in Jammer aufzulöſen
Zum Oedipos das Unglück mich gereift; —
Erloſchen iſt das Augenlicht dem Böſen,
Der dieß Geheimniß grauſam abgeſtreift;
Vertrocknet dieſes Herz, ſeit des Geſchickes
Abgründe gähnend ich eröffnet ſah:
Hinunter ſchaut ich — und die Sphinx des Glückes,
Ach, ſie lag leblos und zerſchmettert da.

Leichter Sinn.

1.

Nie wohl mocht ich es vermuthen,
Daß ich wieder lieben ſoll,
Bis der zweiten Liebe Gluthen
Mich berauſchten zaubervoll.

So die Nachtigall, wenn heiter
Sie der bunte Lenz umſpann,
Glaubts unmöglich, daß ein zweiter
Gleiche Luſt ihr bringen kann.

Und es war ein ſelig Wähnen,
Dieſes erſte Paradies,
Das im Schein verliebter Thränen
Doppelt glänzend ſich erwies.

Aehnlich einer Zauberblume,
Die nur einmal blühen will,
Stand im Herzensheiligthume
Meine Liebe fromm und ſtill.

Daß es nicht an andern fehle,
Wenn die eine welkt und bricht,
Daran dachte meine Seele,
Weiß der liebe Himmel! nicht.

2.

Abends wenn durch blaue Seeen
Schwimmt das ſtille Sternenheer,
Kommt die lieblichſte der Feeen
Aus den Höhen zu mir her;
Ihre ſüßen Augen blicken
Wie zwei Strahlen in die Nacht,
Ihre Lippen, ſie beſtricken
Mir das Herz mit Zaubermacht.

Leiſe flüſternden Getönes
Sagt ſie Jenes mir und Dieß:
Was ſie denken mag iſt Schönes,
Was ſie giebt ein Paradies.
In die trunknen Armen preſſen
Möcht ich für und für mein Glück,
Rieſe neidiſch ſie indeſſen
Nicht die Mitternacht zurück.

Und ſie weilt in holder Säumniß,
Sagt mir leiſe dann Ade,
Daß die Welt nicht das Geheimniß
Unſers Liebesglückes ſeh; —
Ahnte die, was in den Tagen
Meines Frohſinns Quelle ſei,
Würde ſie die Nächte fragen, —
Und der Zauber wär vorbei.

3.

Was Frühling und Geſang
Und Sonnenlicht!
Ihr machtet mir nur bang,
Wär Liebe nicht.

Zwar iſt die Blume ſchön,
Die Welle klar,
Und Nachtigallgetön
Gar wunderbar:

Doch vollen Zauber giebt
Erſt Liebe euch;
Es fühlt ſich, wer verliebt,
Den Göttern gleich.

Ihm ſingt die Nachtigall
In Hymnen Glück,
Die Waſſer ſpiegeln all
Ihm Glück zurück.

Glück deutet ihm das Grün,
Des Himmels Blau,
Glück ſieht ringsum er blühn,
Wohin er ſchau.

Und ſchlummert er, ſo lullt
Das Glück ihn ein,
Von Engeln und von Huld
Träumt er allein.

Und ſtirbt er, ſo war Glück
Sein Lebenslauf,
Und jenſeits ſchlägt den Blick
Er glücklich auf.

4.

Eine gute Nacht
Hab ich jüngſt gefunden,
Eine ſüße Fracht
Holdverträumter Stunden.

Engel hatten Acht
Ueber mich im Traume,
Einer küßte ſacht
Mich am Lippenſaume.

Morgens aufgewacht,
Hab ich ſüßbeklommen
Leiſe nachgedacht,
Wie das all gekommen?

Und es fiel mir ein,
Was die Liebſte ſagte,
Als ich über mein
Scheidenmüſſen klagte.

Süß rief ſie den Gruß
Gute Nacht! beim Trennen,
Und dieß Wörtlein muß
Wunder wirken können.

5.

Erſt küßt ich galant
Dir die weiße Hand,
Wußte vorzuflöten
Dir von Liebesnöthen;
Stiller ward ich dann,
Seufzte dann und wann,
Küßte deine Stirne,
Daß ſie mir nicht zürne.

Jetzt iſt Glück mein Loos
Und der Jubel groß,
Denn im Liebesbunde
Küſſ' ich dich am Munde.
Geht das Ding ſo fort,
Werd ich ohne Wort
Nächſtens, Liebchen, müſſen
Deine — Seele küſſen.

6.

Du von allen Weſen
Warſt mir auserleſen,
Um den Wetterwendigen
Alſo ſanft zu bändigen,

Daß er jetzt in Treue
Dir allein nur glüht,
Und ſich ſtets aufs neue
Um dein Lieben müht.

Schmetterling, der bunte,
Macht die Blumenrunde:
Aber kommt der flüchtige
An die ſchöne, züchtige
Blumenfürſtin Roſe,
Um die ſtill er wirbt,
Dauert ſein Gekoſe
Bis mit ihr er ſtirbt.

Ihre Blätter fallen
Mit den Reizen allen;
Unter den geſunkenen
Seht ihr auch den Trunkenen
Liegen todt im Staube,
Weil's kein ſchönres Grab
Als im Roſenlaube
Für den Falter gab.

7.

Mein Kind, du biſt ſchön,
Und das iſt viel,
Denn Reize erhöhn
Das Liebesſpiel.

Schön iſt auch der Mai
Und ſchwindet doch:
Sind Reize vorbei,
Was bleibt dir noch?

Mein Kind, du biſt gut,
Und das iſt mehr:
Auf Güte beruht
Die Liebe ſehr.

Sie gleicht einer Blüte
Im Himmelslicht,
Doch richtet die Güte
Noch alles nicht.

Lieb biſt du, mein Kind,
Das gilt zumeiſt,
Denn das nur gewinnt
Dir Leib und Geiſt.

Das macht mich ſo heiter,
Und hält mich feſt,
Weil es an nichts weiter
Mich denken läßt.

8.

Noch ein Lied, noch ein Lied,
Nur kein Verſiegen!
Sproſſer und Lerche ſieht
Niemand verſchwiegen.

Sieh doch das Freudenfeſt,
Lenz weiß zu ſiegen, —
Glückliche Liebe läßt
Klänge bald fliegen;

Läßt von der Seligkeit
Träumend ſich wiegen,
Bis ihre Fröhlichkeit
Liedern entſtiegen:

Liedern, die liebewarm
Herzen umſchmiegen,
Weil dich der Liebe Arm
Süß weiß zu wiegen.

Liebe, die Glück beſchied,
Läßt nicht verſiegen:
Noch ein Lied, noch ein Lied,
Nur nicht geſchwiegen!

9.

Als ich mich verliebte,
War es Winter, kalt,
Doch die Liebe übte
Frühlingswunder bald.

Nun der Lenz in klarer
Schönheit kam herein,
Ward ein wunderbarer
Doppelfrühling mein.

Den ich fühle einer,
Einer den ich ſeh:
Wer vergliche meiner
Seligkeit ſich je?

Muß der eine flüchten,
Weiß der andre treu
Stets mir vorzudichten
Blüthe, Duft und Mai.

Beide Lenzgewalten
Ueben ſüße Luſt,
Daß ſich kaum zu halten
Weiß die trunkne Bruſt.

Aber ſtatt zu ſchweigen
Giebt es Saus und Braus;
Jener ſchlägt in Zweigen,
Der in Liedern aus.

10.

Eine Roſe,
Die aus grünem Mooſe
Mir das Köpfchen wiegte ſanft entgegen,
Pflückt ich eilig,
Als ich heimlich neulich
Ging zu dir auf wohlbekannten Wegen.

Insgeheime
Flüſtert mir die Kleine,

Fröhlich, bald ſich an dich anzuſchließen:
Ihr mich geben,
Heißt ſo viel doch eben,
Als ein Tröpflein in das Meer zu gießen.

Angekommen,
Haſt du ſie genommen,
Sie an deinen Buſen zu erheben;
Da verklärte
Die Beneidenswerthe
Sich in Glanz und ſprach mit Wonnebeben:

Erſt im Grünen
Stand ich, wo die kühnen
Lüfte kalt mir ſchienen herzuwehen;
Nun im Schnee
Stehen ich mich ſehe,
Möcht ich doch vor heißer Luſt vergehen.

11.

In ſchattigen Locken
Ein Engelgeſicht,
Die Stimme wie Glocken,
Das Auge wie Licht;
Im Kinne ein Grübchen, —
Mein reizendes Liebchen,
Wer kennte dich nicht?

Oft dünkt mich ein Scherz nur
Mein ſüßes Geſchick:
Mir poche dieß Herz nur,
Mir flamme dein Blick.
Die Bruſt wird mir enge,
Ich denke Geſänge
Und ſpreche Muſik.

Doch wie es gekommen
Dieß Glück ohne Maas?
Ich werde beklommen
Fragt ihr mich nun das.
Mein Segen genügt mir,
Und endlich was liegt mir
Am Wie und am Was!

12.

Tage ohne dich,
Leere, liebeloſe:
Glück verſchone mich
Mit ſo hartem Looſe!

Saget an, wer kann
Erſt in Luſt ſich ſenken,
Und gleichgültig dann
Ans Entbehren denken?

Jeder Tag bei dir,
Gleicht dem Blatt, dem ſchönen,
Das mit Liedern mir
Füllen die Kanönen.

Ohne dich ein Tag
Gleicht dem leeren, blanken,
Das vergebens mag
Harren der Gedanken.

Sieh, wie Ruhm und Glück
Du in dir vereineſt,
Wenn du meinem Blick
Tag für Tag erſcheineſt.

13.

Die Liebſte küßte mich,
Das heißt:
Gieb doch zu Ruhe dich,
Du Plaudergeiſt!

Nicht alles ſag der Welt,
Sei ſtill:
Es ſchweige, wer gefällt
Und küſſen will.

Ich ſchweige, weil ich ſoll
Und muß:
Fürwahr ein ſüßer Zoll
Iſt ſolch ein Kuß.

Da giebts zu denken kaum
Mehr Zeit,
Zu ſehen keinen Raum
Als Lippenbreit;

Zu fühlen, was ein Arm
Umſpannt,
Was liebezitternd warm
Drückt eine Hand.

Die Lieder enden ſtill
Die Reihn:
Es läßt, wer küſſen will,
Das Singen ſein!

14.

O Zeit komm doch zurück,
Wo aller Segen mein!
Giebt es ein höher Glück
Als das verliebt zu ſein?

Verliebt, und das ſo ganz
Allem Bedenken fern,
Hinſchmachtend nur im Glanz
Von einem ſüßen Stern;

Hinſchwelgend ſtill beglückt
In jener holden Haſt,
Die uns zum Gott entzückt
Und tauſend Leiden ſchafft.

Das war ein Fröhlichſein,
Gedenk ich jener Zeit,
Die ganze Welt war mein
Und voll von Seligkeit.

Ein Baldachin voll Glanz
Schien da mir jeder Zweig,
Die Zeit ein Mummenſchanz
Voll ſüßem tollen Zeug.

Ich trieb, ich weiß nicht was,
Und jeder Wunſch geſchah,
Und Liebe, Luſt und Spaß
Und Glück war immer da.

Unſichtbar führte mich
Die Jugend meinen Pfad,
Und ſchwätzte wonniglich
Gar manchen luſtigen Rath.

So heiter war mein Blick,
Mein Herz ſo froh und rein:
Giebt es ein höher Glück
Als das verliebt zu ſein!

Verbotene Liebe.

1.

Die ich beſaß, die ich beſitzen können,
Erfüllten alle mich mit Leid und Pein:
Dich werd ich nie die meine dürfen nennen,
So wirſt wohl du mir Glück und Leben ſein!
Die ewig ſind geſchieden, trifft kein Trennen,
Und immer reizt, was ewig fremd und rein:
Zwei Flammen ſeht ihr nebenſammen brennen,
Zuzüngelnd ſich mit doppelt hellem Schein.

2.

Als ich dich ſah zum erſtenmal,
War mir, als ſah ich dich ſchon oft:
Du warſt mir wie der Maienſtral,
Auf den das Herz ſchon lange hofft,
Und den es doch ſchon lange kennt,
Weil es ihn den geliebten nennt:
Das kommt, weil ſchöne Frauen, Kind,
Dem Lenz ſo nah verſchwiſtert ſind.

3.

So wie der Mondſchein auf der Welle zittert,
Erhellend und zugleich ſie mild umſchließend;

So wie der Epheu ſich um Lauben gittert,
Umblühend ſie und — um Geheimes wiſſend:
So trifft dein Blick mich ſcheinbar kalt
Und doch in ſüßer Liebeshuld zerfließend.
Iſts nicht der Göttin reizende Geſtalt,
Die ſich dem Träumenden nur wollte zeigen?
Gemach, gemach, mein Herz, und lerne ſchweigen,
Sonſt flieht, Endymion! dein Segen bald.

4.

Wer vergäße nicht der Erde,
Wenn dich er ſüß umfängt
Und mit jubelnder Geberde
An deiner Lippe hängt,
Wo im Taumel holden Spieles
Die Welt zerronnen iſt,
Weil du ſeines ſchönſten Zieles
Begriff und Inhalt biſt.

5.

Einmal geſehn nach langer Zeit,
Herz, lerne dich begnügen,
Und ſchlürf des Anblicks Seligkeit
In langen, langen Zügen.
O Glück, du wollteſt nur mit Qual
Die Sehnſucht mir belügen,
Und bieteſt nun mit einem Mal
Mir ſtille Freuden ohne Zahl
Und namenlos Vergnügen.

6.

O wie ich, Welt, dich jetzo lieben muß,
Seit dich in ihr und sie in dir ich fand!
Mein Herz von seinem Liebesüberfluß
Zahlt dir ein Baares auf die leere Hand,
Die Hand, die ewig drohend mit Verdruß,
Von Wunden mir gerissen den Verband.
Jetzt schließe sie, zieh ein, nimm meinen Gruß,
Nichts giebt es zwischen uns mehr auszumachen;
Der Fährmann hat nun seinen Obolus,
Gönn mir ein Plätzchen in dem Liebesnachen.

7.

Kennst du vom Hermelin die schöne Sage,
Das lieber stirbt, eh es sein reines Vließ
Von bösen Händen sich besudeln ließ?
Geliebtes Wesen, trage sie, o trage
Im Herzen als ein Wort für deine Tage.
Der innre Friede ist ein Paradies;
Wie schön, daß einst an deinem Sarkophage
Ein treues Herz mit leisen Thränen klage:
Der Liebe reines Hermelin war dieß!

8.

Jedes süße Wort von dir
Ist ein Raub;
Jedem Liebesflehn von mir
Bist du taub.

Dennoch mild gewährst du oft
Was kein Bitten vorgebracht,
Und erhörest unverhofft,
Was ich leise kaum gedacht.

9.

Ein Glück, daß Niemand deinen süßen Lippen
Es ansieht, wen beglückt ihr heißer Kuß;
Ein Glück, daß man, um Seligkeit zu nippen,
Nicht bei der Welt Erlaubniß betteln muß;
Ein Glück, daß Herzen mit dem ersten Schlage
Sich ganz verstehn, wenn sie einander lieb:
Ein Unglück, daß dem Zauber jener Tage
Ein allzutreu Gedächtniß mir verblieb!

10.

Ein Talisman ruht deine weiche Locke
Auf meinem Herzen zaubervoll,
Erinnernd, wie die Welt es auch verlocke,
Wen es für ewig lieben soll.
Nicht schönern Grabstein hat mein Herz gefunden,
Als dieses blonde Lockenmonument,
Das mit dem ganzen Himmel mich verbunden,
Und liebreich von der Erde mich getrennt.

11.

O nennt mich eitel nicht, weil ich mein Loos,
Als wär es des Verdienstes Krone, male:

O nein, unwürdig wohl, und glücklich blos,
Sonn ich mich in dem reichsten Liebesstrale.
Doch ist mein Glück so überschwänglich groß,
Daß ich, wenn ich nur etwas euch verriethe,
Leicht in dem Schein der Eitelkeit geriethe,
Indeß so reich ist meines Segens Masse,
Daß ich sie selber noch nicht ganz erfasse.

12.

Und doch, wie sich die allerhöchste Lust
Mit Unglück kann verschwistern und verbinden,
Des werd ich durch mein Schicksal mir bewußt.
O sieh, die Rose blüht an deiner Brust,
Beglückt so schöne Stelle sich zu finden:
Doch harre nur, wie bald ihr Loos sich wendet!
Sie zahlt dieß Glück mit ihres Lebens Schatze.
Schön ist der Ort fürwahr, an dem sie endet,
Und dennoch war sie nicht an ihrem Platze.

Der Vogel.

Ich fuhr hinaus aufs Land; der Wagen offen,
Die Seele war es auch,
Und durch den Busen zog von süßem Hoffen
Ein wunderſüßer Hauch.

Es grüßten freundlich mich die Blüthenzweige,
Als ahnten ſie mein Glück,
Und winkten: ſinge jetzt — und ſchweige
Kehrſt du von ihr zurück.

Da griff ich in des Herzens ſtille Saiten,
Doch klang es leis nur nach:
Der Himmel rief mit ſeinen Herrlichkeiten
Nur ſtumme Träume wach.

Und ſieh, ein Vogel aufgeſchreckt vom Neſte
Durch Hufſchlag und Geroll,
Er flüchtet in des nächſten Baumes Aeſte
Und birgt ſich ſorgenvoll.

Doch weiter muß er fliegen, fortgetrieben,
Und angſtemporgeſchreckt,
Bis ihn der Baum vorm Fenſter meiner Lieben
Mit dichtem Schatten deckt.

Ich trat zu ihr; des Zimmers traute Stille,
Der Liebe Blick und Kuß,
Sie gaben eine Seligkeitenfülle
Und Glück in Ueberfluß.

Was wurde da nicht all auf einem Sitze
Getändelt ohne Ruh,
Die Sonne sah durch Lindenblüthenritze
Dem süßen Spiele zu.

Der kleine Vogel aber, der versteckte,
Sang hell dazu sein Lied;
Es war, als ob er unsre Liebe neckte,
Und was er sah verrieth.

Und was er da erlauschte, das Geheimniß,
Er trugs im Fluge fort,
Und sang es wohl, der Schwätzer, ohne Säumniß
An manchem andern Ort.

Und lehrt' es wohl in seinem Nest die Jungen:
So kam es nach und nach,
Daß nun von unsrer Liebe schon gesungen
Die Vögel auf dem Dach.

Verſtand und Herz.

Junker Verſtand war nicht zu Hauſe,
Dame Herz trat bei ihm ein;
Still wars, wie in einer Klauſe,
In den öden Zimmerreihn.

Diener und Zofen ſchlichen ſtille
Auf den Zehen Schritt für Schritt,
Und der Haushahn und die Grille
Selber hielten Ordnung mit.

Aber die Dame winkte lächelnd,
Blumen brachte man herein,
Und ein Zugwind fegte fächelnd
Des Pedanten Stube rein.

Blühender wurde nun das Leben,
Luſtig wurde Mann und Maus,
Liederklänge durften ſchweben
Süßmelodiſch durch das Haus.

Leuchtende Kerzen an den Wänden,
In den Säälen Klang und Tanz,
Und ein fröhliches Verſchwenden,
Und ein freies Leben ganz.

Endlich da kam der Junker wieder,
Mit der Dame gabs Verdruß:
Schweſter du wirfſt alles nieder,
Was ich mühſam bauen muß. —

Junker Verſtand macht ſaure Mienen,
Dame Herz, die wurde ſtill,
Und muß jetzt als Hausmagd dienen,
Wenn ſie bei ihm bleiben will.

Der Hirtenknabe.

Ich war ein ſtiller Hirtenknabe
Mit blauem Aug und blondem Haar,
Und zog an meinem Schäferſtabe
Durch Berg und Thal ſo manches Jahr.

So freundlich lachten mir die Auen
Mit ihrem holden Blumenring,
Und ſchienen fröhlich aufzuſchauen,
Wenn ſingend ich vorüberging.

Es kam, wenn ich hinausgezogen,
Der Lenz und ſetzte ſich zu mir:
Er war ſo lieb mir und gewogen,
Und gab mir Küſſe für und für.

Wir ſpielten fröhlich dann mitſammen,
Bald warf er mich mit Blüthenſchnee,
Bald ließ er Roſenlichter flammen,
Bald Lieder tönen in der Näh.

Und ſchlief ich ein mit frohem Muthe,
So ſah den Frieden ich im Traum,
Wie er im Himmelsgarten ruhte,
In ſchattenreicher Palmen Raum.

Ein Bild nur konnte da mir taugen,
Ich trug es ſtill in meinem Sinn:
Das war mit ihren lieben Augen
Die wunderſchöne Schäferin.

So kamen Jahre und vergingen;
Da kam auch endlich andre Zeit,
Und Neuem mußt ich mich verdingen,
In fremde Kreiſe eingeweiht.

Zum Ritter mußt ich mich verwandeln,
An meiner Seite glänzt ein Schwert,
Und all mein Streben und mein Handeln
Iſt, ſeiner mich zu zeigen werth.

Es weht mein Helmbuſch durch die Lüfte,
Ich bin gerühmt im weiten Land,
Die Blumen aber und die Düfte,
Sie grüßen nimmer mich bekannt.

Der Lenz geht ſcheu an mir vorüber,
Er kennt den Spielgenoſſen nicht,
Ich ſelber aber wandle trüber
Und ſehe träumend in ſein Licht.

So ſchreit ich durch das wirre Leben,
Erprobe oft den Arm im Straus:
Mühſal ward mir genug gegeben,
Und ſelten, ſelten ruh ich aus.

Dann ſeh ich im bewegten Traume
Nicht jenen Friedensengel mehr;
Ein Rauſchen tönt vom Palmenbaume,
Und unter ihm iſts öd und leer.

Ein Bild nur mag mich noch entzücken,
Ich trag es ſtill in meinem Sinn,
Das iſt mit ihren Flammenblicken
Die wunderſchöne Schäferin.

Dieß Bild, es ſchwimmt in meinen Thränen,
Begeiſtert Lieder mir und Schwert:
So unerreichbar meinem Sehnen,
Als meinem Herzen ewig werth.

So bin ich gänzlich umgeſtaltet:
Ein Lieben ohne Hoffnungsſtral,
Ein Schaffen, dran das Herz erkaltet,
Ein Leben voll von Schmerz und Qual.

Und forſcht ihr um das Räthſelweſen,
Das ich euch bildlich vorgeſetzt?
Ich bin Jüngling einſt geweſen,
Und bin ein Mann geworden jetzt.

Sonette.

Sie ſchläft.

Sie ſchläft. Das große Auge feſt geſchloſſen,
Das wachend andern Schmerz und Sehnen brächte;
Ihr Diadem, des Haares dunkle Flechte,
In freie weiche Locken reich zerfloſſen.

Ein milder Frieden über ſie ergoſſen,
Als ob geheim ſie ſüße Dinge dächte,
Die durch den Segen holder Liebesmächte
Als Blumen ſchöner Träume ſie umſproſſen.

Die vollen runden Arme beide ſchmiegen
Sich um das Haupt als weiße Zauberkreiſe,
Und auf den Lippen, halbgeöffnet, wiegen

Gedanken ſich jungfräulich zarter Weiſe,
Die einſt als Worte jedes Herz beſiegen:
O ſieh entzückt dahin, doch leiſe, leiſe!

Sie ſchläft. Der Ehrfurcht unſichtbarer Schleier
Liegt wehrend über ihren zarten Wangen,
Worauf jetzt aller Reize Roſen prangen,
Noch voller, ſtrahlender als je und freier.

Dieß Bild es iſt der Schönheit Schöpfungsfeier,
Daran begeiſtert trunkne Augen hangen,
Ein holdes Ziel für Seufzer und Verlangen,
Ein Stoff für Pinſel, Marmorſtein und Leier.

Und wie auf einem reichen Blumenbeete
Sich wiegt der Falter mit gebannter Schwinge,
Berauſcht von all dem Duft, der ihn umwehte;

So weilt das Herz vor dieſer Schönheit Ringe,
Unſchlüſſig, ob es Wünſche, ob Gebete
Für ihre — oder ſeine Ruhe bringe.

Sie ſchläft. O Loos das mich verwirrt und blendet:
An Wen ſie liebevoll im Traume dachte?
Und dem dann hold erröthend die erwachte
Den ſüßen Seufzer der Erinnrung ſpendet.

O wäre ſolches Glück für mich geſendet,
Der ich vor ihrem Bilde ſtill verſchmachte,
Und nur nach jenen Sonnenblicken trachte,
Die ſelten ach, ihr Auge zu mir wendet!

Doch nicht verzagen ſoll darum die Seele:
Kann ſie die Schönheit doch im Herzen tragen,
Ob auch Erhörung ſeinen Wünſchen fehle.

Und Stunden kommen einſt, wo ſeine Klagen,
Als Gold geſchmiegt um jenes Bilds Juwele,
Der Welt vom Reichthum eines Dichters ſagen.

Geheimniſſe.

1.

Wohl eine Ueberraſchung iſt mein Kommen
Für dich und räthſelhaft auch mein Verſchwinden,
Weil ich mich immer ſehne dich zu finden
Und vor dem Scheiden immer bin beklommen.

So iſt der Frühling plötzlich auch entglommen,
Ein warmer Hauch nach Froſt und ſtarren Winden,
Und wenn wir ihn erſt gern und recht empfinden,
So hat er wieder Abſchied ſchon genommen.

Ich bin der Frühling dir, du mir die Erde,
An die ich gern mein ſchönſtes Licht vergeude:
Nicht mache dir mein Scheiden je Beſchwerde.

Noch Sommer bringt und Herbſt dir manche Freude,
Und daß ich immer wieder kommen werde,
Das wiſſen wir doch heimlich alle beide.

2.

Das wiſſen wir doch heimlich alle beide,
Daß wir uns lieben und nicht lieben dürfen,
Daß wir nur Gift aus unſern Augen ſchlürfen,
Doch Gift, durch das ich gerne Qualen leide.

Es ruht der Bann auf unſerm Bund und Eide,
Unmöglichkeit auf unſeren Entwürfen,
Und der Gewinn von unſern kühnſten Würfen
Liegt auf des Augenblickes ſcharfer Schneide.

Nie dachten wir, ob das ein Glück zu nennen,
Was wir in Angſt und Bangen ſo erringen;
Nie, ob die Falter endlich ſich verbrennen,

Das Licht umflatternd mit bewegten Schwingen:
Wir fühlen nur, wenn wir uns wollen trennen,
Daß wir uns immer feſter noch umſchlingen.

3.

Daß wir uns nimmer feſter noch umſchlingen,
Und doch als ein Geheimniß dieß bewahren;
Daß wir die Seligkeit von langen Jahren
In kurze Stunden kühn zuſammenzwingen;

Daß wir den jähen Abgrund überſpringen,
Der zwiſchen uns aufgähnet voll Gefahren;
Daß wir ſo endlos glücklich ſind und waren
Und den Verräthern immer doch entgingen:

Es iſt ein Diebſtahl aus dem Paradieſe,
Ein Seligſein an der Verzweiflung Gränzen!
Nicht anſieht es die Welt der ſtillen Wieſe,

Daß ſie des Nachts belebt von Elfentänzen.
O aller Wonnen ſeligſte iſt dieſe,
Es pocht dein Herz und meine Augen glänzen!

4.

Es pocht dein Herz und meine Augen glänzen,
Wenn wir uns ſehn, und doch für deinen Frieden
Wärs beſſer, daß wir ewig uns vermieden,
Statt heimlich unſre Seelen zu ergänzen.

Wer weiß es, was an dieſes Bundes Gränzen
Dir noch und mir für Jammer iſt beſchieden,
Und wie du noch mit naſſen Augenlieden
Hinblicken wirſt nach welken Lebenskränzen.

O haſſe mich! So redlich iſt mein Wollen,
Um dich allein mit Segen nur zu ſchmücken,
Mein Unglück aus dem Wege dir zu rollen.

Du zürnſt? du willſt den Dolch ins Herz uns drücken?
So nimm mich hin, weil wir uns lieben ſollen,
Und theile ſtill mein ſchweigendes Entzücken!

5.

O theile ſtill mein ſchweigendes Entzücken,
Und juble ſo wie ich mit kalter Miene:
Wie Honig ſaugt vom Roſenblatt die Biene,
Ohn eine Faſer ſichtbar zu zerdrücken.

Ein Händedruck, ein Blick, ein Näherrücken,
Ein Wort, das aller Welt gleichgültig ſchiene,
Das ſei, was heimlich uns zu Zeichen diene,
Wenn Blumen ſtiller Seligkeit wir pflücken.

Du lächelſt Anderen, um mir zu danken,
Ich werfe hin, was du allein wirſt finden;
Du zieheſt Zweige, die für mich ſich ranken,

Ich ſammle Blumen, ſie für dich zu winden;
Du fühleſt meine heimlichſten Gedanken,
Ich denke dein verborgenſtes Empfinden.

6.

Ich denke dein verborgenſtes Empfinden;
So magſt du meinem Thun auch ganz vertrauen:
Ich will ein Labirinth der Liebe bauen,
Worin ſich Fremde nie zurechte finden.

Nicht mache uns des Herzens Glut erblinden:
Mit ſchwarzen Augen ich und du mit blauen,
Wir wollen ſo ſcharfblickend um uns ſchauen,
Bis rings Gefahr, Verdacht und Lauſcher ſchwinden.

Zur Vorſicht von der Welt verdammt und Wache,
Muß vieles Trennen uns zur Uebung frommen;
O du, die ich ſo oft zur Witwe mache, —

Da du im Herzen mich zum Mann genommen —
Gedenke mein und treuen Muthes lache,
Denn eine Ueberraſchung iſt mein Kommen.

Liebesbriefe.

1.

„So insgeheim die heiße Flamme nähren,
O Liebſter, länger kann ichs nicht ertragen;
Laß mich es dir, und nur geſchrieben ſagen,
Warum mein Herz in Angſt, mein Aug in Zähren.

In Zeilen dicht und kornſchwer wie die Aehren
Will ich mein Sehnen dir und Leiden klagen,

Und dieſe Herzensbeichte, dieſe Fragen,
Du mußt ſie mir als ſtilles Glück gewähren.

Von dir getrennt, gezwungen ſtreng zu ſchweigen,
Was duld ich da, die Welt- und Menſchenſatte!
So mag die Taube der Gedanken ſteigen,

Dich aufzuſuchen holder Seelengatte,
Und mir von deinen grünen Lebenszweigen
Heimkehren mit dem friſchen Freudenblatte."

2.

Heimkehren mit dem friſchen Freudenblatte
Kann keine Taube dir aus meinen Räumen,
Wo winterhaft ſie ſieht an kahlen Bäumen,
Daß hier der Schmerz kein grünes Reis geſtatte.

Da iſt kein Zweig, der mir die Stirn beſchatte,
Kein Frühling, hell den Himmel mir zu ſäumen,
Kein holder Wahn, kein ſtilles Wonneträumen,
Erfahrung nur, die herb enttäuſcht mich hatte.

Und ſieh der Sonnenſtrahl der Liebe küßte
Die Bruſt, die längſt zu Erz verſteint ihr Leben;
Doch dieſer Memnon in der fernen Wüſte,

Wie tiefbewegt auch mag ſein Innres beben,
Er kann dem holden Licht, das ihn begrüßte,
Nur einen Wehmuthslant zur Antwort geben.

3.

„Nur einen Wehmuthslaut zur Antwort geben
Willst du o Freund, dem liebenden Verlangen?
Ich aber würde innig an dir hangen,
Fühlt ich dich auch noch kälter widerstreben.

Ich liebe dich ja um dein Thun und Leben,
Das in Alltäglichkeit nicht ist befangen,
Und wenn der Schmerz auch bleichte deine Wangen,
Dein Herz hat Kraft um alles zu erstreben.

Das ist kein Winter, der nicht würde weichen,
Nur stille Sammlung unter kalter Rinde,
Um Blüthe neu und Schönheit zu erreichen.

Geduldig harr ich, bis ich so dich finde
Und der gewaltige Stamm zum Liebeszeichen
Mild säuselt über dem getreuen Kinde."

4.

Mild säuselt über dem getreuen Kinde
Der Himmel der Gewohnheit und des Lebens,
Darum o Holde, sinn ich oft vergebens,
Warum mich deine Liebe würdig finde?

Du mit der Jugend und der Schönheit Binde,
Ich älter, lebenssatt, gelähmten Strebens,
Du voll der Hoffnung süßen Wonnebebens,
Indeß ich nichts für ihren Trug empfinde.

Du an der Zukunft ſchönem Traum dich labend,
Ich kummertragend um verlorne Tage,
Du Morgenroth, ich kaum ein ſtiller Abend:

Wie magſt du ſüßes Mädchen nur, o ſage,
In dieſem kalten Herzen dich begrabend,
Dein Loos vergeuden ſo an Schmerz und Klage?

5.

„Dein Loos vergeuden ſo an Schmerz und Klage, —
Trifft dieſes Wort nicht dich mit beſſerm Rechte?
O deine Liebe wäre keine echte,
Erbebte ſie dem erſten Schickſalsſchlage.

Du meinſt nur, ob ich ſchwaches Weib verzage
Und ſo gering von deiner Seele dächte,
Daß ich mich nicht in ihre Looſe flechte?
Ich aber habe längſt gewählt und wage.

Was wagen? ich gewinne. Laß, o laſſe
Den Edelmuth dich ſelbſt herabzuſetzen,
Da ich dich doch nach deinem Werth erfaſſe;

Und gab der Himmel etwas mir an Schätzen,
Die Herz und Anmuth nennt die blöde Maſſe,
So freun ſie mich nur, weil ſie dich ergetzen."

6.

So freun ſie mich nur, weil ſie dich ergetzen,
Die Lieder, die aus meiner Seele dringen,

Die Vögel, die auf grünen Zweigen ſingen,
Die Blumen, die das Aug im Frühling letzen.

Nicht denk ich länger an ein Widerſetzen!
O Seligkeit, in Liebe dich umſchlingen,
Und glücklich Alle, die ſich je verfingen
In ſo unwiderſtehlich holden Netzen.

Mein Leben lieb ich dir zu Lieb aufs neue,
In ſtiller Huldigung an dich gebunden
Entſprießen friſche Lieder meiner Treue;

Und dennoch, ich geſteh es, hab ich Stunden,
Wo Beben mich erfaßt um deine Reue,
Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden.

7.

„Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden,
Das iſt mein Glück, mein Stolz, mein rechtes Leben,
Bewußtſein ſoll mirs meines Werthes geben,
Den ich erkannte in der Liebe Stunden.

Wie ärmlich hatt ich früher mich empfunden,
Ein Ding für Küche nur und Nähtiſch eben,
Schon froh, zuweilen tanzend hinzuſchweben,
Einſt wohl dem ſteifen Eheherrn verbunden.

Jetzt fühl ich mich als Roſe hier zu Lande,
Für welche Nachtigall ſein Lied verkündet;
Als Goldpokal, von deſſen ſchönem Rande

Entzücken in geliebte Lippen mündet,
Und als Altar, worauf im hellen Brande
Ein Herz das Liebesopfer froh entzündet."

8.

Ein Herz, das Liebesopfer froh entzündet,
Das meine iſts, und du die treu Verehrte,
Die neu mich leben und mich lieben lehrte
Und meiner Muſe lächelnd ſich verbündet.

Drum, was dein Weſen auch an Reiz verkündet,
Wohl werth, daß es ein heißer Sinn begehrte,
Lieb ich dich nur in deinem Seelenwerthe,
Von dir erfüllt, entzückt und auch entſündet.

Auf raſchen Taumel folgte bald die Klage;
Ein Kluger legt, was an Gewinn ihm eigen,
Als Freudengut zurück für große Tage.

Wie ſchön, wenn ſich im Kranz von Lorberzweigen,
Den einſt vielleicht die Dichterſtirne trage,
Auch unverwelkte Liebesroſen zeigen!

Drittes Buch.

Gestalten.

Aus der Jugend.

Vergeſſene Lieder.

Oft ſchon wollt ich mich ermeſſen,
Was ich einſt im bunten Leben
Halb gedacht und halb vergeſſen,
Im Gedichte kund zu geben.

Halb vergeſſen? und worüber?
Ueber manchem böſen Kummer,
Der umfing mich, wie ein trüber,
Qualenvoller, langer Schlummer.

Nun der ſchöne Gott der Lieder
Seinen goldnen Köcher ſchüttelt,
Fühlen die Gedanken wieder
Sich aus tiefem Schlaf gerüttelt.

Und vergleichbar einem Strauche
Scheinet meine Seelenlaute,
Den, umwölkt vom Nebelrauche,
Nah und fern kein Aug erſchaute.

Nun die Nebel vor dem Drucke
Goldner Strahlen ſich verflüchten,
Steht er da im vollen Schmucke,
Reich an Blatt und Dorn und Früchten.

Wollt ihr an die Zweige klopfen?
Tropfen ſinken rings hernieder,
Thränenhelle, reine Tropfen,
So wie dieſe kleinen Lieder.

Knabenloos.

Als Knabe, da kannt ich ein Mädchen,
Das hatt ich gar ſo lieb,
Daß ich ihr alsbald ein Blättchen
Voll ſüßer Worte ſchrieb.

Schnell folgte ein zweites, ein drittes,
Ich lebte ganz in Glut,
Das ſüße Blondinchen litt es,
Und war ſonach mir gut.

Ach, aber zum größten Leide
Erfuhr ich hinterher,
Daß Vater und Mutter beide
Geleſen den Verkehr.

Und fingen ſie an mich zu necken
Mit meinem Schäferſinn,
Da huſcht ich mich ſchnell zu verſtecken
In einen Winkel hin.

Doch kam erſt die kleine Schlange,
Die ſo mein Herz verrieth,
Hockt ich in der Ecke ſo lange
Bis ſie von hinnen ſchied.

Selbſt ſpäter, als ich fein gebührlich
Als Jüngling vor ihr erſchien,
Blickt ich oft ganz unwillkührlich
Noch nach der Ecke hin.

Ein Glück, daß es ſo nicht geblieben,
Kommt Zeit, ſo wird man klug:
Wo gäb es für ſpätere Lieben
Auch Ecken und Winkel genug?

Die Sängerin.

Noch aus meiner frühen Jugend
Denk ich einer Sängerin,
Die der Schönheit holde Tugend
Reichlich hatte zum Gewinn.

Jeder ihrer Töne bebte
Leiſe ans entzückte Ohr,
Und dem trunknen Auge ſchwebte
Reizender ſie viel noch vor.

Um den Nacken wogten Haare,
Eine weiche goldne Flut,
Und das wunderliebe, klare
Auge flammte ſüße Glut.

Und der Lippen Purpurſpange
Ein Geheimniß hielt ſie feſt,
Das die bleiche ſchöne Wange
Halb und halb errathen läßt.

Ach, zu feſt hielt ſie verſchwiegen,
Was ſie innen ganz durchzieht,
Bis auf ihren ſtarren Zügen
Es im Sarge ſich verrieth.

Und von Allen, die entboten
Einſt Bewundrung ihr genug,
Sah ich Keinen, der zur Todten
Jetzt ſein Thränenopfer trug.

Einer nur von hohem Weſen,
Der zu ihrer Stätte kam,
Wenn kein Lauſcher nah geweſen,
Schien vernichtet ganz vom Gram.

Einſam [illegible] er an dem Grabe,
Ach, er ſeufzte tief und ſchwer,
Und ich armer kleiner Knabe
Stand von fern und weinte ſehr.

Die Schweſter.

In dem älterlichen Hauſe
Gab es groſſes Feſtgelag,
Doppelt Butterbrod zum Schmauſe
Und kein Lernen an dem Tag.

Denn der Storch, zwar ungeſehen,
Doch mit Lärmen und Gebraus
Brachte, Morgens wars um Zehen,
Mir ein Schweſterchen ins Haus.

Ach, da gab es eine Freude,
Wie ichs gar nicht ſagen kann,
Und die Eltern ſahen beide,
Drüber ſich ſo herzlich an.

Lieblich über alle Maßen
War die Kleine, zart und fein,
Und ich konnt es gar nicht faſſen,
Wie man gar ſo hübſch kann ſein.

Luſtig ſprang ich durch die Zimmer,
Schlug mein Spielzeug um wie toll,
Und ich wartete nur immer,
Daß die Kleine reden ſoll.

Doch ſie wollte nicht gewähren,
Weder reden, weder ſchrein,
Und ich konnt mirs nicht erklären,
Wie man gar ſo ſtill kann ſein.

Und ſie blieb ſo ſtill und ſchweigend,
Sah recht trüb die Mutter an,
Bis ſie einſt, das Köpfchen neigend,
Ihre Aeuglein zugethan.

Und ſie ſprachen in den Stuben
Von dem Engel, der da ſchied,
Und von mir als tollem Buben,
Daß ich faſt in Angſt gerieth.

Vater, Mutter ſah ich weinen,
Ach, wie war mir da ſo ſchwer:
Und ſie ſagten von der Kleinen
Mir, daß ſie geſtorben wär.

Als ich all das Leid geſehen,
Stimmten meine Thränen ein;
Doch ich konnt es nicht verſtehen,
Wie man kann geſtorben ſein!

Der Kranke.

Noch nicht Jüngling, nicht mehr Knabe,
Sieh, da hielt mich ſchwer und bang
Siechthum an dem Rand zum Grabe,
Und ich war recht tödtlich krank.

Stumm und keines Sinnes Meiſter,
Lag ich hin in böſer Ruh,
Und dem Heimathland der Geiſter
Strebte ſchon die Seele zu.

Da, ich denk es noch mit Freude,
Schlief auch tief umwölkt mein Sinn,
Bog der Vater ſich im Leide
Ueber mich im Bette hin.

Und er ſah mich an ſo lange,
Seufzte tiefbewegt und bang,
Bis auf meine kalte Wange
Seine heiße Thräne ſank.

Dieſe Thräne, welche Schauer
Flammte ſie durch mein Gebein! —
Wie wenn Gott der Wintertrauer
Schickt den Frühlingsſonnenſchein.

Bald war jene Nacht gewichen,
Alle Sinne thauten auf,
Und ein Siecher, halbverblichen,
Stand zum neuen Leben auf.

Und die Alle dem Verlornen
Ihren vollen Schmerz geweiht,
Schenkten jetzt dem Neugebornen
Tauſendfache Zärtlichkeit.

Doch wie ſies auch um mich trieben,
So an Huld und Güte reich,
War doch nichts von all dem Lieben
Jener heiligen Thräne gleich.

Jahre kamen und entflohen,
All das Liebe ſchwand gemach,
Und der Kummer ſchlich dem frohen
Jünglingsalter neidiſch nach.

Wie auch jetzt der Abgrund winket
Und Gefahren trüb und ſchwer,
Auf die blaſſe Wange ſinket
Keine ſolche Thräne mehr!

Der Unzufriedene.

Finſter war ich, trüb und ſtumm,
Die Welt lag blühend um mich herum,
Die Sonne mit heiterem Frühlingsſtral
Vergoldete Berg und Thal:
Ich aber ſah in mich ſelbſt nur hinein,
Und fühlte nur Qual und dachte nur Pein.
Das Herz zerriſſen, das Leben ohne Werth,
Die Hoffnung in Todeswunſch verkehrt,
So ſaß ich, das Haupt in die Hand geſenkt,
Tiefinnerſt von Welt und Menſchen gekränkt.

O Leben, mit deiner gleißenden Pracht,
Wie haſt du mein Hoffen und Sehnen verlacht,
Vernichtet, was meinem Herzen gehört,
Und was mir heilig war, zerſtört!
Du warfſt den lodernden Feuerbrand
In mein friedlich Dach mit grauſamer Hand,
Du goſſeſt Gift mir in Ader und Mark,
Du machteſt mich nur zum Verderben ſtark;
Du pflanzeſt in die Seele die Saat
Der Sehnſucht nach unendlicher That
Und lenkteſt den Blick mit bewegter Glut
Auf Liebe und Ruhm und Glück und Gut.

Trugbilder nur haſchte mein Wahn;
O Leben, o Welt, ich klage dich an:
Nun du meines langen Irrens ſatt,
Nun ſteh ich in der blühenden Schöpfung matt,
Verwelkt, verlaſſen, vernichtet durch Pein,
Und unter tauſend Menſchen — allein!

Allein?! So fragſt du mit bitterem Hohn,
Du des lauſchenden Felſen äffender Ton?
Allein, ja allein.
Und doch, nein! —
Mit Unrecht ſprach ich den Bann.
Es lebt noch Einer, ein guter alter Mann:
Sein Auge iſt blau, die Locke iſt weiß,
Und die Thräne, die er um mich weint, iſt heiß.
Oft ſaß ich auf ſeinem Schooß als Kind,
Er hielt mich ſo gut und ſprach ſo lind;
Und wenn mein Kopf aufwärts gelehnt,
Nach ſeinem milden Blicke ſich geſehnt,
Da küßt er mich oft mit ſo innigem Kuß,
Daß ich ewig ſeiner gedenken muß.
Aber er leidet ſeit Jahren ſchon,
Er weint um den fernen unglücklichen Sohn:
Er weint, den ich liebe, er!
Und außer ihm habe ich Niemand mehr.

Niemand mehr? — und doch halt!
Was wandelt dort unten für eine Geſtalt?
Jugendlich, kräftig, entſchloſſen und feſt,
Ein braves Herz, das nicht von mir läßt,
Ein Herz, das mit mir lacht und mit mir weint,
Ein anderes Ich, mein Troſt, mein Freund.

Den hab ich dir noch abgetrotzt, o Welt,
Der mich mit treuem Arm umſchlungen hält,
Dieß Herz, worein ich gelegt mein Sinnen und Thun,
Um von den Stürmen des Irrthums auszuruhn,
Dieß Herz, ich ſag es mit Stolz, iſt mein;
Doch außer ihm — bin ich in der Welt allein!

Allein? ganz allein? und Niemand mehr lieb?
Lieb? — O mein Gott, vergieb! vergieb!
Ich bin ein Frevler, ein Läſtrer, o mehr noch als das!
Ich dachte des Höchſten nicht, das ich beſaß.
Lieb? — Und ich dachte nicht an Sie? — An Sie,
Die meiner Seele das Leben verlieh;
An Sie, die mein Denken, mein Tag, mein Licht,
An Sie, der mein Leben zum Kranze ſich flicht.
Sie, die der Liebe blühenden Wunderbaum
Gepflanzt in meines Herzens ſonnigen Raum,
Sie, die in des Lebens Drang und Krieg
Die Waffe des Liedes mir zeigte zum Sieg:
O Angebetete, kannſt du es je verzeihn,
Daß ich mir im Leben erſchienen allein?
Allein! und ich habe dich und Vater und Freund,
Und einen Frühling, der mir entgegenſcheint,
Und eine Welt voll Blüthen und Sonnenglanz,
Und ein Herz, dieß Alles aufzufaſſen ganz,
Ein Meer von Hoffnungen, worauf meiner Wünſche Kahn
Wohl einſt noch findet die richtige Bahn,
Eine Bruſt, die freudig ein Morgenroth
Von jungen Geſängen der Welt entboth,
Dieß alles Liebe und Gute iſt mein,
Und mehr noch kann künftig gewonnen ſein.

So dacht ich,
Und freundlich von ſeiner Himmelsbahn
Sah mich der roſige Frühlingsabend an;
Heim ging ich
Und daß ich nicht bleibe allein,
Kam bald der liebe Mond herein;
Und ſpäter ſchrieb ich den ganzen Gedankenverlauf
Zu Nutz und Frommen manches Klagenden auf.

Die Entſagende.

Es war ein Ball. Rings durch den weiten Saal
Spann ſonnengleich der Kerzenſtral
Sein goldnes Netz mit glühendem Verlangen,
Den milden Engel Freude drin zu fangen.
Der ſüße Zauber der Muſik erſcholl
So wunderbar, ſo lieb- und wehmuthvoll,
Daß Alles in den Wirbel ſeiner Wogen
Unwiderſtehlich ward hineingezogen;
Und all die holden Weſen, ſchön und jung,
Sie rauſchten in des Taktes ſicherm Schwung
Vorbei bald raſch, bald ſchwebend nur, bald leiſe
Wie eines Traumes märchenhafte Kreiſe.

Da ging die Thüre auf, und an dem Arm
Des Gatten in den buntbewegten Schwarm
Trat eine Frau. Wie ſich die Holde zeigte,
Wars wie wenn ein Gnadenbild ſich niederneigte.
Jung, blühend nicht, doch zart und weich und weiß,
Hinſchmachtend war das Aug, die Stimme leis;
Dieß Antlitz war ein Buch voll ſtillem Lieben,
Das Zug für Zug die Sehnſucht vollgeſchrieben;
Dieß Angeſicht, auf welches flammendheiß

Die Schönheit ihre Zauberküſſe prägte,
Bis drauf der Schmerz den weißen Schleier legte.

O, ſie war ſchön! Noch ſchien um ihren Mund
Das ſtille Liebeslispeln hinzubeben,
Das einem Glücklichen geworden kund,
Zwei Weſen hätte Seligkeit gegeben.
Nie bebte ihre Lippe dieſen Laut,
Denn jener, den ſie einſt geboren als Braut,
Er ward von fremdem Munde vorgeſagt
Und duldend nur von ihrem nachgezagt.
O Glück, wie biſt du kalt und ſchonungslos!
Zwei arme Worte bilden hier ein Loos:
Das eine ſieh, das ewig ſie verſchwiegen,
Als ſtillen Glanz auf ihren Zügen liegen;
Das andre, das die Dulderin geſprochen,
Es hat, ein ſtiller Gram, ihr Herz gebrochen.

Dieß Herz, ſo reich an ſüßer Liebesgluth,
Gefeſſelt an ein ſtarres, marmorkaltes,
Dieß Aug, noch jüngſt voll Jugendübermuth,
Es taucht ſich in ein halbverloſchnes, altes;
Dieß Weſen, deſſen Odem haucht Geſänge,
Gebunden an den kühlen Ernſt der Strenge:
Wer faßt den Jammer in ein Bild zuſammen?
Ein Gottestempel iſts im Raub der Flammen,
O viel zu milde wäre das geſprochen,
Ein Tempel von Vandalen abgebrochen!

Sie ſitzt und ſchweigt. Jetzt ſteht ſie auf zum Tanze
Geſenkten Blicks; ſie ahnt es nicht einmal,

Wie ſie in ihrer Würde ſtillem Glanze
Die Königin des Feſtes iſt im Saal.
Es pocht ihr Herz im raſchbewegten Schlage,
Der Buſen wogt, die Wange färbt ſich mild, —
Es iſt, als ob Erinnrung ſchönrer Tage
Mit ihrem, ach erträumten, Wonnebild
Noch einmal jetzt ſie überraſchen wolle,
Noch einmal ihren Frieden ſtören ſolle:
Um dann für ewig ſchweigend und begraben
In jenem armen Herzen ruhn zu müſſen,
Dem fremde Seelen aufgetragen haben,
Das Leben in Entſagung hinzubüßen.

Der Reigen wiegte ſie in meine Nähe,
Sie ruht, und wie ich nach ihr ſehe,
Die ſtillverklärt, ein Opfer der Ergebung,
Rings überſtrahlt die ärmliche Umgebung,
Wie ich hinblicke nach dem ſchönen Weſen,
Woran ich ſtill des Schmerzes Schrift geleſen,
Trifft mich ihr Blick, — ein Blick ſo lang und tief
Und freudenlos, der einem Freunde rief,
Und dann mit ſtummer Sprache leidgeübt
Dem treuen ſagt: du weißt was mich betrübt.

Da wurde mir der weite Saal zu enge,
Fort eilt ich aus dem lärmenden Gedränge;
Ich ging nach Haus. Dort dacht ich ſtill allein
An Menſchenſchickſal und an Menſchenpein,
Und weiß mein eignes ſchmerzliches Entſagen
Seither mit feſterm Muthe zu ertragen.

Ein Jahr.

Vorüber ging ich an einem Haus,
Draus ſah ein ſchönes Mädchen heraus;
Da trat aus dem Thor ein Jüngling vor
Der grüßte und winkte ſo glühend empor;
Sein Mund ſchwieg, doch ſein Auge ſprach,
Sie aber grüßte und winkte ihm lange nach
Mit banger Sehnſucht, als wollte ihr Blick
Den Scheidenden wieder bringen zurück,
Und auf ihrem blühenden Antlitz, da lags
Wie das Abendroth eines ſeligen Tags.
Da ſchritt ich ſinnend und ſtill und bewegt,
Das Herz von tauſend Gefühlen erregt,
Und ſchlug in leiſem Gedankenverlauf
Das Buch meiner lieben Erinnrungen auf,
Und ſeufzte wehmüthig und ſann:
Wie nur die Liebe beglücken kann!

Und ein Jahr ſpäter im neuen Mai,
Da ging ich an demſelben Haus vorbei.
Am Balkon ſtand das Mädchen wie eh,
Doch nicht mehr blühend, blaß wie Schnee;
Das Aug erloſchen in Gram und Schmerz,
Die Wange gebleicht, gebrochen das Herz.

Und wie derſelbe Jüngling mit ſcheuem Tritt
Hinſchleichend um die ferne Ecke ſchritt,
Da ſieht ſie ihn bebend, ſie ſtarrt ihm nach,
Und endlich ein Schrei, ein gellendes Ach!
Sie ſinkt zuſammen bleich und ſtill,
Wie eine Blume, die ſterben will.
Sie ſank, vielleicht nie wieder aufzuſtehn,
In ihrem Jammer reizend noch zu ſehn,
Und auf ihrem blaſſen Antlitz, da lags
Wie die Ruhe eines Feiertags. —
Still ſtand ich da, und ſeufzte und ſann:
Wie tief die Liebe betrüben kann!

Der Ritter.

Dort oben auf dem Schloſſe,
Da hauſt ein kühner Held.
Sein Schwert iſt ihm ein Zepter,
Die Burg ihm eine Welt.

Die Blumen ſind die Kronen,
Die er ins Haupt ſich drückt,
Der Schild iſt ihm der Purpur,
Der ſeine Linke ſchmückt.

Die Lanze iſt ſein Liebchen,
Das in den Arm ihm ſinkt,
Der Sattel iſt der Sammtthron,
Worauf er richtend winkt.

So hauſt er ſtill dort oben,
Bis er die Augen ſchließt:
Da wird der Speer zum Baume,
Der ſeinem Grab entſprießt.

Die Burg wird zur Kapelle,
Woran er ſchlafend ruht,
Und auf dem Sattel träumet
Sein müdes Haupt wohl gut.

Die Blumen ſind ſein Lager,
Zur Decke ward der Schild,
Das Schwert ziert ſeinen Hügel
Als ſtilles Kreuzesbild.

Arabella.

Unter Allen, die da ſeufzten
Auf dem Schloß von Compoſtella,
War die ſchmerzvollſte der Bräute
Wohl die ſchöne Arabella.

Allen Jungfraun in dem Schloſſe
Auf dem Felſen Compoſtella
Waren ihre Ritter kommen,
Nicht der armen Arabella.

Und von ſüßen Küſſen rauſchte
Saal und Schloß von Compoſtella,
Aber einſam weinend lauſchte
Fenſterauswärts Arabella.

Lauſchte, ob kein Ritter walle
Zu der Burg von Compoſtella
Hoch zu Roß, im Schild die Farbe
Von der ſanften Arabella.

Ob aus jenem Land kein Pilger
Nah' dem Thor von Compoſtella,
Und vom Liebſten Kunde bringe,
Deſſen harret Arabella. —

Sarg und Fackeln ſah man geſtern
Auf dem Schloſſe Compoſtella,
Und vom hohen Thurmesfenſter
Blickt wohl nimmer Arabella.

Gott belohne ſolche Treue,
Wie die war auf Compoſtella;
Gott geb Jedem ſolch ein Liebchen,
Wie die ſchöne Arabella!

Der Carneval von Venedig.

Wunderbarer alter Träumer
Auf dem Platze di San Marco,
Der mit ſeiner alten Geige
Durch die bunte Menge wandelt!
Rings in heitrer Carnevalluſt
Drängen ſich heran die Masken,
Die da hüpfen, die da ſchreiten
Wie Gebilde ferner Lande,
Angethan in ſonderliche,
Reichgeſchmückte Schaugewande,
Blau und roth und weiß und golden
Ueppich durch einander ſtrahlend.
Und ein Wechſel rings an Poſſen,
Wie der Wechſel an Geſtalten:
Denn das Räthſel der Vermummung,
Es geſtattet freies Handeln,
Loſen Scherz und tolle Spiele
So am Tage, wie am Abend.
Feeen an Geſtalt und Reizen
Wandeln hin die ſchönen Damen,
Andre ſchweben reichverſchleiert
Durch die luſtbewegten Maſſen;

Andre, die dem Maskenrechte
Mit Erfreuen ſich ergaben,
Spitzen Lieb- und Witzespfeile,
Oder zaubern im Geſange
Süße Worte durch die Kehlen,
Die ſich vom Korallenſtrande
Löſen und im Herzensgrunde
Manchen Hörers wiederhallen.
Alſo geht ein lautes Wogen
Durch die Gaſſen und die Straßen,
Und nur Einer ſtehet einſam
Unter Allen und verlaſſen.
Sonderbarer alter Träumer
Auf dem Platze di San Marco,
Mit der alten morſchen Geige
Und dem abgeriſſnen Mantel:
Wie er tänzelt, wie er hüpfet,
An die Ecke hingebannet,
Und hinüber weinend blicket
Nach den Fenſtern des Palaſtes. —
Doch vorüber an dem Bilde,
Hin zum Bretterpiedeſtale,
Wo ein luſtiger Erzähler
Auftiſcht ſeine Märchenſachen.
Bunte Masken, Herren, Damen,
Sie vernehmen gern die Sagen:
Alle horchen ſtill und ſchauen,
Was ſie Neues nun erwarte.
Aber ernſter wird der Sprecher,
Und beginnet vorzutragen:

„In der alten Stadt Venedig,
Etwa ſind es vierzig Jahre,
Lebt ein junger ſchöner Doktor,
In gar Vielem wohlerfahren:
Wohlerfahren in Arzneien,
Aber auch in Liebesſachen,
Weil dem ſchwarzgelockten ſchlanken
Manch ein Mädchenauge lachte.
Doch ſie lachten all vergebens,
Denn das Herz des ſchönen Schlanken
War der Einen hingegeben,
Einer blaſſen, zarten Kranken,
Deren wundervolle Augen
Ihm das ganze Herz durchſtrahlen.
Und an ihrem Lager ſitzt er,
Sieht die bleichen ſchönen Wangen,
Die verweinten Augen, die ſich
Oft zu ihm hinüberſtahlen. —
Konnt es jemals Schmerzen geben,
Wo nicht Lieb und Wiſſen halfen?
Alſo fand auch hier die Liebe
Bald die Mittel, dran erſtarken
Sollte die geliebte Schöne,
Die geliebte, blaſſe Kranke.
Und der ſchöne ſchlanke Doktor
Lag in ſelig ſtummem Danke
Vor dem blauen Himmelsthrone
Für ſein Glück Gebete ſtammelnd
Und die ſchöne kranke Dame
Lag mit ſelig ſtummem Danke
An des Doktors rothen Lippen,
In des Liebſten weichem Arme.

Selges Bündniß! Dell Aſtarre,
Alſo war des Jünglings Name,
Schwamm in einem Meer von Wonne,
Bis ihm wieder Trauer nahte.
Denn der heißgeliebte Engel,
Die geheilte theure Kranke,
Litt an einem andern Uebel,
Das ihn trüber überraſchte.
Bei dem leiſen Hauch der Flöte,
Bei der Geige raſchem Klange,
Bei dem Ton der hellen Cimbel,
Bei der Inſtrumente Takte
Regte ſich in ihrem Buſen
Bald ein glühendes Verlangen,
Durch die Reihen fortzuwirbeln,
Raſchen Fluges hinzutanzen.
Und die Leidenſchaft war bald zu
Solcher Größe angewachſen,
Daß ſie nimmermehr vermochte
Ihren Drang zu übermannen.
Glühend flog ſie durch die Reihen,
Bald im feurigen Fandango,
Bald im ſchnellen Monferino,
Der die Pulſe beben machte.
Krampfhaft regten ſich die Nerven,
Fiebriſch ſchlugen alle Adern,
Bis die Leidenſchaft ſich legte
Im Ermatten und Erſchlaffen.
Deſſen war in tiefſter Seele
So betrübet dell Aſtarre,
Weil er dachte trüber Folgen,
Weil er klug und wohlberathen

Eingesehn in das Gewebe
Der Natur der schönen Kranken,
Deren Zustand seine Liebe
Nicht vermochte umzustalten.
Und er wurde trüb und trüber,
Lag in Thränen und in Klagen,
Denn die ungemessne Liebe
Ließ ihn doppelt beben, zagen.
Leiser wurden seine Schritte,
Bläſſer seine schönen Wangen,
Und er wankte durch die Straßen
Wie ein trüber, stiller Schatten;
Blickte traurig nach den Fenstern,
Wo er seine Liebste ahnte,
Küßte sie mit nassem Blicke,
Wenn sie liebend ihn umfangen.
Und die Menschen fragten staunend:
Was geschah dem armen Manne?
Aber keiner hatte Kunde
Seines tiefen Seelenjammers.
Und es kam mit ihren Scherzen
Nun die Zeit des Carnevales,
Wo, wie heut, ein Jubel lärmte
Durch Venedigs laute Straßen.
Aber graunvoll scholl der Jubel
In die Qualen dell Astarre's,
Jener Jubel, der sein Liebchen
Bald mit aller Macht erfaßte.
Träumend schlich er durch die Plätze,
Horchte still im Geiste Abends
Gleichsam dem entfernten Fußtritt
Seiner heißgeliebten Blassen.

Und ſo ſtand er einſt zur Nachtzeit
An der Ecke jener Straße,
Draus der Palaſt dei Manzoni
Glänzend ihm entgegenſtrahlet.
In den hohen Bogenfenſtern
Schaut er träumend ihren Schatten,
Höret träumend ihre Tritte
In dem glattgedielten Saale.
Und es wurde ſpät und ſpäter,
Da vernahm er Stimmen ſchallen,
Schreien, rufen, rennen, und die
Gäſte ſtürzen auf die Gaſſe,
Wieder kommen, ſtiller werden,
Und dann ſah er eine Bahre,
Drauf ein blaſſes Frauenbildniß
Ward zur Kirche hingetragen.
Was ſich weiter dort begeben,
Liegt nun offen faſt am Tage:
Sinnlos fanden ſie ihn liegen
Als ſie traurig wiederkamen.
Der als Jüngling an der Leiche
Der Geliebten dort zuſammen
Stürzte, er genas als Greis nun,
Als ein lebensmüder Alter.
Um ſein Wiſſen ließ der Wahnſinn
Einen dichten Schleier wallen,
Und ſo lebt er ſeit dem Tage,
Heute ſind es vierzig Jahre,
Still in ſeiner ſtillen Klauſe,
Ohne Wiſſen, ohne Klagen.
Nur zur Zeit des tollen Lärmens,
Nur zur Zeit des Carnevales

Wacht er auf aus ſeinen Träumen,
Eilt heraus aus ſeiner Kammer,
Unterm Arm die morſche Geige
Nach dem Platze di San Marco.
An die Ecke hingebannet,
Spielt er auf Muſik zum Tanze,
Und mit ſtillen Thränen blickt er
Nach den Fenſtern des Palaſtes;
Spricht nicht, aber hüpft und tänzelt,
Luſt verrathend an dem Klange,
Und den Irrſinn laut bezeigend,
Der den Armen hält umfangen.
Blicket hin nach jener Ecke,"
Schloß nun der Erzähler, „Alle:
Seht, dieß iſt der ſchöne Doktor,
Dieß der ſchlanke dell Aſtarre!"

Längſt von ſeiner Holztribune
War der Mann herabgegangen,
Und die Hörer ſtanden ſtaunend
Noch im Kreiſe rings verſammelt.
Und ſo manchen Jünglings Auge
Sank auf ſeine ſchöne Dame,
Und ſo manche ſchöne Dame
Faßte heut wohl andre Plane:
Tieferſchüttert durch die Kunde,
Und gedenkend an den armen
Wunderbaren alten Träumer
Auf dem Platze di San Marco.

Die Säule.

Iskender wars, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegeseile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital;
Doch schiens, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statue habe;
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand:
Sein Mund, vom heilgen Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert.

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschiednen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wessier.
Iskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthseldinge Deutung.

Da ſprach der weiſe Stagirit,
Der immer ihm zur Seite ſchritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was ſich vor dir entfaltet.

„Die Säule Jethi matali —
Den Griechen iſt Orakel ſie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheit und Prophetengabe.

„Des großen Mannes Geiſt und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule ſich geſchwungen,
Der fühlt ſich bald davon durchdrungen.

„Der Schrift bedarf ſolch Denkmal nicht
Weil es lebendge Worte ſpricht:
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

„Unwiderſtehlich faßts den Geiſt,
Dem es in Herrlichkeit ſich weiſt,
Dem Todten muß was lebt auf Erden
Zum Dolmetſch der Bewundrung werden.

„Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeiſt und Wiſſenſchaft,
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So ſind die Säulen auch verſchieden.

„Verſchiedne Zungen reden ſie,
Wie ſie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große ſeines Lebens
Verſchieden in der Art des Strebens.

„Und also ‚Wunscherfüllung' auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch,
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben." —

Jetzt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der Weise sagte zur Genüge,
Und Ernst umzog des Königs Züge.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Auch solche Säule schmücken werde?

Das Märchen beim Weine.

Es war am reichen, reizgeſchmückten Rhein,
Da ſaß ich ſtill in einer Rebenlaube;
Zu Füßen mir der Fluß im goldnen Schein,
Zu Häupten mir die ſchwere goldne Traube.

An meiner Seite ſtand ein holdes Kind,
Gleichwie des Rheines Tochter anzuſchauen,
Gelblockig und blauaugig, wie ſie ſind,
Die ſchönen Mädchen in den Pfälzergauen.

O unbeſchreiblich ſüße Doppelluſt,
Zu gleicher Zeit mit ſeligem Entzücken,
Gelehnt an eine weiße Mädchenbruſt,
Dem Rhein ins klare Auge tief zu blicken!

Dort ſiehſt du der Vergangenheiten Pracht
Aus Wellenmärchen dir entgegenſtralen;
Hier fühlſt du, wie der Schönheit Zaubermacht
Die Gegenwart weiß reizend auszumalen.

Der Sonnenſchein, die Trauben über mir,
Süßduftend vor mir die gefüllte Flaſche:
Ein ſeltnes Bild; ſie ſchön der Phönix hier,
Die Sonne Glut, die Trauben ſeine Aſche.

Und als ich ob des Weines ſtarkem Duft
Verwundert, ſprach das Kind mit ſüßem Munde:
Erſtaunt nicht, Herr, das liegt ſo in der Luft,
Gekeltert ward der Wein auf Arnſpergs Grunde.

Und wie die Sage reizend ſich am Rhein
Und unverholen ſchmiegt an die Geſchichte,
So ſchenkte mir die Kleine mit dem Wein
Zugleich das Märchen ein, das ich berichte.

Ein Köhler wars, der ging des Weges her,
Vorbei an Arnſpergs einſamem Gemäuer,
Heiß war der Tag, die Arbeit lang und ſchwer,
Den Armen brannte heiß des Durſtes Feuer.

Rings wo ſein Auge ſpäht in Berg und Kluft,
Kein Quell, der labend ihm entgegenlachte;
Vom Schloſſe aber kam ein Weinesduft,
Der ihm die trockne Zunge lüſtern machte.

Und jetzt ein Männlein ſieht er alt und klein,
Mit grüner Kapp und großem Schlüſſelbunde;
Das winkt, er folgt, tritt in den Schloßhof ein,
Und ſteht nun in bemooster Trümmer Runde.

Und abwärts gehts wie einen Kellergang,
Bis ſie vor einer Felſenwand nun halten;
Des Alten Schlüſſel winkt, der Felſen klang
Gleich einem Thore, doppelt aufgeſpalten.

Ein Keller iſts, worin das Paar nun hält,
Die Wand von hellem Lampenlicht umſäumet;
Ein Ehrenbett, worauf der Wein, der Held,
Von Roſenlippen ſchöner Zukunft träumet.

Rings ungeheure Fäſſer ohne Zahl,
Wie blanke Harniſche von alten Rieſen,
Auf jedem ein kryſtallener Pokal,
Als Page ſolchem Helden zugewieſen.

Und einen hebt mit Wein der Alte voll,
Und ſpricht kredenzend: „Nach vollbrachtem Werke
Bekommt ein Becher edeln Weines wohl;
Trink, Freund, er ſpende Labung dir und Stärke!

„So hielts mein Herr; Gaſtfreundſchaft hat er mir
Im Kellermeiſteramte aufgetragen;
Ich übe ſie dreihundert Jahre hier —
Laß dir den edeln Königswein behagen!“

Der Köhler trinkt. Zwar rieſeln bei dem Wort
Geheime Schauer ihm durch Herz und Glieder;
Doch bannt des Weines Zauber bald ſie fort,
Und Kraft und Muth und Frohſinn kehren wieder.

Und ſelber füllt er jetzt den Becher an,
Und reicht mit heitrer Miene ihn dem Alten:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan,
Ein wackrer Gaſtfreund muß ſich zu mir halten!“

Des Alten Auge wird verklärt, er trinkt.
„Hab Dank, o Freund, ob des Erlöſungswortes!
Und daß dir dieſe Stunde Segen bringt,
Gedenk des Königsweines und des Ortes!“

Er ſprach es und verſchwand; mit ihm verſchwand
Pokal und Faß; das Frühroth hob den Schleier,
Der Köhler auf dem alten Wege ſtand,
Und dachte an das ſeltne Abenteuer.

Er ſann und fand die Deutung für das Wort.
Weinreben pflanzt er hin auf Arnſpergs Grunde,
Die brachten reiche Schätze ihm ſofort;
Das war der Segen ihm von jener Stunde. —

— Das Mädchen ſchwieg; die Gläſer füllt ich an
Und ſprach, indem ich eines ihr kredenzte:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan!“
Sie that Beſcheid, das ſchöne Auge glänzte.

Und wie ſo reizend war das Lippenpaar,
Indem es nippend mir den Wein verſüßte,
Da dünkte mir, daß doppelt reizend gar
Im heißen Liebeskuß es werden müßte.

Erproben wollt ich meinen ſtillen Sah,
Da lief ſie fort — verſchwunden war die Kleine.
Der Köhler fand und ich verlor den Schatz:
So wechſeln Menſchenloose ſelbſt beim Weine!

Eine wahre Geſchichte.

Ich ſtand in Wien an einem Krankenlager,
Da lag ein Mann, von Leiden tief gedrückt,
Verwelkt die blühende Geſtalt und hager,
Das Auge ſtarr, das Herzen einſt entzückt.

Ein Künſtler wars von hohen Feuertrieben,
Den einſt die Welt „den Schönen“ zubenannt:
Jetzt war der Menſch nur noch zurückgeblieben,
Hinfällig, trüb und krank in fremdem Land.

Zur Kaiſerſtadt war er herangezogen,
Dort aufzurollen ſeiner Kunſt Panier:
Doch war das Mißgeſchick vorangeflogen,
Den Markſtein ſetzend ſeinem Streben hier.

Und wie er lag im Leiden und Ermatten,
Stand engelgleich bei ihm die Tochter da,
So daß er durch der Krankheit düſtre Schatten
Im Traum noch einen Strahl von Hoffnung ſah.

Nicht wich die milde von der heilgen Stelle,
Den Tod abwehrend mit der frommen Hand,
Des furchtbare Erſcheinung auf der Schwelle,
Verſcheuchtert durch ſo viele Liebe, ſtand.

Bemüht, daß ſie dem Armen Lindrung brächte,
Weint betend ſie ihr ſchönes Auge naß,
Und wachte durch die langen Nächte —
Da ward die zarte Roſenwange blaß.

Und dieſes Blaß und ſeiner Kraft Entweichen,
So fühlbar in des Herzens mattem Schlag,
Das war dem ſtillen Dulder wohl ein Zeichen:
Es nahe hier der Trennung dunkler Tag.

Da, als Erſchöpfung einſtmals ihre Glieder
In willenloſen Schlaf geſunken zeigt,
Erhob der Sterbende die Augenlieder,
Es ſchien, als ſpräch er über ſie geneigt:

„O Herr, vernommen hab ich wohl Dein Rufen,
Doch hegt das Herz noch eine Bitte hier:
Ich flehe auf des Lebens letzten Stufen,
Ein Vater betet für ſein Kind zu Dir!

„Laß Mißgeſchick von Allen ſein gewendet:
Ihr aber, die mein letzter Troſt und Stab,
Die ihre Jugend meinem Schmerz verpfändet,
Ihr ſprieße Segen, Herr, aus meinem Grab!

„Laß ſie die innern Räthſel ſtill ergründen,
Die heilge Wahrheit in Natur und Kunſt,
Gieb ihr die Kraft, das Hohe zu verkünden,
Der Wundertöne wunderbare Gunſt.

„Reich möge dieſe Blüthe ſich entfalten,
Und ſtrebend nach Vollendung ſchön gedeihn —
Laß alle Schätze und der Kunſt Gewalten
Ein Erbe ihr durch Vaterſegen ſein!“—

Die kalte Hand berührt die heiße Stirne,
Da iſt die holde Schläferin erwacht;
Und eh noch einmal glänzten die Geſtirne
Umfing des kranken Dulders Auge Nacht. —

Und Jahre ſind indeſſen hingegangen,
Den Segen legend auf der Tochter Haupt:
An ihrem Scheitel ſiehſt du Kränze prangen,
Die ſelten eine Stirne noch umlaubt.

Begonnen hatte ſie den Weg zum Schönen
Vertrauend in der Kindesliebe Macht:
Jetzt iſt ſie kühne Meiſterin den Tönen,
Und ſteht vor euch in der Vollendung Pracht.

Von ihren Lippen rollen Perlen nieder,
Entzückungspfeile für der Lauſcher Sinn:
Wer kennt ſie nicht, die Königin der Lieder,
Die reizgeſchmückte deutſche Sangeskünſtlerin?

Sophia Löwe hallts vom Donauſtrande,
Von Rhein und Po und Tiber tönt es gleich;
Entzücken faßt die Herzen aller Lande,
Erſcheint Sophie beſcheiden, ſchön und bleich.

Gewährung hat des Vaters Wort empfangen
An dieſem reichgeſegneten Talent;
Die ſchöne Lilienbläſſe dieſer Wangen,
Sie iſt der Kindesliebe Monument.

Zum Verſtändniß genüge: daß Sophie Löwe ihr erſtes theatraliſches Debut in einer Oper machte, welche den Titel führt: „Acht Monate in zwei Stunden, oder: Die Macht der kindlichen Liebe.“

Alpuhara.

Der Mauren Veſten liegen in Trümmern rings und leer,
Das Volk trägt an den Eiſen des Sklavenjoches ſchwer:
Nur in Granadas Nähe, da ſteht ein Ort noch feſt,
Doch in Granada ſelber, da wüthet böſe Peſt.

Auf Alpuharas Thürmen noch giebt es Streit und Blut,
Almanſor mit den Seinen kämpft in Verzweiflungswuth;
Kühn pflanzt der Spanier unten die Siegesfahne auf,
Und morgen droht der Veſte des Sturmes wilder Lauf.

Als kaum der Morgen aufwacht, hört man die Erze ſchrein,
Erobert ſind die Wälle, die Spanier dringen ein,
Hell flackert rings das Feuer, überall iſt Gluth,
Und wer dem Schwert entgangen, fällt in der Flammen Wuth.

Almanſor nur der eine, als er in harter Schlacht
Die Seinen ſah vernichtet durch Feindesübermacht,
Er hat durch Pfeil und Schwerter ſich eine Bahn geſucht,
Verſchwindend wie der Sturmwind auf unereilter Flucht.

Auf Alpuharas Trümmern bei Leichen, Schutt und Graus,
Da hält der Spanier jauchzend Gelage, Tanz und Schmaus;
Jetzt jubeln ſie beim Weine, wie eh bei Blut und Mord,
Und Beute und Gefangne vertheilen ſie ſofort.

Da meldet ihrem Feldherrn die Wache von dem Thor,
Es steh aus fremdem Lande ein Rittersmann davor,
Der um Gehör gar eilig und schnellen Einlaß dringt,
Weil er geheime Kunde von großen Dingen bringt.

Almansor ist es selber, der Fürst der Maurenschaar,
Entflohen dem Verstecke, drin er geborgen war,
Er übergiebt sich selber des Feindes Siegerwuth
Und fleht nur um das eine, sein Leben und sein Blut.

„O kühne Spanierhelden, von Reue nur gelenkt,
Auf eures Ruhmes Schwelle die Stirne hingesenkt,
Erschein ich, eurem Gotte zu widmen mein Gebet,
Und meinen Glauben Jenem, der euch ist sein Prophet.

„Verkünden soll der Ruf es der ganzen weiten Welt,
Wie jetzt sich ein Araber, ein stolzer Fürst, ein Held,
Der Bruder seiner Sieger zu werden fühlt beglückt,
Und fremder Krone Diener, die einst sein Haupt geschmückt."

Und als die Spanier staunend Almansor nun erkannt,
Da rühmen sie den Helden, den schwer sie übermannt,
Empor hebt ihn der Führer, umarmt ihn lang und warm,
Und all die Ritter drücken ihn fest in ihren Arm.

Und gleicher Art begrüßte Almansor auch den Kreis:
Den Feldherrn doch vor Allen umarmt er innig heiß,
Schlingt sich um seinen Nacken und küßt ihm Hand und Knie,
Und hängt an seinen Lippen, als woll' er weichen nie.

Doch jetzt sinkt er zusammen, die Kraft ist ihm geraubt,
Und bebend reißt die Hand noch den Shawl herab vom Haupt,
Schlingt um des Spaniers Füße ihn fest und mannigfach,
Und schleppt sich auf der Erde mit lautem Röcheln nach.

Dann ſchaut er auf im Kreiſe, er ſtarrt ſie an ſo wild,
Das Antlitz blaß und bläulich, ein fürchterliches Bild;
Zu ſchauerlichem Lachen verkrümmte ſich ſein Mund,
Und blutig unterliefen die Augen ihm zur Stund.

„Blickt her, ihr Giauren, ſehet, ich bin ſo bleich und blau:
Nun rathet, wer mich ſendet? — O ſeht mich an genau!
Ich komme von Granada, das Keiner mehr verläßt,
Sie hat mich hergeſendet, — ich bringe euch — die Peſt.

„Mit meinen Lippen pflanzt ich in euer Leben Gift,
Das euch mit ſeinen Schrecken und mit Verderben trifft;
Kommt her, ſeht euch verzweifelnd an meinen Martern ſatt,
Damit ein Jeder wiſſe, wie er zu ſterben hat!“

Er windet ſich im Schmerze, die Arme ſtreckt er aus,
Als zög er gern die Feinde in böſer Seuche Graus,
Zur ewigen Umarmung in tiefe Todesnacht,
Er lacht, ſowie die Rache mit ſich zufrieden lacht.

Er lachte; — ſchon verſchied er: doch ob ſein Herz auch bricht,
Die wilden Augen ſchloſſen, es ſchloß der Mund ſich nicht;
Und jenes Hohngelächter der Hölle, ſieh, es war
Für ewig angeſtorben dem kalten Wagenpaar. —

Die Spanier flohn mit Schrecken von des Verderbens Flur,
Doch floh die Peſt mit ihnen, bezeichnend ihre Spur,
Und ehe ſie ſich ſchleppten aus Alpuhara fort,
So deckten tauſend Leichen die Straßen und den Ort.

Die Wieſe.

Eine große Wieſe,
Ein ſproſſendes Reis darin,
Es ſchießt in die Höhe luſtig,
Es rauſchen die Winde dahin.

Düſter wandelt ein Knabe
Mit ſtillem traurigen Sinn,
Er gießt das Reis mit Thränen,
Es rauſchen die Winde dahin.

Eine große Wieſe,
Ein grünender Strauch darin,
Der Knabe ward zum Jüngling,
Es rauſchen die Winde dahin.

Er ſitzt mit dem Mädchen
Im blühenden Strauche darin,
Geſchehn iſt, was nicht ſollte,
Es rauſchen die Winde dahin.

Eine große Wieſe,
Ein ſchattiger Baum darin,
Der Jüngling ward zum Manne,
Es rauſchen die Winde dahin.

Er hat ſein Weib verlaſſen,
Er flieht zum Baume hin,
Den Wanderſtab zu ſchnitzen,
Es rauſchen die Winde dahin.

Eine große Wieſe,
Ein alter Stamm darin,
Zurück kehrt der greiſe Flüchtling,
Es rauſchen die Winde dahin.

Er ringt die kranken Hände
Mit verzweifelndem Sinn:
Sein Weib iſt Leides geſtorben,
Es rauſchen die Winde dahin.

Eine große Wieſe,
Ein alter Stamm darin,
Dran hängt eine fahle Leiche,
Es rauſchen die Winde dahin.

Die Felſenhöhle.

Es zog Suleiman in den Wald
Mit ſeinem Hofſtaat zum Beſuche,
Der einem Eremiten galt
Von ſtrenger Sitt und weiſem Spruche.

In einer Felskluft wohnte der,
Wohin kein Blick der Sonne ſchaute:
Da fragt der König ſtaunend ſehr,
Warum kein Hüttlein er ſich baute?

O Herr! ſo ſprach der Weiſe drauf,
Wohl lag das Bauen mir in Sinnen,
Ich raffte ſchon die Steine auf,
Und wollte friſch das Werk beginnen.

Die Steine aber riefen mir:
„O laß uns liegen auf den Wegen,
Wir haben ſchon als Gräberzier
Ob Leichen, ſo wie du, gelegen.

Nach andern Stoffen lange zu,
Wir dienten ſchon zu Todtenſtellen!“
Da ließ die Steine ich in Ruh
Und eilte Bäume mir zu fällen.

Die Bäume ſprachen ringsherum:
„Nicht möge uns dein Beil erreichen;
Wir ſind des Todes Eigenthum
Und wurzeln alle nur auf Leichen.

Nimm was da lebt, wir alle ſind
Verſtorbene Vergangenheiten.“
Da ließ die Bäume ich dem Wind
Und wollte aus der Erde deuten.

Doch wie ich Erde nahm und Staub,
Da riefen die mir laut entgegen:
„Wie wageſt du mit frechem Raub
An deine Brüder Hand zu legen?

Wir ſind, was du geweſen biſt,
Und ſind, was du wirſt werden wieder.“
Da gab ich auf mein Baugelüſt,
Und ließ in Ruhe auch die Brüder.

Ich wandte trüb mich von der Flur
Und zog in dieſe Felſengrotte,
Bedenkend, daß die Erde nur
Dem Tode huldigt, ihrem Gotte.

— Der weiſe König ſann gar viel
Ob dem gehörten ernſten Spruche:
Doch wie dem Hofſtaat er gefiel,
Davon ſteht nichts in meinem Buche.

Der König.

Es war ein König einſt, der fühlte ſich ſchwach,
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiſte nach,
Die Zeit des Sterbens rückte langſam herbei:
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und ſchönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrſchen der würdigſte ſei.

Drum ließ er ſie eines Tages berufen
Als Vater und Fürſt an ſeines Thrones Stufen
Und ſprach: „Das Leben verlangt ſeinen Zoll:
Doch daß euch kein Streit entzweien ſoll
Um dieſes Landes geſegnetes Erbe,
Wenn ich dereinſt in Frieden ſterbe,
So ſollt ihr, Böſes zu vermeiden,
Jetzt ſelber euer Loos entſcheiden.
Der Schatzmeiſter wird nach meinen Befehlen
Euch Jedem zehntauſend Goldſtücke zählen,
Die nehmt und wählt euren Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelſten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den andern Zwein,
Der ſoll nach mir des Volkes Vater ſein.

Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß alles gedieh,
Drum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.

Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesinds,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierrath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
Ein Herrscher — so meinte der älteste Sohn —
Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.

Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei," —
Da kam der zweite Sohn herbei.

In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wieß.
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücken, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu sein.
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall
Und fester als Burgen und Schlösser all."

Da kam der jüngste Sohn heran
Mit verschossenen Kleidern angethan,

Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht:
„O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,
Sie sagten dir stets von des Volkes Segen
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,
Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat, —
Ich aber wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich anwenden gesollt.
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Wege diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm:
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf! und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.“ —

Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
„Wer zweifelte nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Länderrien,
Des Volkes und der Armen Vater sein;
Dem wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt.“

Eine Scene auf Java.

Da wo der Jakkatarg die heiße Welle
Hindrängt ins dunkle Thal von Samarang,
Steht eine Hütte an umbuſchter Stelle,
Ein leichtes Zelt aus grünem Blättersack.

Die Palme und der Piſang mußten ſchmiegen
Mit ihrem Laube ſich zur grünen Wand,
Worüber gitterartig Stäbe liegen
Aus Pfefferrohr als feſterer Verband.

Von rückwärts legt die Samaka-Citrone
Die goldnen Aepfel auf das niedre Dach,
Und vorne nickt aus ſeiner hohen Krone
Der Brotbaum dem Geräuſch des Fluſſes nach.

Ein ſtiller Friede liegt auf dieſer Hütte,
So ſcheints; kein Thier, kein Vogel ſtöret ihn;
Indeſſen wälzt in ihrer grünen Mitte
Verzweifelnd ſich ein Mann am Boden hin.

Das krauſe dunkle Haar zeigt den Malayen,
Schwarzgelb die Haut, vom eignen Nagel wund:
Vor Kurzem noch der Schmuck von Javas Freien,
Jetzt liegt er da hinwinſelnd wie ein Hund.

Sie haben heimlich ihm ſein Weib entriſſen
Und an den Sklavenhändler hingefeilt,
Drum iſt ſein Herz und Angeſicht zerriſſen
Und ſeine Lippe bebt und flucht und heult.

Am Tage wälzt er ſich in ſeinen Pfählen,
Doch wenn im heißen Oſtmouſſon die Nacht
Vampyre ſchickt, der Menſchen Schlaf zu quälen,
So ſchleicht er nach dem tiefen Thale ſacht.

Dort ſteht der Bohon-Upas giftgeſchwollen
Und pflanzt in Trauerlauben ſelbſt ſich fort,
An ſeinem Stamme ſiehſt du niederrollen
In reichen Tropfen tauſendfachen Mord.

Und aus dem Hemde reißt hier der Malaye
Den hohlen, dreigeſchliffnen ſcharfen Stahl,
Und dreht ihn in dem ſchwarzen Todesbreie,
Bis er gefüllt, wohl zehn- und zwanzigmal.

Dann geht er ſtill nach Haus die grüne Gaſſe,
Grimm lachend, wie er nie gelacht zuvor,
Und holt vom Dach die kleine Calebaſſe,
Ein unberührtes Vatererbe, vor.

Ein Zaubertrank iſts, hohen Muth verleihend,
Thun ſich der Schlacht, des Todes Pforten auf:
Er trinkt ihn raſch, dem Tode ſtill ſich weihend,
Denn morgen gilts den wilden Ammokauf.

Als nun der Tag anbricht im vollem Strale,
Wie fiebern alle ſeine Pulſe da,
Wie glüht ſein Kopf! Fort ſtürzt er aus dem Thale
Und läuft zur Straße von Batavia.

Blutlechzend rennt er fort: es iſt als flöge
Geſchwungnen Dolchs durch Straßen er und Feld,
Malaye, Chriſt, Chineſe auf dem Wege,
Wen ſeine Rache trifft, der fällt.

„Ein Ammokläufer!“ hallt es furchtbar wieder,
Geſchaart in Waffen brechen Alle auf,
Vom Tode zu erretten ihre Brüder,
Zu enden der Verzweiflung Mörderlauf.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen;
Er ſiehts und wendet ſich zur raſchen Flucht;
Doch ſie verfolgen ihn auf ſeinen Wegen
Hin an des Jakkatarg entfernte Bucht.

Sein Hüttendach erklimmt er jähen Satzes,
Den Dolch noch immer in gekrampfter Hand,
Die dichtbelaubten Bäume rings des Platzes,
Sie decken ihn wie eine grüne Wand.

Jetzt nahen ſie in dichtgedrängten Kreiſen,
Sie ſehen ihn, ſchon zielet ihr Geſchoß:
Da ſchwingt er ſchnell das blutgefärbte Eiſen
Und führt ins eigne Herz den Todesſtoß.

Und niederkollert wie ein Ball die Leiche,
Es fließt das Blut vom Dache und im Staub;
Die zwanzig Schüſſe fuhren ins Geſträuche
Und trafen der Citrone dichtes Laub.

Sie ſchüttelte wie eine goldne Thräne
Die Frucht auf Javas Schmerzenſohn herab:
Das war die erſte und die letzte Thräne,
Die da getropft auf des Malayen Grab.

Die Negerin.

Bentek, bewährt durch Kraft und kühnen Stahl,
Der reichſte Soba an der heißen Küſte,
War der Beherrſcher von dem ſchönſten Kraal,
Dem Palmenkraal, berühmt bis in die Wüſte;
Ihm glänzt die Haut ſo ſchwarz und rein,
Wie glattes Ebenholz im Sonnenſchein.

Halsbänder hatt' er hundertfach,
Und eine Jacke um die ſchlanken Hüften,
Von welcher neidiſch Congos König ſprach;
Die Haare kräuſelten ſich in den Lüften;
Und wenn er mit dem Hanjar ſpielend lachte
Und an des Abends ſüße Freuden dachte,
So glänzte ſeiner Zähne blanker Stern
Wie weißes Fleiſch vom Cocoskern.

Doch was ihm lieber als ſein feiner Stahl,
Als ſeine Jacke von gewirkter Seide,
Und was in ſeinen Augen tauſendmal
Mehr glänzte als die goldnen Halsgeſchmeide
Und als des Rings dreiflammiger Rubin,
Das war die ſchöne Negerin,

Nöaba war es, aller Welt zum Neide,
Der schwarzen Schönen Königin.

Nöaba trug auf den dreifarbgen Lenden
Zwei große Löwen, rosenroth gemalt,
Und weiß von ihren schwarzen Brüsten strahlt
Ein Paar Schakale, die das Auge blenden;
Den Arm umwinden blauvertiefte Schlangen,
Und von den Nasenflügeln hangen
Zwei goldne Reife nieder, glatt und fein,
Dran schweben Kügelchen von Elfenbein.

Nöaba war als Schönheit weit verehrt;
Bentek bezahlte sie mit einem Schwert,
Drei Bogen und mit zwanzig Ebenpfeilen,
Die er dem Nachbarfürsten ließ ertheilen.
Und daß sie stets ihm solle kenntlich sein,
Grub er, als Zeichen vom Besitze,
Mit seines Dolches scharfer Spitze
Das Königssiegel ihrem Busen ein. —

Und eines Abends, da sich Alles freute,
Und unterm Palmendach der Chika-Tanz
Schönheit und Jugend in einander streute,
Ging einsam, spät, im Mondenglanz
Die schöne Schwarze heim; da faßten
Domingo und die Seinen sie mit frecher Hand,
Und schleppten die Gemahlin des Verhaßten
Fort zu den Sklavenhändlern an den Strand.

Des andern Tages trat Bentek vor das Zelt,
Die Arme gekreuzt, das Haupt gebückt,
Die langen Nägel tief ins Fleisch gedrückt,
Und heulte, daß es durch die Felder gellt.
Dann läßt er sich auf die Ferſen nieder
Im Schatten vom Tamarindenflieder,
Geſchloſſen das Auge, die Fauſt geballt,
Im Antlitz des Schmerzes endloſe Gewalt.

Und wie der Sklave Job zum Mahl
Reis bringt und Palmenkohl herbei,
Zuckt Benteks Auge mit zornigem Strahl,
Er ſchlägt die Geſchirre wüthend entzwei
Und ſpricht: „Ich eſſe nicht!
Ich eſſe nicht — beim ewigen Licht! —
Bevor ich nicht Domingos Zunge habe,
Und Augen und Arme als Rachegabe,
Zu nageln ſie an meine Thür!“

Und als der Sklave nach Sitt und Gebühr
Vor ſeinem Herrn auf die Kniee ſank,
Ihm Cocosſaft anbietend zum Genuß
Und auch der Weißen theuern Feuertrank,
Da ſtößt ihn fort des Gebieters Fuß
Und Bentek ſpricht: „Ich trinke nicht!
Ich trinke nicht — beim ewigen Licht! —
Bevor du mir die Calebaſſe,
Statt mit der Cocos milden Flut,
Statt mit des Feuertrankes Maſſe
Nicht anfüllſt mit Domingos Blut!“

Zwei Tage ſchlichen langſam hin,
Und ſieh, der treue Job erſchien
Nicht unter dem Tamarindenbaum,
Nicht in des Zeltes innerm Raum;
Er irrte allein durch Berg und Thal
Im Sonnenlicht und Mondenſtral.

Und zwei Tage blieb Bentel vor dem Zelt,
Die Arme gekreuzt, das Haupt gebückt,
Die langen Nägel tief ins Fleiſch gedrückt,
Und heulte, daß es durch die Felder gellt;
Geſchloſſen das Auge, die Fauſt geballt,
Im Antlitz des Jammers endloſe Gewalt.

Und außer Athem am dritten Tag
Kam Job daher; — verborgen lag
Etwas in ſeinem Schurz. Die raſchen Schritte
Lenkt er jetzt nach des Zeltes Mitte;
Dann ſchafft er mit leuchtendem Augenſtrahl
Herbei für den Herrn das köſtliche Mahl,
Den leckern Reis und Palmenkohl.

„Gebieter iß! Lang warteteſt du wohl!
Vergieb! zwei Tage ſucht ich ihn ohne Ruh;
Heut führte mir ihn das Schickſal zu,
Allein, dort in der Löwenfurth;
Ich riß den Dolch aus meinem Gurt.
Wir kämpften. Seine Arme wollteſt du?
Gebieter iß! Er gab ſie beide mir.
Wir kämpften. Du wünſchteſt ſeine Augen dir?
Gebieter iß! Die Augen auch ſind hier.

Die Zunge wollteſt du? Nimm, ſie iſts gewiß.
Und jetzt o mein Gebieter iß!“

Und Bentek aß. Job aber ſprach: „Es war dein Wink
Die Farbe ſeines Blutes auch zu kennen;
Es muß der Durſt dich längſt wie Feuer brennen:
Nimm hin, o Herr, und trink!“
Er reichte ihm die Calebaſſe
Statt mit der Cocos milden Flut,
Statt mit des Feuertrankes Maſſe
Gefüllet mit Domingos Blut.

Und wie voll Cocosmilch den Becher,
Und wie den Feuertrank beim Schmaus,
Stürzt ſie der rachedurſtige Zecher
In einem langen Zuge aus.

Das Juwel.

1.

Ben Ibad wars, der Juwelier, der lief
Die Straße, die ſich nach Baſſora dehnte;
„Den Edelſtein, ich bring ihn dir, Kalif,
Den aus dem Tiger ſich dein Wunſch erſehnte.“
So ſprach er ſtill für ſich, — im Gürtel ſchlief
Verwahrt das Kleinod, deſſen er erwähnte.
Da kamen vier Geſellen ſchmuck und ſchlank
Des Weges hinter ihm mit Sang und Schwank.

Er hielt, ſie grüßten ſich; Baſſora war
Ihr Ziel wie ſeines, Ibad wars zufrieden:
In munterer Geſellſchaft iſt Gefahr
Und Langeweile, dacht er, leicht vermieden.
Und nun erzählte friſch das Doppelpaar
Die Abenteuer luſtig und verſchieden,
Gemengt mit Witz und Schwänken ohne Ruh,
Den Ibad hörte mit Vergnügen zu.

Nun kam die Reihe auch an ihn. „So hört,“
Begann er, „denn die Abſicht meiner Reiſe.
Kalifenſinn iſt manchmal auch verſtört,
Und weicht, ihr wißt es, leicht aus ſeinem Gleiſe;

So ward Baſſoras Herrſcher auch bethört
Durch einen Traum, der ſeinen Geiſt, ſonſt weiſe,
In heißer Gier dem machte zugeneigt,
Was ihm der Schlaf als ſchönes Gut gezeigt.

Aus dem Kalifenſchatz entſchwand bei Nacht
Vor etwa fünfzig Jahren ein Geſchmeide,
Ein Edelſtein von namenloſer Pracht,
Schmuck Harun al Raſchids und Augenweide.
Es war geſchehn durch böſer Geiſter Macht,
Die ſchleppten ihn hinaus in Moor und Heide,
Und ſenkten in den Tiger ſchadenfroh
Das Kleinod ein, — man ſprach und glaubte ſo.

Ich aber wußt es beſſer; denn Hilal,
Mein Vater — ſchenke der Prophet ihm Segen! —
Vertraute ſchüchtern mir es manchesmal,
Wie ſelbſt er den beherbergt, der verwegen
Aus dem Kalifenſchatz das Kleinod ſtahl;
Den Edelſtein ſah er ihn heimlich wägen,
Beſehn, und halbverſtändlich murmeln dann; —
Er wars, doch ſchützte Gaſtfreundſchaft den Mann.

Und der Verworfne, der aus Levi's Stamm,
Er ging zu ſeinem Bruder nach Egypten;
Der war ein Juwelier und übernahm
Den Stein im leichten Kauf, im wohlgeübten;
Wohin dann weiter das Geſchmeide kam,
Und was ſie noch mit ihm zu thun beliebten,
Das wußt ich nicht, da mußt ich rathen nur, —
Gleichviel, ich hatte doch des Steines Spur.

Dieß Kleinod wars, das ein lebendger Traum
Den Sinnen des Kalifen vorgespiegelt,
Daß er, vor Sehnsucht hingesiecht, doch kaum
Die ungemessene Begierde zügelt;
Und weil mein Sohn in seinem Kerkerraum,
Und Vaterliebe alles überflügelt,
So eilt ich rasch zu dem Kalifen fort,
Sank auf mein Angesicht und sprach das Wort:

„„O Herr, — dem Segen der Prophet verleih! —
Mag fürderhin dein Kummer unterbleiben;
Giebst du aus Kerkernacht den Sohn mir frei,
Vermag ich das Juwel wohl aufzutreiben,
Das du Kraft deines Traumes Zauberei
Geruhen magst mir deutlich zu beschreiben.““
Dann sagt ich, was ich wußt vom Vater her,
Und meine Zuversicht, zu finden mehr.

Und nach drei Monden jetzt zuerst befiel
Das kranke Herrscherherz ein Wonnepochen;
Er schwieg entzückt, er sah sich schon am Ziel,
Bis daß er in die Worte ausgebrochen:
„„Bedenke Ibad, du versprichst mir viel!
Doch hältst du wirklich, was du jetzt versprochen,
Zieht seiner Fesseln frei dein Sohn von mir,
Und noch verzehnfacht sei dein Habe dir!““

Zusammen rafft ich all mein Geld und Gut,
Es ist nicht wenig — Dank sei dem Propheten! —
Und reiste bei der nächsten Morgenglut,
Denn Vaterliebe hat der Eil vonnöthen.

Wie Weg und Wüſte oft erprobt den Muth,
Bis auf Egyptens Erde ich getreten:
Euch Vielgereiſten, nicht erzähl ich hier,
Was euch begegnet öfter wohl als mir.

Doch in Egyptens Hauptſtadt ſollte Glück
Nach langem, langem Mühſal mich erlaben:
Des Juden Namen fand mein Späherblick
Auf einer kleinen Pforte eingegraben.
Raſch trat ich ein und forſchte mit Geſchick
Nach Glosk dem Juwelier; der war begraben;
Doch lebte noch ſein Sohn und Andre mehr,
Die ſammelten ſich fragend um mich her.

Und als ſie hörten, daß ich kaufen kam,
Da führten ſie hinein mich zu dem Schranke;
Ich forſchte, ich durchmuſterte den Kram,
Schon ſank der Sehnſucht muthiger Gedanke,
Als es mir plötzlich faſt die Augen nahm,
So blendete das wunderhelle, blanke
Gewäſſer mich von einem Edelſtein:
Er wars, nach der Beſchreibung muſt ers ſein!

Wie ich nun weiter fragte nach dem Preiß, —
Der Stein war nicht mit Schätzen aufzuwiegen, —
Da ſah ich, daß ſo recht ihn Keiner weiß;
Still leſend in den halbverwiſchten Zügen
Des Vaters, ſprachen ſie mitſammen leis,
Unkenntniß mir verrathend zur Genügen;
Ich legt ein anſehnlich Gebot darauf,
So wurde mir der Stein in leichtem Kauf.

Und nun mit meinem Schatz und hoher Luſt
Ward ich ein raſcher Mann des Weges wieder,
Der Reiſequalen jetzt nicht mehr bewußt:
Dort blicken ſchon Baſſoras Zinnen nieder;
O kurzer Weg, weil unter meiner Bruſt
Der Sehnſucht Kleinod liegt, ihr Reiſebrüder;
Mein Gürtel birgt es hier: in Einem Stück
Der Thorheit und der Vaterliebe Glück!“ —

Indeſſen kamen ſie zum Thor der Stadt,
Glückwünſchend ſchieden nun von ihm die Viere,
Umarmten ihn, und konnten lobesſatt
Nicht werden, wie ſie die Geſchichte rühre;
Ben Ibad flog, war er gleich wegesmatt,
Die Straßen durch zu ſeines Hauſes Thüre;
Behutſam nach dem Gürtel langt er dort:
O großer Gott! ſein Edelſtein war fort!

2.

Doch ſtatt die Zeit wehklagend, ungenützt
Vorbeizulaſſen, faßte ſich der Alte:
Sein Geiſt, von der Verzweiflung wild durchblitzt,
Erwacht, daß er ſich jetzt ans Rechte halte,
Und zum Weſſier, der zu Gerichte ſitzt,
Stürzt Ibad, daß er ſchnell ſein Amt verwalte,
Erzählt den Diebſtahl ihm, dann ſinkt er hin,
Doch da erwacht Gerechtigkeit für ihn.

Bald findet man die fremden Vier und bringt
Sie vor den Richter, der mit Haſt und Strenge
Um ihrer Schuld Geſtändniß in ſie dringt.
Doch durch der Lüge Labirinthengänge

Entſchlüpfen die und läugnen unbedingt;
Man bringt der Folter ſchauriges Gepränge
Und legt ſie an, doch ſie geſtehn kein Wort:
„Schleppt ſie,“ herrſcht der Weſſier, „zum Kerker fort.“

Und dem Kalifen bringt er nun Bericht
Von dem, was ſich begab, und Ibads Klage;
Da überzuckt des Herrſchers Angeſicht
Ein Blitz der Wuth, des Zornes wilde Plage
Bricht los nach ihrem ganzen Vollgewicht,
Und gießt ſich aus in Drohung, Fluch und Frage.
Dann ſinkt er hin in ungeheurer Pein,
Und hüllt wehklagend ſich das Antlitz ein.

So fand Neſim, die ſchöne, den Gemahl,
Und fühlte Mitleid mit dem tiefgequälten.
„O Herr,“ ſprach ſie, „vertraue dieſesmal
Der Gattin die Entſcheidung des Erzählten;
Leicht find ich den, der das Juwel ihm ſtahl,
Durch Worte, welche nie noch Richter wählten.“
Erſtaunt hörts der Kalif und ruft: „„So ſeis!““
„Bringt die Gefangnen mir!“ ſo ihr Geheiß. —

In einem Prachtgemach, der Feſſeln quitt,
Sind nun die Vier und ſtaunen ſtill, bis ihnen
Neſim mit holdem Gruß entgegentritt.
Wie ſchön iſts da, und nirgends Richtermienen!
Vergeſſen hat ein Jeder was er litt,
Und ſchwarze Sklaven, eifrig im Bedienen,
Sie bringen nun der Mahlzeit reichen Schatz;
Die Schöne winkt, man nimmt bei Tiſche Platz.

Was wurde da geſchäftig Aug und Mund,
Als der Genüſſe Zauber ſich ergoſſen;
Die Wirthin ſchön, die Tafel reich und bunt,
Die Luft ſo frei, wer bliebe da verdroſſen!
Ein Räthſel ſchlummert zwar im Hintergrund,
Doch Heiterkeit ſitzt bei den Tiſchgenoſſen;
Im goldnen Becher glänzt des Weins Rubin,
Und macht die Zunge frei und froh den Sinn.

Es flog der Scherze, der Geſpräche Ball,
So wie ein Ton aus frohbewegten Kehlen,
Da nahm Neſim das Wort voll ſüßem Schall:
„Genehmt ihr es, ſo will auch ich erzählen;
Es iſt, wie er ſich zutrug einſt, ein Fall,
Nur ſcheint mir die Entſcheidung dran zu fehlen:
Ich leg euch die Geſchichte an den Tag,
Und ihr entſcheidet dann wie Jeder mag.

In einem Reiche, arm an Roſenpracht,
Beſtand ein alt Geſetz: daß wer auch immer
Des Landes Töchtern eine Roſe bracht,
Verlangen konnte von dem Frauenzimmer
Was ihm beliebt und ihm Vergnügen macht,
Geſtattet waren Weigerungen nimmer;
Wer in die Lage kam, ob arm, ob reich,
Hier war die Edelſte der Aermſten gleich.

Dort war es, wo ein junger Gärtner ſtill
Sich ſolch ein Roſenwunder aufgepflogen,
Das er nur dann vom Stiele pflücken will,
Wenn des Kaliſen Kind vorbeigezogen:

Da kam sie her, die Schöne, im April
Verbreitend selber einen Rosenbogen;
Rasch that er nun was längst sein Sehnen war,
Und reichte knieend ihr die Rose dar.

Es überzog ein Rosenflammenguß
Des überraschten Mädchens schöne Wange:
„Was ists, das ich dir nun gewähren muß?“
So lispelt sie mit süßverschämtem Klange;
Er flüstert, leise bebend: „Einen Kuß!“
Die Schöne wird verwirrt, besinnt sich lange,
Und spricht, nachdem sie Manches still gewählt:
„Es sei dein Wunsch gewährt, bis ich vermählt.“

Gar bald geschah das, und sie zagte nicht
Mit dem Geständniß vor dem Gatten:
Er möge, was dem Gärtner sie aus Pflicht
Zusagte, jetzt zu halten ihr gestatten;
„Zieh hin, nur wer erfüllt was er verspricht,“
So sagt er, „ruht in Paradieses Schatten.“
Es herrschte damals noch für Großmuth Sinn;
Die Frau bricht auf und geht zum Gärtner hin.

Da sprengt ein Löwe ihr des Weges vor,
Blutlechzend und erfreut ob seiner Beute,
Dem raunt sie ihr Versprechen in das Ohr,
Und Großmuth läßt sie wieder ziehn ins Weite;
Ein Räuber stürzt mit blankem Dolch hervor,
Doch geht auch er großmüthig bald bei Seite,
Es ehrte ihr gegebnes Wort der Mann, —
So kam sie endlich bei dem Gärtner an.

Der aber ſank erſtaunt vor ihr aufs Knie,
Weil er bewundernd ſolche Treue ehrte,
Und flehte, nur verzeihen möge ſie,
Was ſeine Unverſchämtheit einſt begehrte:
Doch ſie berühren werd er nun und nie,
Weil ſie zum Engel ſich vor ihm verklärte;
Er gab großmüthig ihr zurück ihr Wort,
Sie zog nun ihres Weges wieder fort.

Und als der Räuber wieder kam daher,
Erzählt ſie ihm des Gärtners edle Weiſe;
„Bei Gott, nicht will ich ſchlechter ſein, als er!“
Der Räuber ſprichts und hindert nicht die Reiſe.
Nun brüllt der Löwe; doch die Wundermähr,
Die ſie vom Gärtner ihm geflüſtert leiſe,
Macht ihn verſtummen ſchnell zu ihrem Glück,
Der Löwe bleibt an Großmuth nicht zurück.

So kam ſie unberührt und unverletzt
Zu dem Gemahl. Nun mögt ihr wohl erwägen,
Welch eine Großmuth ihr die höhre ſchätzt
Von allen, die euch traten hier entgegen?
Mann, Gärtner, Löwen, Räuber ſeht ihr jetzt
Geſpannt den Preis in eure Hände legen:
Wem ihr denſelben zuerkennt, ihr Herrn,
Das hört ich nun reihum von Jedem gern.“ —

Und neu begann der Wein herumzugehn,
Da ſprach ein Jeder frei, ſo wie er dachte,
Der ſtritt für Dieſen, jener ſprach für Den,
Wofür man oft auch die Beweiſe brachte:

Ein Andrer ward von jeglichem ersehn, —
Als rasch Nesim ein heimlich Zeichen machte,
Und der Kalif im prächtigen Ornat
Vom Vorhang her in die Gesellschaft trat.

„Du hast gehört, o Herr, was ich erzählt,"
So sprach Nesim an des Gemahles Seite,
„Und wen ein Jeglicher sich auserwählt:
Nun höre, wie ich weiter es entdeute,
Weil meist das Wort wie Handlungsweise zählt.
Der an der That des Gatten sich erfreute,
Und ihr gereicht der Preises goldne Frucht,
Der kannte nie die Macht der Eifersucht.

Der für den jungen Gärtner stimmt, ahnt nicht
Welch süßes Glück verborgen in der Minne;
Der feurig für des Löwen Großmuth spricht,
Ist hart, doch edel, was er auch beginne;
Der aber einen Kranz dem Räuber flicht,
Ist selbst von wildem, räuberischen Sinne:
Ihn laß ergreifen, fürstlicher Gemahl,
Er ists gewiß, der Ibads Kleinod stahl."

Es winkt der Herrscher, man erfaßt den Mann,
Der von dem Wort getroffen und zerrissen
Nun plötzlich nicht wie eh mehr leugnen kann;
Die Zunge löst der Wein und das Gewissen.
Um Gnade flehend klagt er selbst sich an,
Und sinkt in Reu zu des Kalifen Füßen:
Doch wird er dem Gerichte aufgespart,
Man holt den Stein, wo er ihn aufbewahrt.

Und der Weſſier trat jetzt mit Ibad ein,
Der noch voll Angſt in Staub die Stirne ſenket:
„Du trugſt um meinetwilleſt Qual und Pein,“
So der Kalif, „was kaum der Kühnſte denket,
Du haſts erfüllt, Frohſinn iſt wieder mein,
So ſei denn fürſtlich auch von mir beſchenket:
Frei iſt dein Sohn, verzehnfacht dir dein Gut,
Du ſei mein Freund bis dieſer Pulsſchlag ruht.“ —

Und als der Stein erſchien im Farbenblitz,
Gewahrte man im Saale drei Juwele:
Die Vaterliebe erſt, die zum Beſitz
Verhalf mit frommer nimmermüder Seele,
Dann eines Weibes wunderbaren Witz,
Der ſcharf durchblickt des Menſchenſinnes Fehle:
Es mochte des Kalifen Edelſtein
Wohl der geringſte von den dreien ſein.

Am Wege.

Wie wunderbar mich das berührt,
Wenn mich hieher die Straße führt,
Wo sie gleich scharfem Schwerdte
Die Freude von der Trauer bannt:
Links reichbelaubtes Weinbergsland,
Rechts stille Gräbererde.

O allzu greller Gegensatz!
Von reichen Früchten hier ein Schatz
Und grünes Hoffnungsflimmern;
Dort Stämme ohne Lebensprunk,
Die wie der morsche Weidenstrunk
Im Todtenlichte schimmern.

Hier Augen, Blüthen und Gerank,
Der Winzer fröhlicher Gesang,
Des Herbstes laute Messe:
Der Traube saftiges Gebausch,
Es trägt als Embryo den Rausch,
Dem Wiege wird die Presse.

Und dort geheimnißvolle Ruh,
Tritt nicht ein Trauernder hinzu,

Dem ſtill die Thränen fließen;
Gewurzel, das im Boden morſcht,
Bis ſeine Triebe unerforſcht
Zum Himmel einſtens ſchießen.

Ach, wie ich ſo inmitten ſteh,
Dort in das Gräberdunkel ſeh
Und hier auf friſche Reben:
So ſtand dazwiſchen Einer auch,
Doch nicht allein mit Fuß und Aug —
Mit ſeinem ganzen Leben!

Ein Freund, von Körper ein Athlet,
Von Männerſchönheit rings umweht,
Die Glieder Stahl und Eiſen;
An Geiſt ſo reich und voll und klar,
Für Recht und Freiheit ganz und gar,
Ein echter Mann zu preiſen.

Ach, nur der Traube goldner Schein,
Das Feuerblut vom ſchönen Rhein
Verlockte ſein Gelüſte;
Der Becher ward zur ſüßen Maid,
Die er begierig allezeit
Mit treuem Munde küßte.

Da ſchmolz der Glieder Eiſenkraft,
Den Geiſt umwölkte Leidenſchaft,
Der Rieſe ward ein Schatten,
Den aus der Reben grünem Land
Wegtrug betrübter Freunde Hand,
Ihn weinend zu beſtatten.

Jetzt zwiſchen Reb' und Todtenmaal
Streift der Erinnrung milder Stral
Auch ſeinen frühen Hügel.
Froh iſt, wer raſch genießen kann,
Doch glücklich nur allein der Mann,
Der ſelber ſich ein Zügel.

Du heitres Volk am heitren Rhein,
Mit deinem goldnen Feuerwein
Gewohnt ſich reich zu tränken:
Sieh doch, hier grünes Weingeländ
Und dort ein Todten-Monument —
O wolle das bedenken!

Zwei Freunde.

Sie ſaßen traulich ſtill beiſammen,
Der Dichter und ſein Jugendfreund,
Die Herzen ſchienen wie zwei Flammen
Vom milden Windhauch jetzt vereint.

Es glänzt der Sohn des Rheins, der blanke,
Im Glas, und an die Lippen drückt
Havannas Tochter ſich, die ſchlanke,
Indeß die Sonne niederrückt.

Der Dichter ließ die Gläſer klingen
Und rief mit frohem leichten Sinn:
„O laß mich hoch den Becher ſchwingen,
Weil ich geheilt, gerettet bin!

Ich ſah ihn wieder, den Verſucher,
Er wies mir Liebe und Beſitz
Und all den ſtillen Freudenwucher,
Der auslöſcht eines Künſtlers Witz.

Ein Weib fand ich auf meinen Wegen,
Daß Wonneſchauer mich durchfuhr,
Die Seele mildes Frühlingsregen,
Der Körper eine Roſenflur.

So ſtand ich auf des Tempels Zinnen,
Vor mir der Schönheit heilge Stadt,
Und hörte mit berauſchten Sinnen
Es flüſtern hold und ſüß und glatt:

Dies Alles ſoll dir angehören,
Das volle Liebesglück der Welt,
Ein Glück, von Menſchen nicht zu ſtören,
Auf dich und Kinder ausgeſtellt.

Ein Schwelgen in des Reizes Füllen,
Ein Weſen, das, dein eigen ganz,
Sich ſchmiegen will in deinen Willen
Und ſonnen ſich in deinem Glanz. —

O Freund, es war nicht leicht, entringen
Sich dieſem reizenden Idill,
Und dieſe Sehnſucht zu bezwingen,
Die ſchaffen und auch lieben will.

Doch will die Kunſt für ſich ein ganzes
Und ungetrenntes Herz fürwahr,
Und legt die Hälfte ihres Kranzes
Nicht auf den ſtillen Hausaltar.

Und ganz gehör ich meinem Volke,
Für das mein Geiſt, mein Wort entbrennt;
Das Weib iſt eine Roſenwolke,
Die mich von meiner Erde trennt.

Kreuzprediger der Freiheit trage
Mein Wort ich hin durch Stadt und Hain
Und lebe ſtolz in meinem Hage,
Ein echter Hageſtolz zu ſein.

Dir fiel, o Freund, ein andres Leben,
Und glücklich iſt dein ſtiller Sinn:
Doch mich laß hoch den Becher heben,
Weil ich geheilt, gerettet bin!“

Der Tag erloſch im Abendſchimmer,
Die beiden ſchieden ernſt geſtimmt,
Der Dichter auf ſein einſam Zimmer,
Sein Freund nach Haus zu Weib und Kind.

Es ſchien als ob ein Jeder weine,
Weil er des Andern Loos ermißt:
Von holden Lippen wurde eine
Der Thränen raſch hinweggeküßt;

Die andre ungeſehen rollte
Auf des Papieres weißen Raum,
Wo ſie als Blüthe trocknen ſollte,
Herabgeweht vom Lebensbaum.

Der Auswanderer.

Die Nacht iſt ſchwarz und ſchwarz der Fluß,
Die Gränze von zwei Ländern,
Die er gewaltſam trennen muß
Mit ſeinen Wellenrändern.

Es blitzt der Schmiede Feuerſchein,
Das Dunkel zu durchdämmern,
Und dumpfe Schläge ſchallen drein,
Als ob ſie Ketten hämmern.

Im Boote ſitzt am dunklen Rohr
Der Falk der Contrebande
Und ſpäht mit ſcharfem Aug und Ohr,
Was kommen mag zum Strande.

Da ſchreitet es zum Ufer her,
Ein Mann verhüllt und ſchweigend,
Dem Schiffer reicht ein Goldſtück er,
Raſch in den Nachen ſteigend.

O Fährmann, wunderbare Fracht
Macht heut dein Fahrzeug ſchwanken,
Du ruderſt jetzt durch Strom und Nacht
Verbotene Gedanken.

Der Fremde ſtand mit düſterm Blick,
Das Boot ſchlüpft in die Wogen,
Jetzt ſah noch einmal er zurück
Und ſeine Pulſe flogen.

Es blitzt der Schmiede Feuerſchein,
Das Dunkel zu durchdämmern,
Und dumpfe Schläge ſchallen drein,
Als ob ſie Ketten hämmern.

Er ſeufzt und denkt: O Vaterland,
O Land der herben Liebe,
Aus dem ich heimlich nun verſchwand,
Gleich einem ſchlechten Diebe!

O Vaterland, wo ſie nicht Raum
Dem ſchönen Denken geben,
Und vor der Freiheit Frühlingstraum
Wie vor Geſpenſtern beben.

O Land, ich ſeufze noch zurück
Zu deinen ſchönen Borden,
Wo ich an Hoffen und an Glück
So arm, ſo arm geworden.

Erbärmlich Loos, ſo heimatlos
Den Fluch der Fremde tragen,
Weil in der Bruſt das Herz zu groß
Für Sklaverei geſchlagen! —

Noch blitzt der Schmiede Feuerſchein
Daher mit ſchwachem Dämmern,
Und dumpfe Schläge pochen drein,
Als ob ſie Ketten hämmern.

Dem fremden Ufer naht die Fähr
Hingleitend um die Bänke;
Sie halten still, da lärmt es her
Aus der gefüllten Schenke.

Viel Männer sind da jung und alt,
Man sieht es durch die Scheiben,
Die singen, daß es laut erschallt,
Der Fremde lauscht dem Treiben.

„Ja morgen nach Columbia,
Fort fort aus diesem Lande,
Wo Fesseln nur und Hunger da,
Zur Freiheit aus der Schande!“

Der Fremde hörts und still und schwer
Rollt eine Thrän' ihm nieder:
So finster ist die Nacht ringsher,
So schaurig diese Lieder.

Von drüben blickt der Schmiede Licht
Mit mattem sanften Dämmern,
Die dumpfen Schläge hört er nicht
Und nicht mehr Ketten hämmern.

Salomos Ring.

Als der weiſe König Salomo geſtorben war,
Lebte noch der Zauber, der durch ihn erworben war,
Kräftig feſtgebannet an den heilgen Siegelring,
Der an ſeinem Finger als ein Geiſterzügel hing.

Aber die Geſpenſter, die ihm dienend unterthan,
Da die Königsſonne ſinken ſie bergunter ſahn,
Griffen, ſelbſt zu herrſchen, aus der ewig dunkeln Nacht
Kühn und frech vermeſſen nach des Rings Karfunkelpracht.

Da krachte das hohe Gebäude
Der fürſtlichen Weisheit zuſammen,
Die luſtigen Strahlen der Freude
Beſchienen den Jammer als Flammen;
Was ehmals der Gnade entblühte,
Jetzt muß es der Bosheit entſtammen,
Und jegliche Stimme der Güte,
Sie wurde zum ſtillen Verdammen.

Tief ſeufzte das Volk und es blickte
Auf ſeines Beherrſchers Paläſte,
Der niemals die Seinigen drückte,
Der Weiſe, der Größte, der Beſte:

Wie kommt es, daß er ſo entſetzlich
Jetzt quälen ſie ließe und preßte;
Doch oben da klang es ergetzlich,
Als gäb es nur ewige Feſte.

Und den todten König künſtlich hat der Böſen Schaar
Aufgerichtet, als ob er ein lebend Weſen war;
Auf dem Thron die Leiche haben feſt ſie unterſtützt,
Daß der Zepter ſtrahlend auf das Volk herunterblitzt.

Vierzig Tage ſtohn ſeit man das Volk geblendet hat,
Als indeß der Holzwurm auch ſein Werk vollendet hat,
Abgenagt den Stab hat, der die morſchen Glieder hält,
Und des Königs Leiche nun auf einmal niederfällt.

Da ſtürmet in wüthenden Wogen
Das Volk zum Palaſt aus den Gaſſen,
Die Frevler, die frech es betrogen,
Mit rächendem Arme zu faſſen.
Sie dringen hinein und erbeben,
Die Muthigſten ſelber erblaſſen,
Die böſen Geſpenſter erheben
Zum Kampf ſich in drohenden Maſſen.

Doch wurde das Volk bald zum Rieſen;
Der Leiden gedenkend in Schnelle,
Verdrängt es mit wildem Umſchließen
Die feindlichen Geiſter zur Hölle.
Den Ring aber, welchen im Wüthen
Verloren die Schaar an der Schwelle,
Ein künftiges Leid zu verhüten,
Verſenken ſie raſch in die Welle.

„Sei gewiß, daß, wenn du gut und wahr und weiſe biſt,
Sonnen mit dem Ring der Lieb du aus dem Kreiſe ziehſt.
Wehe, wenn der Zauber je zu Theil den Böſen war!“
Dieß der Spruch der auf des Ringes Stein zu leſen war. —

Dieſes Märchen kommt von Oſten her den weiten Pfad;
Doch was der Geſpenſter Herrſchen zu bedeuten hat,
Und wohin die Inſchrift auf dem Königsſiegel zielt:
Nimm es, Welt, als Räthſel, beſſer noch als Spiegelbild.

Viertes Buch.

Dichter.

Anregung.

Manchem ſollt ich Antwort geben,
Was zum Liede mich bewegt?
Ob es werde durch das Leben
Oder tiefer angeregt?

Ja, wer das mit Worten ſagte,
Dieß Woher und dieß Warum!
Wenn ich je mich drum befragte,
Blieb ich vor mir ſelber ſtumm.

Oft des Abends, wie mirs üblich
Wenn ich ſinne ſtill allein,
Ueberraſcht es mich gar lieblich
Auf dem trauten Kämmerlein.

Meine Sorgen, ſie verringern,
Meine Leiden ſchwinden dann,
Rührt es mit den Roſenfingern
Meiner Seele Saiten an.

Wenn ich oft am Morgen flüchte
In die freie ſchöne Welt,
Fühl ich wie vom Wunderlichte
Meinen Buſen raſch erhellt.

Thränen kommen, Worte ſtocken,
Alles um mich her verſchwimmt,
Bis des Herzens Silberglocken
Sich zum Liede ſanft geſtimmt.

Oftmals wenn ich ſo am Tage
Dieſen ſah und Jene ſprach,
Rufts mit einem Zauberſchlage
Plötzlich meine Seele wach.

Was ſo plötzlich mich beglückte,
Wie es kam und wo und wann?
Seltſam, daß ich, der entzückte,
Nie mir das erklären kann.

Wie ein Kind mit Roſenwangen
Und mit ſüßem Liebeskuß,
Das ich glühend heiß umfangen
Und für ewig lieben muß:

Alſo kommt es mir entgegen
Und verſchwindet räthſelvoll,
Daß mir dieſer Liebesſegen
Ein Geheimniß bleiben ſoll.

Die Boten.

Der Dichter weilet ſtill daheim,
Er ſchickt als Boten Lied und Reim,
Die ziehen fort ins weite Land;
Er aber, der ſie ausgeſandt,
Er ſitzt zu Haus und ſinnt und zagt:
Was wohl die Welt von ihnen ſagt?

Die Boten aber wandern fort,
Sie fliegen ſchnell nach Süd und Nord
In eigenthümlich bunter Tracht,
Von mannigfaltger Kraft und Macht,
Von Einem Herzen, reichgeſchmückt,
An tauſend Herzen ausgeſchickt.

Hier pocht der Ein' an ein Gemüth,
Worin ein Liebeleben blüht:
„Thu auf den Roſenkelch, o Herz,
Ich bin beſchieden, deinen Schmerz
Dir zu enträthſeln klar und rein,
Und Dolmetſch deiner Luſt zu ſein.“

Ein Andrer tritt zum frohen Mahl,
Er ſieht den reichgeſchmückten Saal:

„Gebt mir auch einen Becher Wein,
Weiß ich doch fröhlich auch zu ſein:
Mein Liederfüllhorn ſchütt ich aus,
Und Liederduft erfüllt das Haus!“

Ein Dritter naht dem trüben Mann,
Auf dem der Leiden ſchwerer Bann:
„Mich ſendet Einer, der dir gleich,
Der ſo wie du an Schmerzen reich;
Die Leidenden verſtehn ſich ſchnell:
Schlag ein, du trauriger Geſell!“

So ziehn ſie Alle her und hin,
Sie ſuchen Herz, ſie ſuchen Sinn;
Ein Jeder iſt ein Ton der Luſt,
Das Echo einer reichen Bruſt,
Ein treuer Spiegel, der dem Geiſt
Den Abglanz der Empfindung weiſt.

Der Dichter aber weilt daheim,
Als Boten ſandt er Lied und Reim,
Die zogen fort ins weite Land;
Er aber, der ſie ausgeſandt,
Er ſitzt zu Haus und ſinnt und zagt:
Was wohl die Welt von ihnen ſagt?

Dichten.

Die ihr prüfet, was wir dichten,
Seht vorerſt in eure Bruſt,
Um euch früher ſelbſt zu richten,
Eure Qual und eure Luſt;
Ueberblickt die feinen Fäden,
Die das arme Herz umreihn,
Und dann dächt ich, fiele Jedem
Mitgefühl und Milde ein.

Legt die Schmerzen eures Lebens
Auf die Wage des Gefühls,
Jeden Mißgriff eures Strebens,
Jede Niete eures Spiels,
All die Stunden, die der Kummer
Euch mit ſtillem Hohn geraubt,
All die Nächte, da der Schlummer
Floh das qualenmüde Haupt.

Dann ermeßt die Seligkeiten,
Die das Glück euch zugedacht!
Alle die Vergangenheiten,
Die euch reizend angelacht,

Jede Lieb, der ihr begegnet,
Jede That, die euch erhob,
Jeden Blick, der euch gesegnet,
Jedes wohlverdiente Lob.

Was an euch vorbeigegangen
Ist ein Leben reich und bunt,
Und doch niemals noch entklangen
Lieder eurem stummen Mund; —
Aber reicher ist das Leben
Einer vollen Dichterbrust,
Weil es Lieder ihr gegeben
Und Gesang für Leid und Lust.

Ihm hat Alles Glanz und Tiefe
Schöner wird der Schmerz durch ihn,
Und des Lebens Hieroglyphe,
Wie entdeutet er sie kühn!
Wie er Kunst und Leben fühlte,
Was er liebte und was nicht,
Was er in der Welt erzielte,
Alles sagt euch sein Gedicht.

Das Gedicht ist eine Blume:
Reißt ihr sie aus ihrem Beet,
Aus dem Lebensheiligthume,
Wo sie knospet, blüht und steht,
So verliert sie ihre Farbe,
Hauchet aus den süßen Duft,
Und die samenreiche Narbe,
Sie verwelkt in fremder Luft.

Das Gedicht iſt wie ein Spiegel:
Rein und treulich iſt das Glas;
Aber überweht vom Flügel
Trüben Odems wird er blaß;
Die Geſtalten alle fließen
In einander ohne Halt,
Und die eignen Züge grüßen
Euch wie fremde trüb und kalt.

Aber wenn die Lieder leiſen
Nachklang fanden im Gemüth,
Wenn, ſtatt Fehler nachzuweiſen,
Ihr für ihren Sinn erglüht,
Wenn ihr freundlich, ſtrenge Richter,
Sie empfangt als Freundesgruß,
Ei, wie glücklich da der Dichter
In der Seele werden muß.

In der Seele! denn entflammet
Wird ſie ſo zu neuem Klang,
Solchem ſchönen Drang entſtammet
Bald ein zweiter, dritter Sang.
Wir ergründen und wir finden —
Ach, ich weiß es ſelbſt nicht was?
Doch es iſt ein ſüß Empfinden
Und ein ſtiller Jubel das!

Stufengang.

Wenn der Jüngling geht ans Dichten,
Iſt das Herz ihm übervoll,
Und er weiß nicht, was berichten,
Was er von ſich ſagen ſoll?

In ſich ſelbſt iſt er verſunken,
Fremd iſt ihm die Außenwelt,
Und von ſich ſingt er nun trunken,
Was ihn ſchmerzt und ihm gefällt.

Doch das eigne junge Leben
Iſt zu arm an That und Kraft,
Drum muß Poeſie verweben
Dem Gefühl die Leidenſchaft.

Seiner Seele Kraftgebilde
Hüllt ein Trauerſchleier ein,
Immer muß die Qual die wilde
Und die Pein zu Handen ſein.

Seiner Dichtung Luſtgeſtalten
Fließen nächtig grau in grau,
Ohne klar ſich zu entfalten
In ein wolkenloſes Blau.

Unter Schlacken fließt der Goldquell,
Aendern kann es nur die Zeit,
Die die Edelerze goldhell
Endlich allen Schlamms befreit.

In die zweite Periode
Tritt der Jüngling nun mit Luſt,
Wo der Liebe kühne Ode
Neu beſeligt ſeine Bruſt.

Seiner Liebe engverwachſen
Iſt das All, und Welt und Zeit
Drehn ſich um die Zauberachſen
Seiner Liebesſeligkeit.

Was an Schmerz zurückgeblieben,
Wird der Liebe jetzt vereint,
Weil von Allen, die da lieben,
Jeder manchmal heimlich weint.

Aber Lieder und Gedanken
Sind beſtimmter ſchon und klar,
Denn nun iſt kein irres Wanken
Und das Ziel ſchon offenbar.

Nur noch eine Umgeſtaltung,
Daß es überall werde Licht,
Und dem Bilde fehlt die Haltung,
Leben dem Gedichte nicht.

Da durchzuckt mit tauſend Stralen
Die Natur ihn und das All,
Und es bricht zu tauſendmalen
Dieſes Licht ſein Herzkriſtall.

Ueberall iſt nun andre Farbe,
Alles hat den rechten Schein,
Und ſogar die Wundennarbe
Muß zum edlen Schmuck ſich weihn.

Die begeiſternden Ideeen,
Die der Schooß der Schöpfung trägt,
Läßt er blühend auferſtehen,
Durch die Hoheit angeregt.

Alles Halbe wird vollendet,
Den Gebilden kommt die Ruh,
Alles was er ſtrebet, wendet
Sich der Lebensſonne zu.

Der nur wird ein Dichter eben,
Dem Natur ſich zugeneigt,
Weil der Poeſie das Leben
Erſt die wahre Größe zeigt.

Die Erſcheinung.

Nachts zur Stunde der Geſpenſter
In dem kleinen Kämmerlein
Pocht es leiſe an das Fenſter,
Und erfüllts mit hellem Schein.

Einſam ſitzt der ſtille Dichter,
Denkt und ſchreibt und ſinnt und ſtreicht:
Sieh, da wird es plötzlich lichter,
Und der Lampenſchein erbleicht.

Roſenwolkig hergetragen
Steht vor ihm ein Zauberbild,
Eine Göttin, wie in Sagen
Schöner Vorzeit, hoch und mild.

Lorbeerkronen um die Stirne,
Eine Lyra in der Hand,
Doch den Mund, als ob ſie zürne,
Hält ein ſtrenger Ernſt umſpannt.

„Frommer Sohn," ſo ſpricht die Hehre,
„Wend empor den Blick zu mir:
Eine trübe gute Lehre
Bring ich vom Parnaſſe dir.

„Armer Dulder, deſſen Seele
Mit den heißen Gluten ringt,
Der die glänzendſten Juwele
Aus dem Herzensſchachte bringt;

„Der du mit dem kühn Errungnen
Eine kalte Welt bedenkſt,
Der du mit dem ſchön Gelungnen
Eine flache Zeit beſchenkſt:

„Gieb es auf dein edles Streben,
Wandle ſchweigend deine Bahn, —
Wer verſtummt in ſolchem Leben,
Der allein hat Recht gethan.

„An den tauſend Nationen
Zieh ich wirkend ſtill vorbei,
Und ich flechte Dichterkronen
Um die Schläfe mancherlei.

„Soll ich all die Sängerkränze
Nennen, die in alter Zeit,
Die im ſchönen Dichterlenze
Um die Stirnen ich gereiht?

„Von der Wiege des Homeros
Bis zu Taſſos frühem Grab,
Was ich jedem Liederheros
Für verdiente Preiſe gab?

„Deutſchland nur hat mich verwieſen,
Andern Völkern wars geneigt,
Doch gehorſam hat gleich dieſen
Niemals es ſich mir gezeigt.

„Zeiten ſind vorbeigezogen,
Wo es Götzen ſich erbaut,
Die mein Auge nie gewogen,
Nie mit Lächeln hat geſchaut.

„Doch noch öfter kamen Zeiten,
Wo ich offen ward verhöhnt,
Wo ſie jenes Haupt entweihten,
Das ich ſelbſt mit Ruhm gekrönt.

„Was ſie ſchön vollendet trafen,
Zerrten ſie in Staub hinab,
Oder ſpurlos gings zum Hafen
Zweifelhafter Zukunft ab. —

„Schweige, wie die andern Söhne,
Die mir lieb geworden ſind:
Oder willſt du deine Töne
Ferner hauchen in den Wind?

„Oder willſt du deinem Leben
Jetzt verdingen mich als Magd?
Nie wird dir die Muſe geben,
Was dein Glück dir hat verſagt.

„Jagſt du nach des Ruhmes Wolke?
Willſt du mir dein Streben weihn?
Und ein Räthſel deinem Volke,
Gar für toll gehalten ſein?

„Ja vielleicht du überſchatteſt
So mit einem Lorbeerbaum
Deinen Hügel: und doch hatteſt
Lebend du zu leben kaum!

„Schweige! widme deine Gabe
Einer andern, reichern Kunſt,
Und im Herzen nur erlabe
Dich an meiner vollen Gunſt.

„Lebewohl im Weltgewimmel:
Wenn beſchloſſen du den Lauf,
Nimmt in ihren ewgen Himmel
Dich die treue Muſe auf!“

Schnell verſchwunden war die Milde,
Die ſo tiefbewegend ſprach,
Und der Dichter ſah dem Bilde
Durch das düſtre Dunkel nach.

Die Großmutter.

Unter ihnen, die zum Frieden
Jener Welt hinüberſchieden,
Die ich lang und ſtill beweine,
Wandelt auch die gute Eine;
Mutter der, die mich geboren,
Hatte mich ſie auserkoren,
Ihrer Liebe reichen Segen
Auf mein junges Haupt zu legen.

Freundlich ſah ſie auf mich nieder,
Lief ich fröhlich hin und wieder;
Spiele trieb ich, leichte, loſe,
Lehnt ich ſtill an ihrem Schooße, —
Und nur dann ward ſie verdroſſen,
Wenn ich ſtatt der Kinderpoſſen,
Hingeſtreckt auf weichen Tüchern,
Blättert in den alten Büchern.

„Laß mir," ſprach ſie, „Kind, die Sachen,
Die dich doch nicht klüger machen;
Reime ſind es, glatte, feine,
Kleiner, du verſtehſt noch keine!

Mögst du niemals sie verstehen;
Denn aus diesen Liedern wehen
Töne, die Empfindung lügen
Und ein Herz gar leicht betrügen."

Ihr Gebetbuch dann mit Sinnen
Nahm sie meist zur Hand, und drinnen
Lag ein Blättchen, fast zerrieben,
Kurze Zeilen, schön geschrieben.
Sah sie nach dem Blatt im Buche,
Griff sie bald auch nach dem Tuche,
Ob der Thräne, die vom blauen
Auge wollte niederthauen.

Nimmer wußt ich was sie meinte,
Wenn ich damals mit ihr weinte;
Und als längst die milde Gute
Schon im ewgen Frieden ruhte,
Als ich selber zum Gesange
Folgte unbewußtem Drange,
Da gedacht ich ihrer wieder
Und der Thräne und der Lieder.

Muse mit der Rosenwange,
Die mich aufrief zum Gesange,
Sinke nieder an dem Grabe,
Dran ich oft geweinet habe;
Still gelobe an dem Hügel,
Nie zu leihen deine Flügel
Tönen, die Empfindung lügen
Und ein Herz gar leicht betrügen.

Thränen, falſchem Sinn vergoſſen,
Sind des Fluches Schmerzgenoſſen,
Thränen, die man gutem weihte,
Sind des höchſten Glücks Geleite:
Kann mein Dichten und mein Sinnen
Solche mir dereinſt gewinnen,
Wird Ihr Geiſt mich liebend ſegnen
Und mir freundlich dort begegnen.

An der Wiege.

In der Wiege liegt der Knabe,
Wie ein ſtilles Engelsbild,
Und des Schlummers ſüße Labe
Hüllt ſein blaues Auge mild.

Sorgſam bei den holden Kleinen
Sitzt die Mutter ſchön und jung,
Und in ihrem Blicke ſcheinen
Thränen und Beſeligung.

Aber in der Ecke ſinnend
Steht der Vater ſtumm und ſtill,
Manches im Gemüth beginnend,
Was er bald vollenden will.

Lieder nach der alten Weiſe
Sie beleben ſeinen Sinn,
Und betrachtend tritt er leiſe
Vor den kleinen Schläfer hin.

„Segenvoller Himmelsfrieden,
Der dein blaues Auge deckt,
Sei er einſt dir auch beſchieden,
Wenn der Lärm der Welt dich weckt.

„Ruh, wie Herzen ſie erzielen,
Die im heißen Lebensſtreit,
Wie in leichten Liebesſpielen,
Ihre Reinheit nie entweiht.

„Frieden, den ein Mann empfunden,
Der ſein rechtes Ziel gewann;
Frieden, den ich nie gefunden,
Und wohl nimmer finden kann.

„Mag der Himmel dir erſetzen
Alles, was er mir geraubt,
Und mit ſeinen beſten Schätzen
Segnen dein unſchuldig Haupt.

„Aber ewig vorenthalten
Sei dir, was er mir verlieh,
Dieſes eigene Geſtalten,
Dieſe Glut der Fantaſie;

„Dieſe ſengend heiße Flamme,
Die die Seele mir verzehrt,
Die, gebannt vom Erdendamme,
Nur nach Himmliſchem begehrt.

„Bleibe fern dir dieſes Streben,
Dieſer räthſelhafte Drang,
Fremde Seelen zu erheben,
Was noch Keinem ganz gelang.

„Schwer iſts Seelen ſich gewinnen,
Schwerer noch verſtanden ſein:
Denn die Kunſt impft das Beginnen,
Doch nicht die Vollendung ein.

„Herr, der mir du zu vererben
Dieſe Qual beſchloſſen haſt,
Wolle nicht mein Kind verderben
Durch ſo ſehnſuchtſchwere Laſt!

„Laß Ein Opfer dir genügen,
Das ſich auserkor dein Blick:
Lächle dieſen Unſchuldzügen
Gnadenvoll ein beſſres Glück!“ —

Als das Wort verklang, erwachte
Leis der Knab aus ſeinem Schlaf,
Und ſein heitres Auge lachte
Fröhlich Beiden, die es traf.

Und die Mutter — ſorgſam ſchwinget
Sie das Kind auf ihren Schoos,
Und aus ihrem Auge ringet
Sich die heiße Thräne los.

Die Tadler.

Menſchen mußt ich oft begegnen,
Die das Dichterſtreben tadeln,
Die ſtatt dieſen Drang zu ſegnen,
Ihn durch bittres Wort entadeln;
Und es ſtörte mir den Frieden
Und verbitterte die Seele,
Sah ich, wie die Welt hienieden
Edle um den Kranz beſtehle.

Nein! ſie können es nicht wiſſen,
Was ſie Jenen, die da dichten,
Statt vom Munde wegzuküſſen,
Durch ſo herben Spott vernichten!
Nein! ſie können es nicht glauben,
Daß ſie durch ſo harte Reden
Herzen das Vertrauen rauben
Und den Seelenwerth befehden.

Nein! die Welt iſt nicht ſo ſündig,
Edlem Werk ſich zu verſagen,
Längſt ſind alle Herzen mündig,
Um entgegen ihm zu ſchlagen;

Wolken ſind es und nichts weiter,
Die nur leicht vorüberſchauern,
Und iſt erſt der Himmel heiter,
Wird zur Doppelluſt das Trauern.

Mitleid wohnt in allen Kreiſen,
Mitgefühl in jeder Seele:
Wollt ihr ab den Bettler weiſen,
Daß er ſich im Jammer quäle? —
Ach, wie Bettler ſind die Dichter,
Die um Herzen zu euch flehen,
Und mit kaltem Wort der Richter
Statt mit dieſen weitergehen.

Aber gebt, was ſein Verlangen,
Ihr dem ſtillen Muſenſohne,
Fließt von euren milden Wangen
Eine Thräne ihm zum Lohne:
Dann kann der beglückte länger
Nicht die Freude an ſich halten,
Und ihr ſeht den armen Sänger
Sich gar herrlich umgeſtalten.

Plötzlich ſteht er da als König,
Strahlen, Blumen, Düfte, Sterne
Sind ihm alle unterthänig
Und gehorchen ihm ſo gerne;
Seinen Königsmantel kränzet
Milder Perlen reiche Menge,
Und auf ſeinem Scheitel glänzet
Hell die Krone der Geſänge.

Kampf.

So in dem Menſchenleben
Wie in der Künſte Reich
Tritt oft das böſe Streben
Frechſtirnig unter euch:
Das ſei die eigne Reinheit,
Die wappne Jeden feſt,
Daß er von der Gemeinheit
Sich nicht bewältgen läßt.

Es geht mit regem Haſſe
Das Böſe durch das Land,
Es zieht die Erdenſtraße
Und bringt zum Wolkenrand;
Es ſtörte ſelbſt den Frieden
Im hohen Götterſitz
Und zwang dem Uraniden
In ſeine Hand den Blitz.

Drum gilt es feſt zu bleiben
Durch edlen Sinn und Kraft,
Wenn ſich das wilde Treiben
Euch kühn entgegen rafft;

Es wird euch frech verlachen,
Wenn ihrs verachtend bannt,
Und wird zum stolzen Drachen,
Wenn es euch übermannt.

Und dünkt ihr zum Gefechte
Zu edel euch und hoch,
So beuget doch das Schlechte
In sein verdientes Joch;
Nicht kämpfet, nur vernichtet
Durch eures Werthes Glanz,
Bis es sich fortgeflüchtet,
Bis er verschwunden ganz.

Rein muß der Himmel werden,
Die Sonne strahle licht:
Es wallt die Kunst auf Erden,
Verkannt zu werden nicht;
Sie hat im reinen Tempel
Als Priester euch bestellt,
So steht ihr als Exempel
Vor einer ganzen Welt.

Durch euch muß es begonnen,
Was frommen sollte, sein,
Durch eure That gewonnen,
Was edel soll gedeihn; —
Was hilft es denn zu sagen:
Mein Reich versank in Nichts!
Der feige mags beklagen,
Der brave Mann verfichts.

Liederſpiel.

Nicht ſollt ihr dem Dichter zürnen,
Wenn ſein Lied nur loſes Spiel;
Glättet eure krauſen Stirnen,
Aus Geringem wird oft Viel.
Hält uns denn der Ernſt nur munter?
Manchmal wird das Leben bunter,
Und im leichten Spiel mitunter
Kommt man auch ans gute Ziel.

Hört ihr doch die Bäche rauſchen,
Liſpelnd zieht die Flut vorbei,
Ihren Tönen ſtill zu lauſchen
Giebt Vergnügen mancherlei
Können wir es denn ergründen
Was die Wellen uns verkünden?
Aber ſtill zu denken finden
Wir ſo Manches doch dabei.

Ruhig geht ihr ſelber ſchlafen,
Erſt in trübem Ernſte wach,
Landet ihr im Schlummerhafen
Unter goldner Träume Dach;

Räthſelhafte Zauber ſteigen
Auf vor euch im bunten Reigen,
Und ihr denkt am Tag mit Schweigen
Eurer Träume Spielen nach.

Horchtet ihr dem ſchönen Schwane,
Der, geküßt vom Wogenmund,
Auf der Wellen Perlenplane
Durch Geſang euch wurde kund?
Singend ſchied er aus dem Leben:
Aber dieſe Töne eben,
Die wie Spiele euch umſchweben,
Haben ſchauderhaften Grund.

Auch die Dichter, ſie vermählen
Oft dem leichtbewegten Klang
Jenen tiefen Drang der Seelen,
Der für das Erhabne rang.
Darum nicht die Außenſeite,
Die oft nur ein Zufall weihte,
Sei es, die euch je verleite
Zu verkennen den Geſang.

Das Geheimniß zu erſpähen
Iſt ſo leicht für Freundesbruſt:
Nach dem Kerne muß ſie ſehen,
Der ihr ſelber wohl bewußt;
Und nach loſem Spiel und Necken
Plötzlich hinter Blüthenhecken
Die Geliebte zu entdecken,
Iſt wohl eine Götterluſt!

Gleichniſſe.

Es gleichen die Gedanken
Dem Adler in den Lüften,
Der zu den Sonnenſchranken
Aufſteigt aus dunklen Klüften.

Und ſie die pfeilgeſchwinden,
Sie fliegen gleicherweiſe,
Bis ſie ans Ziel ſich finden
Im weiten Lebenskreiſe.

Gefühle aber gleichen
Des Oceans Delphinen,
Die in den Wellenreichen
Spielend dem Schiff erſchienen.

So in der Seele Tiefen
Ruhn die Gefühle ſchweigend,
Nur wenn ſie Zauber riefen,
Ans Licht der Sonne ſteigend.

Doch ärmlich ſind, die ſchwanken
Und die im Thun und Dichten
Gefühle und Gedanken
Bemüht ſind abzuſichten.

Gefühle und Gedanken,
Sie ſollen ſich vereinen,
Und wie zwei Epheuranken
Ans Herz gewachſen ſcheinen.

Das Herz, es iſt der Boden,
Drin beide Wurzel faſſen,
Und dem ſie Gottes Odem
Hat ſtill entkeimen laſſen.

Der Reim.

Ein wunderbares Bild,
Das ſich dem Wachen zeigte,
Und auch im Traume mild
Zu ihm ſich niederneigte;

Ein ſüßer Sehnſuchtslaut,
Der in das Meer geſchwommen,
Und mit der holden Braut,
Der Antwort, heimgekommen;

Ein Ton, der leiſ verklingt,
Und den im letzten Schwinden
Das Echo wiederbringt
Aus weiten Berggewinden:

Das iſt der Reim, der Schluß
Und Giebel des Gedichtes,
Der Muſe zarter Gruß
Und Strahl des Liederlichtes.

Ein Zauberfaden, weiß
Er ſchön ſich zu verſchlingen,
Und fernem Enkelkreis
Dein Wort zu überbringen.

An ſeinem Silberdraht
Soll bis zu ſpäten Zeiten
Gedanke, Wort und That
Elektriſch weitergleiten.

Wie goldner Blüthenkeim,
Von grünem Blatt umgeben,
Mag friſch und froh der Reim
Auf deutſchem Liede ſchweben.

Deutſche Muſe.

O deutſche Dichtkunſt, die du zu deinem Glanz
Italien entnommen den Lorbeerkranz,
Und ihn mit Eichenlaub durchſchlungen
Deinen Geweihten, die ihn errungen, —

Wie meiſterſt du kühn das gebundne Wort!
Bald brauſt dirs mächtig über die Lippe fort,
Bald flüſtert Zauber es, geheime,
Bei dem melodiſchen Klang der Reime.

Ja, eingeborner dir und geliebter Sohn,
Das iſt der Reim, der wie ein Entzückenston
Auf deiner heilgen Lippe ſchwebet,
Wie aus dem Grün ſich die Roſe hebet.

Durch holden Einklang feiert er den Triumph
In Wort und Bildern; ſelbſt dem Gigantenrumpf
Antiker Rhythmen leiht der ſüße
Seine geflügelten Hermesfüße. —

Dein Zaubergürtel iſt es, der Alles ſchmückt:
Als Diadem bald, Herrlichem aufgedrückt,
Als Kranz, an Gräber ſtill gebunden,
Oder um Blumen als Band gewunden.

Was der Hellene kühn und begeistert sang,
Was in Italiens lieblichen Tönen klang,
Des Orients reiche Liederspenden
Sammelst du auf mit geweihten Händen.

Und reihst dem eignen Schatze die Schätze an;
Zum Demant werden Perlen und Gold gethan,
Das giebt die Krone, die dich kränzte,
Wie keine schönere je noch glänzte.

So leuchtest Göttin, du vom erhabnen Sitz,
In einer Hand für niedres Gezücht den Blitz,
In andrer reiche Lorbeerkronen,
Würdigen würdig ihr Amt zu lohnen.

O lohne fürder die du als treu erkannt,
Schmück ihre Stirnen reich mit der Segenshand;
Doch auch mit deinem Blitze wettre,
Daß er die Stümper zu Boden schmettre!

Der Spiegel.

Was er in ſeiner tiefen Seele trägt,
Was er mit voller Liebe treulich hegt,
Der Dichter ſprichts im Lied und Bilde aus,
Und ſchickt es in die weite Welt hinaus.

Er iſt der Eine, aber ſie ein Meer,
Ein unermeßnes reiches Tropfenheer,
Drin jeder Tropfen, ſei er noch ſo klein,
Ein Leben ſchließt und eine Seele ein.

Und jede Seele iſt wie ein Criſtall,
Worin Natur mit ihren Reizen all,
Worin die Erde und das ewge Licht
In des Gefühles Strahlenreif ſich bricht.

Für Alle glänzt derſelbe große Schatz,
Und Jeder hat ihn zu erringen Platz,
Und Jeder faßt ihn eigenthümlich an,
Daß er ſich des erworbnen rühmen kann.

So dämmert durch den geiſtigen Verkauf
Ein Morgen von Gefühlen leuchtend auf:
Jedwedes Herz erſiegt ein kleines Feld,
Zuſammen giebts dann eine ganze Welt.

Und armer Dichter du, der eine du,
Kommſt mit der kleinen Gabe nun hinzu:
Du bieteſt eine Blume, wo ein Reich
Von Zaubergärten du erblickſt zugleich.

Und was du bringſt, das haſt du faſt entweiht
Durch Zeichen deiner Eigenthümlichkeit;
Für Tauſend reichſt du einen Spiegel hin,
Und in dem einen iſt dein Bild ſchon drein.

Dein Jugendquell, woran du froh geruht,
Er hat das Glas benetzt mit ſeiner Fluth;
Die blonde Schöne, die du heiß geliebt,
Sie hat mit ihrem Odem es getrübt;

Die Roſe, die du ſtill dir zogeſt auf,
Sie ließ ein welkes Blättlein fallen drauf;
Die Thräne, die ſich deinem Aug entſtahl,
Liegt auf dem Spiegel als ein trübes Maal.

Da kommt die Zeit, ein Haufe dichtgeſchaart,
Ob ſie dein Glas als Schmuckgeräth bewahrt,
Ob ſies vergeſſen, oder es zerbricht?
Du bebſt und hoffſt, doch ach — du weißt es nicht!

Die ſieben Muſikanten.

Sieben Muſikanten zogen
In die Stadt mit frohem Spiel,
Aller Blick und Herzen flogen
Jeder an ein liebes Ziel.

Plötzlich blieb der Eine ſtehen:
„Brüder, nehmt jetzt meinen Gruß,
Kann nicht fürder mit euch gehen,
Weil ich zu der Mutter muß.“

Drauf ein Zweiter: „Ihr Gefährten,
Hier auch ſcheide ich ſogleich,
Denn es harrt des rückgekehrten
Hier ſein Liebchen ſchön und reich.“

Und gar bald ſprach auch ein Andrer:
„Braten hat der Wirth und Wein,
Bin ein wegemüder Wandrer,
In der Schenke kehr ich ein.“

Dann der Vierte: „Eitles Singen:
Beſſer iſt des Bäckers Loos,
Geh bei ihm mich zu verdingen,
Und dann leb ich ſorgenlos.“

Drauf der Fünfte: „Ei, geſcheiter
Iſts, ich bleibe ruhig hier,
Zieht ihr meinethalben weiter,
Wer mich braucht, der komme mir.“

Und der Sechste ſprach: „Zu Zweien
Iſt das Reiſen nicht beliebt,
Laſſe mir es hier gedeihen,
Bis es mehr Geſellſchaft giebt!“

Alſo meinten die Genoſſen,
Jeder hielt an einem Haus,
Nur der Letzte unverdroſſen
Sang und ging zum Thor hinaus.

Sieben Muſikanten heiter
Zogen aus nach Glück und Gunſt,
Einer wandert jetzt noch weiter
Als ein treuer Sohn der Kunſt.

Der neue Paris.

Ich träumte einſt vor Jahren
Gar wunderbaren Traum,
Und kannte die Gefahren
Und ſeine Folgen kaum.

Ich ſah drei ſchöne Feeen,
Mit Reiz und Glanz geſchmückt,
Wie keine ich geſehen,
Zu meinem Heil geſchickt.

Geſandt mich zu beglücken,
Und harrend meiner Wahl,
Drei Feen, die zum Entzücken
Umwandeln jede Qual.

Mit reichem Edelſteine
Geziert den ſchlanken Leib,
So ſtand vor mir die Eine,
Ein hehres Götterweib.

Sie ſprach: „Ich will dich ſegnen
Mit Schätzen ohne Zahl,
Und jedem Wunſch begegnen,
Wenn mich trifft deine Wahl.

„Mit Ehren und Juwelen
Bekrön ich dein Geſchick:
Ich will es nicht verhehlen,
Sie nennen mich — das Glück.“

Mit Augen feuerglühend,
Im Haupte Roſenzier,
So ſtand die Zweite blühend,
Und ſprach mit Huld zu mir:

„Werd ich von dir erkieſen,
So juble ſelig auf,
Zu Himmelsparadieſen
Wird dann dein Erdenlauf.

„Was je dein Herz entzünden,
Was freun kann deinen Sinn,
Du ſollſt in mir es finden,
Weil ich — die Liebe bin.“

Die Dritte, ſtill beſcheiden,
Mit Augen blau und mild,
War ſchöner als die Beiden
Ein frommes Unſchuldsbild.

Goldlockenkränze ſchmückten
Des Nackens Silberſchein,
Die Augen aber blickten
Mir tief ins Herz hinein.

Sie ſprach: „Mein ganzes Habe
Iſt nur ein lichter Traum,
Mit ſeinem Zauberſtabe
Berühr ich Zeit und Raum.

„Doch will ich treu dich lieben,
Und von dir weichen nie,
Nun wähle nach Belieben:
Ich bin — die Poeſie.“

Ich hatte ſie verſtanden,
Die Wahl war mir nicht ſchwer,
Die andern Zwei verſchwanden,
Ich ſah ſie nimmermehr.

Und redlich Wort gehalten
Hat ſie, die ich gewählt,
Und zaubert Lichtgeſtalten,
Die freudig mich beſeelt.

Sieh, Recht und Licht und Freiheit,
Von Poeſie geſchmückt,
Wie hat mich ſolche Dreiheit
Begeiſtert und entzückt!

Wie drängen Feuertriebe
Zu ſolchem Jubelfeſt,
Ob mich auch Glück und Liebe
Der Welt darum verläßt.

Wie adelt ſolches Werben,
Bricht auch das Herz dabei:
Viel beſſer um Edles ſterben
Als leben um Bettelei.

Die Weigerung.

Es floh der Schlummer Harun al Raſchid,
Da kam der Mond ihm zum Beſuch und rieth,
Daß durch des Gartens wunderhelle Pracht
An ſeiner Hand er wandle in der Nacht.

Dem Rath des Gaſtes folgte der Kalif,
Und als er an den Springquell kam, da ſchlief
Die Sklavin, die ihm niemals noch gewährt,
Von ihrer Schönheit vollem Glanz verklärt.

Wie lag ſie da in wunderbarem Reiz,
Der Schleier ließ von ſeinem Tagesgeiz,
Wand ſich von ihrem Antlitz ſanft zurück,
Gab Hals und Buſen frei dem Mondesblick.

Sie ſchlief an eines Blumenbeetes Saum,
Und Blumen ſchienen ſanft in ihren Traum
Gedrängt zu haben ſich im Schlummerlauf:
Mit Küſſen weckte der Kalif ſie auf.

Sie fährt erſchreckt aus ihren Träumerein,
Den Schleier faßt ſie ſchnell und hüllt ſich ein,
Sie blickt um ſich, erbebt und ſieht den Herrn,
Und bleibt vor Angſt, und flöhe doch ſo gern.

„O Herr, gewärtig war ich nicht des Glücks:
Doch gönnſt du mir die Ehre deines Blicks,
So ſeis am Licht des Tags!“ Sie bebt, ſie fleht:
Harun beſinnt ſich, willigt ein und geht.

Doch als am Tag durch Gold und Diamant
An ihr Verſprechen ſie ſein Bote mahnt,
Da ließ ihr Witz antworten ihm geſchwind:
„Am Tag zerrinnt das Wort der Nacht in Wind.“

Halb lächelnd, da noch halb ihn Zorn beſchlich,
Entbot drei Dichter Harun drum zu ſich;
Erzählte, was ihm Nacht und Tag gebracht:
Ein Vers ſei drauf von jeglichem gemacht.

Abu Nowas, der erſte, ſang von Lieb,
Von ihrem Scherz, den ſie mit Herzen trieb,
Wie durch das Wort ſie zu entſchlüpfen ſinnt:
Am Tag zerrinnt das Wort der Nacht in Wind.

Ernſt nahm das Ding der zweite, Rakaſchi:
Vertraun und Gnade nicht verdiene die,
Die durch den Witz ihr Wort zurückgewinnt:
Am Tag zerrinnt das Wort der Nacht in Wind.

Der dritte, Moßab, ſank in Schwärmerein:
Er malt die Nacht und Mondenglanz hinein,
Den Garten, der in ſeine duftge Flut
Zum Abendbade den Kalifen lud.

Dann kam ſein Lied dem hellen Springquell nah,
Und ſtand bezaubert vor der Schönheit da,
Die hingegoſſen in der Gräſer Sammt,
Wie eine Roſe auf dem Buſche flammt.

„Sie lag," ſo ſang er, „da in vollem Reiz,
Der Schleier ließ von ſeinem Tagesgeiz,
Wand ſich von ihrem Antlitz ſanft zurück,
Gab Hals und Buſen frei dem Mondesblick.

„Sie ſchlief an eines Blumenbeetes Saum,
Und Blumen ſchienen ſich in ihren Traum
Gedrängt, durchrankend ihn mit Glanz und Gold,
Drum lächelte ihr Mund ſo ſüß und hold.

„O Unglück, wer von ſolchem Mund erfreut
Ein ſüßes nächtliches Verſprechen heut,
Und morgen nur das Sprüchwort ſich gewinnt:
Am Tag zerrinnt das Wort der Nacht in Wind.

Es ſchweigt der Dichter. Harun winkt nach Gold,
Und ſieh, es zahlt ein reicher Ehrenſold
Abu Nowas und Rakaſchis Gedicht;
Dann wendet er zu Moßab ſich und ſpricht:

„Du aber, den verrathen hat ſein Wort,
Dich führe man von hier zum Tode fort:
Denn wie du deine Worte ſtellſt und paarſt,
Sind Zeugen ſie, daß ſelbſt du Zeuge warſt."

Und Moßab drauf: „O Herr, dein Geiſt ſieht klar,
Wie Dichtern das Geheimſte offenbar,
Und wie Begeiſtrung ſelbſt was man verſchweigt,
In ihrem Spiegel dir wie lebend zeigt.

„O Harun al Raſchid, es weiß dein Geiſt,
Wie daß der Dichter auch ein Seher heißt."
Und Harun al Raſchid, er war der Mann,
Der ſolchem Worte Deutung geben kann.

„Ein wahrer Dichter, das begreift mein Sinn,
Du Moßab, biſts, ſowahr Kalif ich bin!“
Dreidoppelt Gold hat er ihm zugelegt,
Und Fürſt und Dichter ſchieden tiefbewegt.

Gnomen und Xenien.

1.

Liederelemente geben
Soll ich euch, den Laien, kund?
Wie Talente Lieder weben,
Sagen will ichs euch zur Stund.
Erſt die Welt, ſie iſt dem Dichter
Ein unſchätzbar reicher Fund;
Dann das Herz als ſtiller Richter,
Und als ewger Liedergrund;
Dann das Leben, bunten Schwalles
Formet es den Liederbund, —
Und beſiegeln muß das Alles
Der Geliebten weicher Mund.

2.

Wie die Bäume dich erweiſe,
Die mit fruchtbeladnen Zweigen
Aus der Luft blauhellem Kreiſe
Sich zur Erde niederneigen,
Weil des Himmels goldnen Segen
Alſo ſie ſich fühlen eigen,

Daß ſo keiner iſt verwegen,
Stolzen Haupts emporzuſteigen.
Alſo von der Weisheit Schwere
Sollſt du dich beſchämet zeigen,
Und beſcheiden durch die Lehre
Uebe du die Kunſt zu ſchweigen.
Denn wie all die Früchte fallen,
Wenn der Zweig will ſchüttelnd ſteigen,
So muß Weisheit auch misfallen,
Der Beſcheidenheit nicht eigen.

3.

Und wie Bäume ſei zum Zweiten,
Die die goldbeſchwerten Aeſte
Aus in alle Lüfte ſpreiten,
Ladend tauſendfache Gäſte;
Wenn die alle froh und munter
Nun beiſammen ſind zum Feſte,
Schütteln gaſtlich ſie herunter
Wohl der Früchte allerbeſte.
So die Weisheit auch vertheile
Rings an Hütten und Paläſte,
Daß ſie beſſere und heile
Und geſunden Sinn befeſte.
Wenn der Baum die Frucht verſpendet
Bleibt ihm noch der Trieb, das Beſte;
Und wer Weisheit wohl verwendet,
Hat ſie ſtets noch ſelbſt zum Reſte.

4.

Glaubt ihr denn, ihr lieben Herren,
Die der Dichtkunst gar so grollen,
Daß trotz eurem Thun und Sperren
Ewig fort die Sterne rollen;
Daß bei jedem Lenzesschimmer
Blüthen steigen aus den Schollen,
Daß die lieben Vöglein immer
Ihre Melodien uns zollen.
Ach, so reich an schönen Sachen
Ist die Welt, an wundervollen,
Daß sie dich zum Dichter machen,
Wie sie dir ins Herz erschollen.
Doch dieß Herz, das all sein Leben
Hat in Liedern hingequollen,
Wahre sich vor bösem Streben,
Vor der Welt verwirrtem Tollen;
Hüte sich vor der Gemeinheit
Die im Stillen, giftgeschwollen,
Um den Heilgenschein der Reinheit
Gern betrügen will Apollen.
Glaubt, es ist ein streng Gewissen,
Das Poeten haben sollen:
Und auch etwas wissen müssen
Die mit Würde dichten wollen.

5.

Grübeln ohne zu begreifen,
Blühen ohne je zu reifen,
Sammeln um dann zu verscharren,
Iſt ein Tagewerk der Narren. —
Wahres ſuchen und bezwecken,
Unter Laub die Frucht entdecken
Und Errungenes bewahren,
Kluge werden ſo verfahren. —
Denken wohl, noch mehr empfinden,
In der Luſt den Nutzen finden
Und Gewonnenes vergeuden,
Solches ſind der Dichter Freuden. —
Dichterbeiſpiel ſoll man ehren,
Denn gar herrlich iſt Gewähren;
Hüte Gott uns vor den Zagen,
Deren Tagwerk iſt Verſagen.

* * *

Deines Geiſtes Luſtakkord
Iſt das beſte Beifallswort,
Deines Herzens ſtille Regung
Iſt die beſte Ueberlegung.

Deiner Neider giftge Waffen,
Laß ſie dringen auf dich ein:
Perſerpfeile ſolcher Affen
Trüben nicht der Sonne Schein.

Viel iſt Uebung, Ueberlegen
Aber weit noch mehr;
Darum kommt der rechte Segen
Nur vom Denken her.

Fürchte wo zu fürchten iſt,
Liebe wo geliebt du biſt,
Böſen Feind und Guten hold —
Und du thatſt wie du geſollt.

Was dem Haus das Fundament,
Was der Sprache der Accent,
Das iſt für die rechte Dichtung
Die entſchieden feſte Richtung.

Woher Liederklagen ſtammen,
Laſſet Freunde euch belehren:
Weil die Kerzen dann nur flammen,
Wenn ſie ſelber ſich verzehren.

Poeſie gab euch die Fabel
Jeglichem zu eigner Wahl,
Und mit ihrem langen Schnabel
Schrieb Erfahrung die Moral.

Recht, daß man Moral erkennt
Und nach ihrer Würde ehrt,
Doch ein gutes Stück Talent
Iſt wohl etwas mehr noch werth.

Ohne das Talent Moral
Iſt ſo wie ein häßlich Weib,
Dem, an Reizen arm und kahl,
Kein Verſucher kommt an Leib.

Hat dich etwas gar verdroſſen,
Nun ſo bleibe, bleibe ſtumm:
Deine bitterböſen Gloſſen
Wandeln ja das Ding nicht um.

Wo des Enthuſiasmus Wimpel
Wehen, zieht die Kunſt hinein,
Und die Kritikaſtergimpel
Werden ewig kunſtlos ſein.

Willſt du nur auf Füßen ſchleichen,
Kommſt du nie zur Poeſei:
Fliegend mußt du ſie erreichen, —
Füße trage nebenbei.

„Liberal“ iſt keine Fahne,
Die auf jedem Thurme ſteht,
Und gleich einem Wetterhahne
Sich nach Oſt und Weſten dreht.

„Liberal“ das iſt ein Orden,
Freilich unbeliebt geworden,
Weil du ihn nicht auf der Bruſt,
Sondern in ihr tragen mußt.

Neſchebi ſpricht:

Nachtfarbig ward, o Bruder, dieſe Welt,
Zieh um dich zu des Bettes Vorhangszelt;
Von Thränen komm zum ſüßen Schlafe nun,
Um ſchlummernd gütlich dir, wie ich, zu thun.
Und kannſt du bei dem Lärm der Welt, o Sohn,
Den Schlaf nicht finden ohne Märchen-Mohn,
Wohlan Gequälter, komm zu mir herbei,
Ich weiß Geſchichten ſchön und vielerlei:
Ins Herzohr häng die Perlen dir hinein,
Wie ſeltne Frucht vom Paradieſeshain.
Es iſt mein Schreibe-Rohr der Lanze gleich,
Eroberte ſich kühn ein neues Reich,
Ein Reich, dem ich wie einer holden Braut
Allieden Schmuck des Geiſtes angetraut,
Von Sagen einen bunten reichen Schatz,
Gehoben auf der Träume Zauberplatz.

Und wie die Welt zum Märchen ſelber ward,
So hab ich Märchen auch von ihrer Art.
Nicht will die Welt, daß man beſonnen ſpricht,
Und Munterſein verträgt mein Märchen nicht:
Schlaf und Erholung bringt das holde dir,
Drum komm und lauſche meiner Rede hier.

Beliebt von ſolcher Roſe dir der Duft,
Wohlan ſo tritt heran, die Roſe ruft.
Senk dieſe Perlenkörner in dein Ohr,
Sie ſchaffen Träume dir, wie nichts zuvor;
Und bleibſt du wach, ſo bieten ſie Genuß,
Für Traum und Wachen reichen Ueberfluß.

Die Welt iſt Traum, und biſt du ſchnell zur Hand,
Und legſt du an der Wachſamkeit Gewand,
Das Wachen ruft die Sorgen mit zurück, —
Drum ſchlummre friedlich einen Augenblick.
Ich hab den Kamm fürs Lockenhaar der Nacht,
Die Märchen als ein Netz des Schlafs gemacht.
Für eure Freude und für euren Traum
Durchſchritt mein Geiſt den wunderbaren Raum.
So wurden dieſe Perlen mein Gewinn:
Ich reihte ſie, ihr ſucht den tiefern Sinn;
Denn wenn ihr einſt vom Schlaf der Welt erwacht,
Erſcheint auch ſie ein Märchen euch der Nacht.

Sängerwerk.

Es war einmal ein Mann im Land
Durch viele Lieder wohlbekannt,
Die ſchrieb er ein genau und rein,
Daß ſie ſein Denkmal ſollten ſein.

Und als er nah zu ſterben kam,
Sein Liederbuch er mit ſich nahm,
Und ſtieg den höchſten Berg hinan,
Als wollt er jetzt den Sternen nahn.

Dort oben ſtand ein Rieſenbaum,
Und unter ihm ein Felſenraum,
Da legt er hin ſein Liederwerk,
Und ging zu ſterben heim vom Berg.

Und kurz darauf war er nicht mehr;
Da ging der Wind zum Buche her,
Schlug auseinander jedes Blatt,
Und las und las und ward nicht ſatt.

Und tobet graus und flüſtert mild,
Je wie die Lieder ſanft und wild,
Und lispelt froh und ſchreiet laut,
Nachdem er Luſt und Schmerz dort ſchaut.

Und auf dem Baum die Vöglein all,
Der muntre Fink, die Nachtigall,
Die sahen all ins Buch hinein
Und lernten süße Melodein.

Und sangen froh und dichtgeschaart
Gesänge heitrer, trüber Art,
Als sängen sie im Liederbuch
Den süßgeheimen Liebesspruch.

Die Blumen wuchsen rasch empor
Und spannten still ihr Blüthenohr,
Und schärften klug ihr Blüthenaug,
Daß es die Liederweisen saug.

Neugierig schickt der Baum heran
Die Zweige blüthenangethan,
Er hätte gern vom Felsenort
Geraubt den reichen Liederhort.

Und Mond und Sonne sahn hinein
Mit wunderbarem Glanz und Schein,
Wohl selbst ein strahliges Gedicht
Im hellen Paradieseslicht.

Kalt gingen nur der Menschen viel
Vorüber an dem Zauberspiel,
Die schauten nicht ins Buch hinein,
Und schmälten Wind und Sonnenschein.

Fünftes Buch.

Buntes.

Die Erinnerung.

Vor ihrer einſamen Felſenhöhle
Da ſitzt die Altmutter Erinnerung,
Und der kalte ziſchende Herbſtwind
Wirft abgefallne gelbe Blätter
Zu ihren Füßen hin.

Sie aber, die mächtige, zaubergewandte,
Sitzt ſtill und ſinnend und in ſich gekehrt,
Blickt durch den Nebel von Jahren,
Durch den Schleier der Vergangenheiten,
Und zeichnet mit dem leichten
Perlenumglänzten Zauberſtabe
Vor ſich hin Figuren in den Sand;

Und wo ſie ein abgewelktes Blatt
Berührt, da ſchimmert es auf
In ſeiner urſtämmlichen grünenden Jugend,
Und erblaßt und rollt ſich traurig zuſammen,
Wie ein frühbetrognes Herz,
Wenn die Feenruthe vorbeiglitt. —

Altmutter Erinnerung! ich ſtehe da
Vor deiner einſamen Felſenhöhle,
Wo ich ſchon oft ſtand und froh ward;
Auf ſchwinge deinen Zauberzepter!
Laß mich ſchwelgen
In deinen geſpenſtiſchen Reizen!
Mache mich fröhlich
Mit deinem ſchmerzlichen Frohſinn,
Und prophezeie mir, meiſterhaft lügend,
Aus dem verthauten Winter
Deiner vergilbten Seligkeiten
Einen kommenden Lenz!

Alte, du zögerſt?
Verlangſt vielleicht auch du von mir
Den ſündigen Sperrgroſchen,
Wie ich ihn Nachts taumelnd entrichten muß,
Wenn ich mich nach der elegiſchen Ruhe
Meines einſamen Bettes ſehne?
Traun! ich denke, du hätteſt
Genug an mir verdient: — erſtens,
Als du noch jung warſt und mit mir buhlteſt,
Als du am Sonntag dem armen Knaben
Seine erſparten Pfennige
Auf ſchlechten Pfefferkuchen herauslockteſt;

Dann wie ich dein Schwiegerſohn wurde
Und deine eitle Tochter, die Gegenwart, freite:
Da haſt du viel von mir verdient, —
Du haſt die Mitgift des Glücks zurückbehalten,
Haſt obenein mein Brautgeſchenk genommen,
Und deine böſe Tochter koſtet mich viel,
Viel an Geld,
Und noch mehr an Thränen, Seufzern und Reue.

Böſes altes Weib,
Laß ruhn deinen lügenden Bilderkram,
Ruhn deine windigen Spiegelfechtereien!
Ich habe das Leben bedacht,
Nicht das conventionelle im Chapeau claque,
Nicht das finanzielle mit Rothſchildiſchen Looſen;
Nein, ſondern was ein ehrlicher Kerl
So ſein Leben und Streben nennt,
Das hab ich bedacht,
Und lache dein, du alte Betrügerin,
Will nichts mehr von dir wiſſen,
Und nichts von deiner erbärmlichen Tochter.

Alles haſt du mir genommen,
Und deine Enkelin, die Zukunft,
Sie flieht wie eine unreife Daphne,
Wo ich ihr folge, und läßt mir nicht einmal
Den Lorbeer zu meinem Sonntagsbraten.

Am beßten, ich Bettler wandle hinaus
Weit, weit von dir,
Mit zwei guten Piſtolen,

Und ſchieße mir ſelbſt was vor
Von meinem großen Capital im Jenſeits; —
Denn ich bin es müde,
Ewig betrogen zu ſein
Von Mutter-, Tochter und Enkelin,
Von der Zeit, von der Welt und von Gott,
Wie der ewige Schnelläufer Ahasverus,
Der nicht einmal verweilen darf
In der freien Reichsſtadt Frankfurt.

Die Poeſie.

Lieb hab ich ſie all,
Wie ſie da heißen:
Muſik, die Nachtigall,
Mit ihren herrlichen Weiſen,
Mit ihrem klagenden Laut,
Der ſchmelzend niederthaut,
Oder mit ihren Wettern,
Die Herzen können zerſchmettern.

Und die ſtille malende Kunſt,
Geſchaffen, daß ſie entzücke,
Die mit freundlicher Gunſt
Feſthält die Augenblicke,
Und was ſie der Natur
Ablernt auf grüner Flur,
Oder in ſchöner Augen Klarheit,
Bewahrt in treuer Wahrheit.

Und dann das holde Weib,
Das mit kühnem Zwingen
Den allerſchönſten Leib
Dem Stein weiß zu entringen;

Die Mutter Laokoons,
Die den Schmerz ihres Sohns
Und die Schlangen der Qual, die wilden,
In Marmor weiß zu bilden.

Sie, auf deren Wink
Erſtehen Rieſenkoloſſe,
Im weiten Zeitenring
Die kräftige, große,
Die nach Jahrhunderten noch
Trotzt jeglichem Zeitenjoch,
Und mit kräftigem Mahnen
Den Enkel weiſt auf die Ahnen.

Dann mit dem Winkelmaaß
Die ſchöne Nahverwandte,
Die mit dem Zirkel niederſaß
Und kühne Bogen ſpannte,
Und Dome luftig groß
Entzaubert dem Erdenſchooß,
Die rieſig emporgeſtiegen,
Und Wunderwerke vor uns liegen.

Und ſie, die zu heben weiß
Den Geiſt auf ſcharfen Blicken,
Und zu dem Sternenkreis
Aufbauet kühne Brücken;
Die Sonnen und Räume mißt,
Wenn ſie nicht im Keime iſt,
Und wo ſie entſtanden, Wunder
Vom Himmel wahrſagte herunter.

Doch vor Allen lieb
Iſt mir die eine,
Mit dem Flammentrieb,
Die herrliche, reine,
Die Zauberin Poeſie,
Die ſtillverliebte, die
Sich Feenreiche geſtaltet,
Drin ſie als Königin waltet.

Die mit unendlichem Licht
Erfüllt das Menſchenauge,
Damit es das Angeſicht
Der Göttin zu ſehen tauge,
Damit es im Himmelsraum
Erſpähe den Himmelsbaum,
Aus deſſen goldenen Zweigen
Segen und Luſt herniederſteigen.

Sie, die Prometheus gleich
Den Sonnenfunken entwandte,
Wodurch ſie das Reich
Des Menſchenherzens entbrannte,
Auf daß es auflodere hell,
Das Höchſte fodere ſchnell,
Und mit reinen Liebesflammen
Schlage um ihr Bild zuſammen.

Die ſelbſt ein Wunderbaum,
Daran viel tauſend Aeſte,
In deſſen frohem Raum
Viel liebe Sängergäſte

An deſſen grünen rauſchenden
Gezweigen alle Lauſchenden,
Wie Abſalon, bleiben gefangen
Mit dem Haar der Gedanken hangen.

Ihr geflügeltes Wort
Erklingt als ſüße Kunde,
Wandelt von Ort zu Ort
Und von Mund zu Munde:
Jahrhunderte klingen es nach,
Und Enkel ſingen es nach
Im Süden und im Norden
Zu kräftigen Akkorden.

Und die Erde iſt Poeſie,
Und Poeſie iſt der Himmel,
Mit all ihrem Schönen die
Und ihrem frohen Gewimmel,
Der mit ſeiner Unendlichkeit
Und reinen Verſtändlichkeit,
Mit ſeiner ewigen Wahrheit
Und ſeligen Klarheit.

Ihr Odem weht überall,
So in Kieſen und Erzen,
Wie im Liede der Nachtigall
Und in klopfenden Herzen;
Sie eint den Sternenglanz
Mit der Blumen fernem Kranz,
Und treibt den Gedanken
Hinaus in unendliche Schranken.

So walten und geſtalten
Sich ihre Wunderwerke,
Und halten und entfalten
Den Himmel mit Kraft und Stärke;
Blühn in der Blume auf,
Thun ſich im Heiligthume auf,
Und entkeimen und entſproſſen
Allem Schönen und Großen.

Wo aber das Geringe ſich
Entwickelt in Kleinheit,
Oder niedere Dinge ſich
Zeigen in Gemeinheit,
Verklingt ihr ſüßer Hall,
Und wird zum Donnerſchall,
Drin ſich ihr Zorn entledigt
Und ewige Strafe predigt.

Denn eine Glut iſt Poeſie,
Die verzehret und ſich erweitert:
Metall begehret ſie,
Damit es werde geläutert;
Doch naht ihr niedres Holz,
So bäumt ſie auf in Stolz,
Und nagt mit zürnenden Flammen
Es bald in Nichts zuſammen.

Ein Schuß.

1.

Der Himmel liegt in Abendruh,
Dem greiſen Tag von allen Wegen
Geht ſtill das Heer der Lüfte zu
Wie Kinder um den Abendſegen.

Es wähnt das Herz allüberall
Den milden Frieden ausgebreitet, —
Ich ging allein, vom Glockenhall
Des fernen Kirchleins nur begleitet.

Da fiel ein Schuß; ein greller Ton
Durchzuckt die feierliche Wehmuth,
So wie ein Fluch mit wildem Hohn
Durchſchneidet das Gebet der Demuth.

Es war ein Fluch, den Einer ſchrie,
Die Welt verzweifelnd anzuklagen,
Der er ſein Blut ins Antlitz ſpie,
Als er des Lebens ſich entſchlagen.

Es ſchied das letzte Abendroth
Von einem blutgen Flecken Erde,
Der erſte Mondſtrahl ſah den Tod
In ſeiner gräßlichen Geberde.

Der Himmel lag in Ruh wie eh,
Die Erde log noch immer Frieden,
Indeſſen ihr zermalmend Weh
Ein armes Herz zum Tod beſchieden.

2.

Ich ſann noch lang im Abendſtrahl,
Da ſah ich einen Bettler wanken,
Der von der Leiche fort ſich ſtahl,
Auf die ſtill ſeine Thränen ſanken.

Raſch frug ich ihn, ob er gekannt
Den, der ſo kläglich hier geendet,
Da faßt er ſchluchzend meine Hand,
Und ſprach, mir ins Geſicht gewendet:

„Herr, Ihr ſeid jung, und jung iſt gut.
Auch der wars, der hier elend blutet;
Es war ſein Herz von Glut und Muth,
Sein Geiſt von Wiſſen überflutet.

So reich an Geiſt, ſo arm an Brot!
Sein nacktes Kämmerlein nächſt meinem
Ließ mich gewahren ſeine Noth,
Sein Leben und ſein ſtilles Weinen.

Doch ließ ſein Geiſt, ein treuer Hund,
Nicht ab von jenem großen Schatze,
Den er, wiewohl mit leerem Mund,
Vergrößert und bewacht am Platze.

Und hochgeehrt und ohne Scheu,
Vernahm ich, (o wie mich das rührte,)
Daß er im Landhaus fest und treu
Des Volksvertreters Worte führte.

Des zürnten ihm die Herrn, man ruft:
Ins Hundeloch den starren Schädel!
Und ihrer Einer ward zum Schuft
Sogar an seinem armen Mädel.

Sie habens richtig durchgesetzt,
Jetzt liegt er still im Todeshafen;
Der liebe Gott weiß doch zuletzt,
Wer für den Frevel zu bestrafen."

Der Alte ging still betend fort,
Der Mond schnitt kleine scharfe Schatten,
Ich aber blieb noch lange dort,
Dieß Herz in Thränen zu bestatten.

Es kräuselte der Wind den Staub,
Doch ließ er rein die schöne Leiche,
Und wehte nur das grüne Laub
Auf sie der treuen deutschen Eiche.

Ein Denkmal.

Habt ihr denn, ihr klugen Leute,
Niemals noch wie ich gedacht:
Dreißig Jahre zähl ich heute,
Und was hab ich ſchon vollbracht?

Ja, da ziehn Erinnerungen
Bunt und lieblich wohl herauf,
Halb vergeſſen, halb verklungen
In der Zeiten raſchem Lauf.

Ja, Erinnerungen viele,
Aber auch nicht eine That,
Nicht ein Schritt zum großen Ziele,
Nicht ein Korn zur ſchönen Saat.

Die Erinnerungen, ſehet,
Schattenbilder an der Wand,
Schwinden, wie das Licht vergehet,
Das ihr haltet in der Hand.

Aber was zur That gereifet,
Meißelt ſelbſt ſich in den Stein,
Und Unſterblichkeit beſtreifet
Es mit ihrem Sonnenſchein.

Eine kleine Ehrenſäule
Mag ein Jeder ſich erbaun,
Und der Jahre ſchwerer Keule
Still von ihr entgegenſchaun.

Kommt die Zeit dann und vernichtet
Was er emſig hingeſtellt,
Etwas bleibt noch und berichtet
Lebenskunden an die Welt.

Seis auch nur die nackte Schwelle
Jenes Steines, der zerbrach;
Sei es nur die ſtumme Stelle,
Wo ein Monument einſt ſprach.

Enkel werden nahn und ſinnen
Ueber den und über dieß:
Namen wird man nicht gewinnen,
Doch die That, ſie bleibt gewiß.

Forſchen werden ſie und denken,
Was wohl hier geweſen ſei?
Und wenn heim den Schritt ſie lenken,
Kommen ſie ein Grab vorbei.

Neue Blumen, junge Bäume
Blühen hier im Abendwind:
Ob des Schläfers frohe Träume
Blumen wohl geworden ſind?

Frühlingszuſtände.

Es will jetzt nie recht Frühling werden,
Was ſollen da die Dichter thun?
Zu ſingen giebt es nichts auf Erden,
Und auch nicht Zeit um auszuruhn.

Nur Zeit, um ſcharfen Augs zu blicken
Nach rechts und links, nach Süd und Nord,
Und eine Thräne zu zerdrücken,
Weil nirgends Lenz erſcheint am Ort.

Den ſeltnen Gaſt herbeizulocken
Eröffnet manche Kammer ſich,
Da wehn von oben plötzlich Flocken,
Und alles bleibt ſein winterlich.

Kein Vogel zwiſchen dichten Blüten,
Der uns mit ſeinem Lied erbaut,
Nur Jenen, die den Käfig hüten,
Erpreßt ihr Loos manch bangen Laut.

Kein Kind, das frei, wie ihms behagte,
Am Markt ſich toll mit andern zerrt,
Und wo im Froſt es eines wagte,
Das wird vom Vater eingeſperrt.

Kein Jubel, der an Platz und Hafen
Recht frühlingsmunter lärmt zu Nacht;
Die Leute müssen alle schlafen,
Die Kälte ist dazu gemacht.

Kein Mädchen, das mit Frühlingszeichen,
Mit leicht hinflatterndem Gewand,
Der schönen Freiheit zu vergleichen,
Hinwandelte durch Stadt und Land.

Hilf Gott, es will nicht Frühling werden,
Was sollen da die Dichter thun?
Zu singen giebt es nichts auf Erden,
Und auch nicht Zeit um auszuruhn.

Aufſchub.

Wenn ſo der Frühling geht zu Ende
Mit ſeiner reichen Blumenſpende,
So iſt der Troſt, den wir erwarben,
Der Sommer mit den reichen Garben.

Und ſind die Garben nun gebunden
Und auch der Sommer hingeſchwunden,
So iſt der Rath, zu dem wir flüchten,
Der Herbſt mit Wein und Wild und Früchten.

Und hat der Herbſt ſich nun entblättert
Und jeder Vogel ausgeſchmettert,
Da hoffen wir, das Winterleben
Wird häuslich bunte Freuden geben.

Und wenn auf Eis- und Tänzerſohlen
Der Winter ſich hinweggeſtohlen,
Da fangen wir gemach vom neuen
Uns auf den Frühling an zu freuen.

Das iſt der Fluch im Alltagsleben:
Dieß ſtete Hoffen ohne Streben,
Dieß Rundgehn ohne That und Wirken
In vorgezeichneten Bezirken.

Ein kühner Griff in dieß Gewälze!
Daß Thatkraft Tag und Tag verſchmelze,
Wie einſt ein Gott die Nacht verlängert,
Da er ein ſchönes Weib geſchwängert.

O wollten wir uns recht ermannen,
Und lernten ſchöne Stunden bannen,
Und unſre Gegenwart ſo lieben,
Um Nichts auf morgen zu verſchieben.

Heut bin ich ſelbſt und will das Heute,
Für morgen giebt es andre Leute;
Das Jetzt nur lächelt meinem Werden
Und Andre ſind der Zukunft Erben.

Mein iſt der Becher, den ich trinke,
Mein iſt die Braut, an die ich ſinke,
Mein iſt die Hoffnung und — Entbehrung,
Vielleicht der Kinder die Gewährung.

Meerenge von Calais.

Durch die jähe Meerenge
Zwiſchen Dower und Calais,
Durch der Wogen wild Gedränge
Flog der Dampfcourier der See.

Scharfen Auges beide Strande
Konnt ich zu den Seiten ſchaun,
Frankreich hier, dort Albions Lande,
Wechſel da, dort Selbſtvertraun.

Schien es doch, entgegenſtrecken
Wollten beide ſich die Hand,
Brauſte nicht mit wildem Schrecken
Das Gewäſſer durch das Band.

Berge da und Felſen dorten
Scheinen fein und nachbarlich
Hier in Telegraphenworten
Freundſchaft vorzulügen ſich.

Aber zwiſchendurch mit Zürnen
Donnert Trennungswort die Flut,
Oder deckt die hohen Stirnen
Mit des Nebels weißem Hut.

Mächtig muß er dich erfassen,
Pilger, dieser Trennungsbann,
Dem mit Portefeuilgrimassen
Kein Minister steuern kann.

Lust muß dir im Herzen walten
Ob dem Ausspruch der Natur,
Diesem Sich-die-Wage-halten
Ueber einem Meerpaß nur.

Beide sie vereint in Frieden,
Und die andre Erde fällt,
Beide von Natur geschieden,
Balanciren sie die Welt.

Die Sehnſucht.

Ich habe oftmal ſchon geſungen
Von meiner Sehnſucht ſtillem Gram,
Doch es iſt niemals mir gelungen
Zu ahnen nur, woher ſie kam?

Erſt als ein toller heitrer Junge,
Da hielt ich ſie für leichtes Spiel,
Wenn ſie mit ihrem Zauberſchwunge
Die Seele plötzlich überfiel.

Ich wußte ſelbſt nicht, was ich wollte,
Nichts war dem Wunſche zu gering,
Und wenn ichs nun erfaſſen ſollte,
So war es nie das rechte Ding.

Und dann, als man mich Jüngling nannte,
Da ſchien die Sehnſucht mir ein Schmerz,
Ein Schmerz, des ich mich nie ermannte,
Ich überließ ihm gern mein Herz.

Ein Schmerz, in Liebe groß gezogen,
Und aufgeſäugt mit meinem Blut,
Ein Schmerz, an den ich blindgewogen
Verſchwendet meine ſchönſte Glut.

Da wurde mir in ernſtern Jahren
Die Seele klar, der Buſen ſtill,
Und freudig kann ichs offenbaren,
Was jene tiefe Sehnſucht will.

Jetzt gibts kein Wanken und kein Scheinen:
Dieß tiefe Sehnen iſt mein Glück!
Es wendet zu der hohen Einen,
Der Kunſt, mir den beſeelten Blick.

An ſie geht meines Herzens Sendung,
Sie geht mein Feuerſtreben an,
Und nur der Segen der Vollendung
Iſts, der mich ganz beglücken kann.

So wie die Liebe nach dem Kuße,
So wie das Auge nach dem Licht,
So ſehn ich nach dem Weihegruße,
Den einſt die Hohe zu mir ſpricht.

Dann blick ich nach dem Vaterlande,
Und ſeufze ſtill in mich hinein:
O wär ich endlich doch im Stande
Des freien Volks Poet zu ſein!

Memnon.

In der Uferstadt des Rheins
Zwischen schlanker Häuser Zeile,
In dem alten frohen Mainz
Steht die deutsche Memnonsäule.

Deutsche Berge segenschwer,
Deutscher Fluß und deutsche Lieder,
Deutsche Reben ringsumher,
Deutsche Herzen — hin und wieder.

Sinnend steht der Erzkoloß,
Ein Geheimnißbild der Zeiten,
Wenn ein Lichtstrahl ihn umfloß,
Scheint er Töne zu verbreiten.

Töne, die erregt vom Licht,
Jedes deutsche Herz erschüttern,
Und als heiliges Gedicht
An die ferne Nachwelt zittern.

Sonne, die zu niederscheinst
Auf die deutsche Muttererde,
Wache, daß ihr Memnon einst
Nicht zum leeren Märchen werde.

Ueberlieferungen.

Nicht was ſelber ich erſonnen,
Sei mir werth allein,
Was von Andern ich gewonnen,
Soll es auch mir ſein.

Fremdes Thun und fremde Reden,
Die ich treu behielt,
Werden an des Reimes Fäden
Jetzt euch vorgeſpielt.

Ein Märchen.

In meiner Jugend ſchönen Tagen,
Wie mich Geſchichten da gefreut!
Noch manche wüßt ich euch zu ſagen,
Die ich behalten feſt bis heut.

Darunter iſt ein hübſches Märchen,
Ein Mönch, ich glaube, hats verfaßt;
Ich wills erzählen auf ein Häärchen,
Weil ich gar fleißig aufgepaßt. —

Beiſammen ſaßen vier Jungfrauen
Und unterhielten ſich mit Spiel,
Sie waren lieblich anzuſchauen
Und ſchwatzten miteinander viel.

Da ſprach die eine zu den andern:
„Wir ſind ſo froh, doch denket nach,
Wollt künftig ihr zuſammen wandern,
Wo man uns alle finden mag?“

Die Flamme war der erſten Name,
Die Luft die zweite Jungfrau war,
Das Waſſer war die dritte Dame
Und Wahrheit hieß die vierte gar.

Da fragte Luft die Flamme: Sage
Wo man dich findet? — Und ſie ſpricht:
„Mit Stahl an einen Stein nur ſchlage,
So komm ich raſch dir zu Geſicht.“

Doch Luft, wo biſt du heim? — Die liſpelt:
„Merkt Schweſtern, wo an einem Baum
Ein Blättchen leichtgeſchaukelt wiſpelt,
Da hauſe ich im grünen Raum.“

Und Waſſer, wo biſt du zu haben?
„Da wo ihr ſchlanke Binſen ſeht,
Da mögt ihr zu den Wurzeln graben,
Das iſt der Weg, der zu mir geht.“

Allein wo finden dich, o Wahrheit?
So forſchten jetzt die andern Drei.
Da ſchlug ſie auf ihr Aug in Klarheit
Und ſprach mit mildem Ton dabei:

„Ihr habt, o liebe Schweſtern, alle
Den Ort, wo man euch trifft, genannt;
Ich bin nicht in demſelben Falle
Und keinen weiß ich mir im Land.

„Denn Niemand will mir Herberg geben,
Auch habe ich kein eigen Haus,
So wandl ich unſtät durch das Leben,
Der Haß der Menſchen treibt mich aus." *)

Philoſophie.

Jüngſt mit einem heitern Zecher
Saß ich recht vergnügt beim Weine;
Da erklang beim vollen Becher
Der Erzählungen manch eine.

Auch von Liebe und von Frauen
War die Rede da mitunter,
Da begann er mit Vertrauen
Und erzählte mir ganz munter:

„Was verdroſſen mich vor vielem,
Weil ich oftmal es erfahren,
Iſt, daß Weiber mir gefielen,
Die ſchon Andrer Eigen waren.

*) Barfüßer Joannes Pauli 1455. Neu im Auszug und mit Biographie. Wien 1839.

Was mir oft mein Loos verſüßte,
Daß die Pulſe raſcher ſchlugen,
Iſt, daß ich oft Weiber küßte,
Die ſchon Andrer Bande trugen.

Denn zum ſchönſten Zeitvertreibe
Hab ich mir es ſtets erleſen,
Daß ich manchem holden Weibe
Mann und nicht Gemahl geweſen.

Als ein Knabe, wie die Füchſe,
Drückt ich mich durch fremde Zäune;
Als ein Jüngling mit der Büchſe
Stöbert ich in fremdem Haine.

Soll ich mich als Mann bezwingen,
Wenn mir die zumeiſt behagen,
Die an Hauben und an Ringen
Schon die fremde Flagge tragen?

Als mich einmal Eine freute,
Wurde ſie mir nicht gegeben,
Und ſo wollt ich denn bis heute
Nur nach Allgemeinheit ſtreben.

Laß ſie von Moral nur ſchwätzen,
Die ſo ſchlecht ihr Haus beſohlen,
Daß von ihren beſten Schätzen
Jeder ſich nach Luſt kann bohlen.

Eines iſts das ich geſtehe:
So lang Andre Weiber haben,
Will ich nicht im Wuſt der Ehe
Dieſes freie Herz begraben."

Dichterſpruch.

Es ſchickte neulich mir ein Freund ſein Buch,
Ich ſchlug es auf und fand darin den Spruch
Mit ſchönen Zügen vorn hinein geſchrieben,
Der Spruch iſt unvergeßlich mir geblieben:

„Begeiſterung nur iſts, die Lieder ſchuf:
Das erſte Glück des Dichters iſt Beruf;
Das zweite, daß den rechten Ton er findet,
Das höchſte, daß ein Herz mit ihm empfindet.“

Spaziergang.

Bekannte giebts, die nicht viel Worte ſchenken,
Ein Händedruck von ihnen iſt genug:
Du weißt daraus, ob ſie an Gutes denken,
Ob ihr Gedanke Galgen iſt und Fluch.

Ein Solcher, der mit mir die Zeitung blättert
Und manchmal von dem Lauf der Dinge ſpricht,
Kam heut in meine Stube angewettert
Und ſprach zu mir mit glühendem Geſicht:

„Ich ging ſpazieren und ein reicher Wagen
Fuhr ſchnell vorbei mit prächtigem Geſpann,
Mit feinem Tuch inwendig ausgeſchlagen,
Das Eiſenwerk und Riemzeug glänzte dran.

Und drinnen ſaß, verkauft um einen Orden,
Leicht hingegoſſen im modernen Frack,
Ein Mann, in hohen Gnaden reich geworden
Und unbekannt mit armem Plunderpack.

Er fuhr dahin, wo Diener überflüßig,
Drum war der Hintertritt des Wagens leer;
Doch nein, ein Bettelſunge war nicht müßig
Und ſchwang ſich als Bediente hintenher.

Die ſchlechten Lumpen und die Prachtkaroſſe,
Welch wunderbarer, ſchreiender Contraſt!
Der reiche Herr, gefolgt vom Betteltroſſe,
Welch ſchöner Wirth und welch ein ekler Gaſt!

Den kargen Pfennig zählt der arme Bube,
Den er der Mutter nach dem Dörfchen bringt,
Wo Excellenz in die geheime Stube
Und in ein Paar bezahlte Arme ſpringt.

Ich ſah ſie fahren, und entbrennen mußte
Mein Buſen mir vom heilgen Zorne da!“ . . .
Er ſchwieg und drückte mir die Hand. Ich wußte,
Daß ſeine Seele einen Galgen ſah.

Toaſt.

Worte die dem vollen Glaſe
Als Begleitung mitgegeben,
Des Getränkes ſchöne Phaſe
Zur Bedeutung oft erheben;

Solche Worte hör ich gerne,
Wie ſie jüngſt ein Freund geſprochen,
Funkelnd mit dem Augenſterne
Und mit lautem Herzenspochen:

„Laßt die Gläſer hoch uns ſchwingen,
Brüder, Deutſchland möge leben,
Ob es auch herabzubringen
Sich ſo Viele Mühe geben.

Hoch der Glaube, mir der meine,
Den kein andrer mir verdränge!
So wahr ich zu dieſem Weine
Keinen Tropfen Waſſer menge.

Hoch die Satzung, die von Vätern
Uns verblieb als heilig Erbe,
Das zu wahren vor Verräthern
Lieber freudig Jeder ſterbe!

Hoch das Wort, das freie, ſchöne,
Wie es Gott ins Herz uns legte,
Ob ſichs nun in Lippentöne
Oder Typenformen prägte!“

Nach dem Glaſe Jeder faßte,
Und die Augen Aller blitzten.
Wie ſo ſchön ſind doch Toaſte,
Wenn ſie nur auch etwas nützten!

Zur Heimführung.

Dem Herzog von Naſſau. März 1844.

Ein Kellertraum.

Im Keller dort von Eberbach,
Da ging ich ſtill dem Trinken nach
Und ſchlief dann unterm Faſſe ein,
Da kam ein Traum zu mir herein.

Der Geiſt des Weins im goldnen Glanz,
Das Haupt umweht vom Rebenkranz,
Das Auge feuerreich und hell,
Er trat zu mir, der Luſtgeſell.

Vielleicht auch war es Wirklichkeit,
Denn trinkend weiß ich nie Beſcheid,
Da dreht die Welt ſich ringsheran,
Daß Jeder zu mir kommen kann.

Kurzum ich hört es mit dem Mund,
Sah mit der Naſe es zur Stund,
Wie voll Geſchmack er ſich mir wieß
Und voll Bouquet vernehmen ließ:

„Geſegnet Jahr von Vierzigvier,
Dein harren lang in Freuden wir.

Bald ziehn hinaus wir zum Turnei
Und werden der Verliebte frei.

„Seit Vierunddreißig wetzen wir
Die kampferprobten Klingen hier,
Und legten noch vor Jahren zwein
Ein frisches tapfres Hülfsvolk ein.

„Vivat des Herzogs jung Gemal,
Sie hellt mit ihrem Schönheitsstral
Die Nacht der dunklen Kerker auf
Und ruft uns in den Saal hinauf.

„Vivat des Herzogs jung Gemal,
Es fällt in ieglichen Pokal
Von ihrer Schönheit hellem Schein
Ein duftig Rosenblatt hinein.

„Auf Brüder, auf, und kommt ans Licht
Der holden Frau zu Angesicht!
Verbreitet Jubel und entzückt,
Wie sichs bei solchem Feste schickt.

„Und Nachbarn ihr im Rheingau all,
Johannisberg, du mein Vasall,
Du Markenbrunn und Rüdesheim,
Daß ihr mir keiner bleibt daheim!

„Herbei wo rings das Volk zu Hauf,
Sie nehmen euch mit Freuden auf
Und jubeln mit vergnügtem Sinn:
Hoch Herzog und die Herzogin!“ —

So hört ich — in den Fässern gährts,
Und aus den Dauben rings begehrts,

Der Flaſchen leichtes Truppencorps
Rückt ſtürmend an die Thore vor.

Herr Kellermeiſter, habt wohl Acht,
Die Thüren lieber aufgemacht!
Sie werfen ſonſt euch untern Tiſch
Und ſtehlen euch die Schlüſſel friſch. —

Nun fragt Ihr mich um die Moral?
Nehmt in die Hände den Pokal,
Und wer vom Rhein und Rheingau iſt,
Daß mir ſie Keiner ja vergißt:

Des Rheingaus junge Fürſtin naht,
Belegt mit Roſen ihren Pfad,
Was ihr an Weinen habt, heraus!
Und trinkt es auf ihr Wohlſein aus.

Nun zeigt, daß Rheingau Weingau iſt,
Heraus was Faß und Keller ſchließt,
Und jubelt mit vergnügtem Sinn:
Hoch Herzog und die Herzogin!

Vom Johannisberg.

Johannisberg iſt guter Grund,
Ein Kloſter da vor Alters ſtund,
Die Pfaffen liebten nicht die Oede;
Dann kam ein Marſchall von Paris,
Der Berg und Schloß ſich ſchenken ließ:
Franzoſen waren niemals blöde.

Und als man nun die Fremden ſchlug,
Ließ Friedrich Wilhelm ohn Verzug
Ein Truppencorps zum Rheine traben:
„Schnell den Johannisberg beſetzt!
Es ſoll ein deutſcher Held ihn jetzt,
Der alte Blücher ſoll ihn haben.“

Die Preußen kamen, wie ihr wißt,
Am Berg zu ſpät in jener Friſt,
Und fanden da ſchon andre Leute.
Doch denkt: ſie kamen damals recht,
Und in dem ſchönen Schloſſe zecht
Der alte Blücher noch bis heute.

Auf ſeinem Berge ſäß er hoch,
(Denn hätt er ihn, ſo lebt er noch)
Gar herrlich an des Rheins Geſtaden;
Er tränke manch ein Stückfaß Wein,
Und ſtiege munter dann herein
Oft in den Curſaal von Wiesbaden.

Und wenn er vom Ladogaſee
Heimkehren jetzt den Herzog ſäh
Mit ſeiner ſchönen jungen Frauen,
Da rief er laut: „Ei Gottwillkomm,
Herr Herzog, an dem deutſchen Strom,
Wie ſeid Ihr fröhlich anzuſchauen.

„Sieh Heldenblut zu Heldenblut,
Das ſchickt fürwahr und paßt ſich gut
Und einigt ſchön ſich miteinander
Weiß ich es doch, wie Naſſaus Stamm

So kühn im Feindesblute ſchwamm
Wie Peter wohl und Alexander.

„Und Rußland, ei, ich meine wol,
Das rückt jetzt weiter ab vom Pol,
Weil ſolche Roſen dort gedeihen;
Da ſind wol hier im warmen Thal
Und in der Liebe Sonnenſtral
Auch Knospen bald zu profezeien.

„Seit hier mein Wein mir baß beliebt
Und es nichts mehr zu ſchlagen giebt,
Bin ich doch nur ein alter Zecher.
Nimm meinen Glückwunſch edles Paar,
Ich bring ihn Dir von Herzen dar
Und ſchwenke hoch den vollen Becher!“

Wie Schade, daß zu dieſer Friſt
Kein Vorwärts mehr am Leben iſt,
Daß Andre auf dem Berg ſpazieren!
Und aus der Wiener Staatskanzlei
Kommt offiziel ein Brief herbei,
Der ſoll dem Herzog — gratuliren.

Was kümmert Herzen ſolch Papier!
An Vorwärts denken Alle hier
Und werden frohbewegte Sprecher:
Nimm unſern Glückwunſch, hohes Paar,
Wir bringen ihn von Herzen dar
Und ſchwenken froh den vollen Becher!

An Friedrich Wilhelm IV.

Zur Thronbeſteigung.

Ein Vater ſtarb; der Deine nicht allein
O Herr, ein Vater wars für Millionen.
Dieß Bahrtuch ſoll ein Zeitenabſchnitt ſein,
Und neue Hoffnung glänzt von neuen Kronen.

Die Thräne ſtand im Auge überall,
Das deutſche Volk in tiefer Leidbezeigung;
Jetzt grüßet ſeiner Stimme Jubelſchall
Die Morgenröthe Deiner Thronbeſteigung.

Das deutſche Volk, ſo fromm und löwenſtark,
Das einſt ſo viel von Fremden hat gelitten,
Und ſiegend, immer doch an Leib und Mark
In hundert einzle Theile ward zerſchnitten.

Der Geiſt blieb ganz, denn groß war jene Zeit;
Des Todten war die inhaltreiche Phaſe;
Sein die Ermuthigung, der Sieg im Streit
Und ſein des Friedens heilige Daſe.

Das erbt auf Dich; der Tage Vollgewicht,
Des manngewordnen Volkes ernſtes Sehnen,
Die Hoffnung auf dem deutſchen Angeſicht,
Zum Lächeln halb geneigt und halb zu Thränen.

Sie blickt auf Dich; an deinem Hermelin
Gewahrt ſie noch des eignen Blutes Tropfen
Als Bürgen königlicher Sympathien,
Wenn deutſche Herzen Dir entgegenklopfen.

Gemahnt michs doch wie feſtliche Revue,
Um jenen Todten würdevoll zu feiern
Und ſeinem edlen Sohne frei und früh
Des Herzens ſtille Wünſche zu entſchleiern.

Ein Mann tritt aus den Reihen ernſt hervor,
Ein freier Sprecher deutſcher Intereſſen:
O neige gnädig ihm Dein Fürſtenohr,
Und klinge Dir die Wahrheit nicht vermeſſen.

Er ſpricht: — „O Herr, der Friede blüht im Land
Und hat ſein reiches Füllhorn ausgegoſſen,
Gewerk und Wiſſen ſchlingen rings ihr Band,
Der Bildung goldne Thore ſind erſchloſſen.

„Sie ſpinnt ihr großes ſegenreiches Netz
Um unſer Land auf raſchen Eiſenſchienen,
Sie zwingt die Kraft in geiſtiges Geſetz,
Und heißt die wilde wohlgemeiſtert dienen.

„Erfindung blüht, der Künſte großer Schatz,
Der Handel im gemeinſamen Verbande,
Und Völkerliebe wacht auf heiligem Platz
Und ſchmiegt ſich an die Throne ihrer Lande.

„Und doch, und doch, o Herr! ein Bleigewicht
Erdrückt mit ſeiner Laſt die deutſchen Seelen:
So ſtreng bevormundet im Angeſicht
Der ganzen Welt ſich ſchamvoll hinzuquälen!

„Sie messen uns den freien Athemzug,
Die Strecke Wegs, die wir beschreiten dürfen,
Bewachen unseren Gedankenflug
Und was die Seele reifet an Entwürfen.

„Sie nehmen, was uns längst gegeben war,
Sie lähmen, was uns Herz und Geist beflügelt;
Was wir erkämpft in blutiger Gefahr,
Verschlingt die Söldnerschaar, die Freie zügelt.

„Der deutsche Mann muß mit der Clerisei
Um seiner Väter Glauben unterhandeln,
Das deutsche Wort, von Gott verliehn und frei,
Als ein Verschnittner durch die Gaue wandeln.

„O Herr, ein Erbe, ernst, bedeutungsvoll
Hast Du in ernsten Tagen übernommen,
Und zu dem Segen, der bereits entquoll,
Du siehst, o Herr, darf manche Zuthat kommen!

„Du selbst ein Sohn der schöngereisten Zeit,
Louisens Sohn und deutscher Herzen kündig,
O winke mit dem Arm, er reicht so weit:
Die deutsche Treue werde frei und mündig!"

— Der Sprecher tritt zurück, den Blick gesenkt,
Der hinglitt über seines Schmerzes Klippen;
Das Herz, das gern an Fürst und Heimat denkt,
Trieb diese Freiheitsrosen auf die Lippen.

Es lacht der Lenz auf Menschen, Wald und Flur'
Die Rosen wollen ihre Knospen heben:
O Herr, es liegt an Deinem Winke nur,
Und einen deutschen Frühling muß es geben!

Frühling 1842.

O ſieh, es ſchwellen alle Reiſer,
Trieb zeigt und Kraft ſich überall,
Die Winde wehen milder, leiſer,
Frei regt ſich bunter Stimmen Schall;
Wie Segen blickt die Sonne nieder,
Wir hoffend auf in ihren Schein,
Die Seele trägt als Knospen Lieder:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Kein Frühling, der alljährig zeitigt,
In Neſtern zirpt, aus Blumen ſieht,
Nein, einer der das Eis beſeitigt,
Das Jahrelang das Herz umzieht;
Weltfrühling, der mit Hoffnung leuchtet,
O ſieh den reichen Zauberſchein,
Der uns den Blick mit Wonne feuchtet, —
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Weltfrühling, wo Gedanken reifen,
Von Winterſchollen lang bedeckt,
Und ab die grüne Hülle ſtreifen,
Worein die Blumen ſich verſteckt;

Frei dürfen ihre Häupter prangen,
Die Sonne wärmt, die Luft iſt rein,
Es glänzt auf ihren Farbenwangen:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Und eine große Wunderblume,
Der deutſchen Eintracht Wurzeltrieb,
Steinblätter treibend voll von Ruhme,
Staubfäden heiliger Chriſtenlieb,
Sie wächſt empor am deutſchen Strome,
Sie ſpiegelt ſich im grünen Rhein! —
Es weht von Köln und ſeinem Dome:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Zugvögel, die aus fremden Lenzen
Und die aus fernem Winter nahn,
Sie kommen her und ſehens glänzen,
Sehn was ein Zauberwort gethan;
Sie ſehn die Milde thaun von oben
Und Hoffnung ſtehn in allen Reihn,
Und hören rings den Ruf erhoben:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Vergeſſen ſind die Winter alle,
Nur einer nicht, von milder Art,
Wo bei der Völker Jubelſchalle
Ein Fürſt vollbracht die Ritterfahrt,
Die Albion einen Pathen brachte
Und einen Vater an den Rhein,
Und wo man ſchon im Winter dachte:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Weltfrühling ſchießt in Lorberreiſer,
Nennt mit Prophetenſtimme Ihn
Als einen neuen geiſtigen Kaiſer,
Als einen Zauberer Merlin;
Er prangt auf Flaggen und auf Fahnen
Und Alles drängt in ſeine Reihn,
Und Jeder fühlt das heilige Mahnen:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

Und Sänger ſchaaren zu Geſängen
Und ziehen ſich an ſeinen Thron,
Wo Lieder ſich wie Knospen drängen
In junger Pracht und vollem Ton.
Er neigt die Stirne der Cäſaren
Und horcht den kühnen Melodein,
Die bald an ſeiner Huld erfahren:
Ja Frühling, Frühling bricht herein.

Nur eine deutſche Sängerkehle
Dort an der Oder lautem Strand,
Sie trauert mit getrübter Seele
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch gebannt.
Gerichtet ward der Dichter, deſſen
Gerichtshof Herzen ſollten ſein,
Von Männern, die noch nicht ermeſſen,
Daß Frühling, Frühling bricht herein.

O Herr, trüb iſt das Wort, es zähle
Daheim nie der Prophete viel,
Nicht hat Auguſtens große Seele
Mit Ruhm erhöht Ovids Exil;

Es wollen ja im Lenzesschooße
Die Blumen alle gern gedeihn,
Und Wermuth ruft dicht an der Rose:
Ja Frühling, Frühling bricht herein!

O Herr, es drängt die Dichterblicke,
Daß sie in Allem groß Dich sehn,
Es drängt das Herz, beim Mißgeschicke
Des Dichterbruders Dich zu flehn.
Die Rose der Verzeihung pflücke
Und wirf sie ins Gericht hinein,
Daß den Verkannten sie beglücke —
Und Frühling, Frühling bringt herein!

Saadi.

Manchem ist zu Sinne kommen,
Nach dem Orient zu gehen,
Manchem ist das Herz entglommen,
Mehr als Abendland zu sehen.

Und ich konnte sie nicht tadeln,
Höher will ein Jeder rücken,
Seine Kräfte schön zu adeln
Und an Neuem zu entzücken.

Und zu dir sind sie gegangen,
Saadi, dir, der Perser Liebe;
Wollten glühn wie deine Wangen,
Blühn wie deiner Rosen Triebe.

Sonnen wollten sie verdunkeln,
Sonnen, wie sie Mittags prangen,
Und sie hielten in ihren Funkeln
Schwache Fackeln, sinnbefangen.

Nicht begriffen es die Keyer,
Wie dein Spielen still begeistert,
Haben drum den Namen Schwätzer
Dir, dem weisen, angemeistert.

Weil du ſpendeſt Lebensarten,
Und nicht ewig klagſt die Lieb an,
Darum ruht dein Roſengarten
Wohl im goldgeſchmückten Diwan.

Doch die ſpottend ſich vergaßen,
Mußten ſelber ſich verdammen,
Weil ſie nicht die Düfte faſſen,
Die aus deinen Roſen ſtammen.

Muhams Schwert, das wie ein Sturmheer,
Läg es ruhig in der Scheide,
Saadis Zunge, wenn ſie ſtumm wär, —
Welchen Werth wohl hätten beide?

An Goethe.

Zum 28. August 1823.

Ich lag an einem ſchönen Blumenſtrande,
Blau über mir der Himmel aufgerollt,
An eines Baches reichumgrüntem Rande,
Beglänzt vom letzten rothen Sonnengold;
Es ſtieg ein Abend nieder in die Lande,
Wie keiner noch ſo ſommerlich und hold,
Die Bäume ſchienen ſich vor ihm zu neigen,
Sie grüßten ihn mit ſtillgeſenkten Zweigen,
Wie einen Fürſten, dem man Ehre zollt.

Ein großes Schauſpiel wohl, an Thal und Hügel
Mit hoher ſtiller Feier ausgeübt,
Wenn ſo der Tag der Nacht die warmen Zügel
Der Welt mit leiſer Mahnung übergiebt!
Die Abendwinde regen ihre Flügel,
Sie koſen mit den Blumen ſtillverliebt,
Die Träume kommen, jeden Schmerz zu mildern,
Und gern verſtummt vor ihren bunten Bildern,
Wer tagesüber klagte tiefbetrübt.

Zu dieſer Zeit wars, wo ich wonnetrunken,
Nachdem mich ſolcher Anblick lang entzückt,

Dem Schlummer in den sammtnen Arm gesunken,
Und in das Reich der Träume ward entrückt.
Erst lag ein Kreis von Farben und von Funken
Vor meinem Auge, räthselhaft geschmückt,
Bald aber wurden klarer die Gestalten,
Erfassen konnt ich, wie sie sich entfalten,
Und sagen kann ich, was ich dort erblickt.

Zuerst sah ich auf einer Felsenplatte
Mit Riesenschwingen einen Königsaar,
Der sich im Sonnenglanz gebadet hatte,
Und neu gestärkt zurückgekehret war;
Noch sah der ewigkühne, nimmermatte,
Hinauf, wo ihn das Licht so rein und klar
Stets einzuladen schien zum neuen Fluge,
Und nochmals, sieh! mit raschem Flügelzuge
Steigt er empor zum flammenden Altar.

Er steigt und steigt, bis in den Feuerringen
Er wie ein Punkt, dem Aug zu ferne, schwebt,
Dort läßt er sich die Brust vom Strahl durchdringen;
Und wie er nun den mächtgen Fittig hebt,
Um endlich wieder nieder sich zu schwingen,
Scheints, daß der Aether seinem Flug erbebt, —
Und jeder lustge Kreis den er geschlagen,
Zieht wirbelnd hin, es überall zu sagen:
Wie herrlich sichs im Sonnenglanze lebt!

Kaum aber, daß mit stillem Lusthehagen
Ich dieses Bild betrachtet, war es fort, —
Doch schien ein neues plötzlich aufzutagen,

Die Nebel wichen, die es rings umflort:
Weit an das Meer hin fühlt ich mich getragen,
Es war ein fremder, wunderschöner Ort;
Ein tiefes Blau lag auf dem Himmelsbogen,
Viel bunte Vögel kamen hergezogen,
Die Wellen sprachen liebend manches Wort.

Und einen Jüngling sah ich, dessen Locke
Ein Wind um seine schönen Schläfe biegt:
Ein Perlenfischer war es, den die Glocke
Des Tauchers oft schon in den Grund gewiegt;
Ihm ists, als ob die Flut ihn lieblich locke,
Hinunter stürzt er feurig und vergnügt,
Und wo er in die Wogen ist gesunken,
Da wallen froh sie auf und wonnetrunken,
Weil solcher Held in ihrem Schooße liegt.

Ein Rosenschimmer leuchtet durch die Welle,
Er strahlt herauf, so scheints, aus tiefer Fluth:
Durchglänzt das Meer, der blühende Geselle?
Durchschimmert es vielleicht Korallengluth?
Viel leise Lieder klingen an der Stelle,
Wie Lobgesänge für den kühnen Muth;
Delphine tauchen auf aus tiefen Gründen,
Als wäre ein Arion hier zu finden,
Der noch im hellen Meerpalaste ruht.

Jetzt taucht er auf mit allen seinen Schätzen, —
Was bringt er euch an reichen Perlen nicht!
Wo Wassertropfen ihm das Haar benetzen,
Da werden diese auch zu Perlen dicht,

Um einen Kranz ihm auf das Haupt zu setzen,
Der sich mit Glanz um seine Stirne flicht:
So steht er da mit schönverklärten Zügen,
Und aus dem Auge leuchtet das Vergnügen,
So Herrliches zu fördern an das Licht.

Doch wie es schon zu kommen pflegt im Traume,
Auch dieses Bild mit seiner Pracht verschwand.
Ich fühlte mich versetzt nach anderm Raume,
Hin in ein liebes wohlbekanntes Land;
Da stand ich still vor einem Riesenbaume,
Den fest Gewurzel an den Boden band,
Die Lüfte sprachen rauh zwar, doch verständlich,
Und Alles sagte mir es unverkenntlich,
Daß ich auf deutscher Vätererde stand.

Und er, der Baum mit seinen tausend Zweigen,
Griff in die deutschen Lüfte weit hinein,
Er schien bis an die Sterne aufzusteigen,
Ein kühner Dolmetsch dieser Welt zu sein;
In allen Aesten tönt ein Elfenreigen,
Sein Wipfel lebt im ersten Sonnenschein:
Denn Menschenalter ehrten diese Krone,
Und Enkel werden ihrem grünen Throne
Wie einer Irmensäule Ehrfurcht weihn.

Von seinen Blättern träufelt milder Segen,
Rings, wo er in die Gegend niederlacht,
Entsprossen junge Stämme allerwegen,
Beseelt nachzustreben seiner Pracht.
Sein Anblick muß Begeisterung erregen,

Er trägt des Reichthums und der Schönheit Fracht;
So ſtand er da in ſeiner Jubelfeier,
Da überzog die Landſchaft rings ein Schleier, —
Das Bildniß war dahin, und ich erwacht.

Noch fühlt ich mir die Seele eingenommen
Von jenen Bildern, die ſie kaum erfüllt,
Die ihr auf Traumeswellen zugeſchwommen,
Bedenkend, was wohl dieſes Räthſel gilt?
Da ſah ich einen neuen Tag entglommen,
Im Oſten ſtand die Morgenſonne mild:
Und dieſer Tag, er war es, der das Leben
Dir edlem Sängerhelden einſt gegeben,
Da war des Traumes Deutung mir enthüllt.

Was mir in Bildern mehrfach iſt erſchienen,
Es liegt in dir gar wunderſam gepaart:
Des Perlenfiſchers kräftiges Erkühnen,
Der hohe Baum, der Aar von edler Art,
Sie ſollten nur zu dir als Gleichniß dienen,
Weil du ſo meiſterkräftig, kühn und zart,
Was ſie bedeuten, all das Hohe, Schöne,
Gegoſſen haſt in Bilder und in Töne,
Und in dem deutſchen Tempel aufbewahrt.

So ſtehſt du mit der Dichtkunſt Strahlenkrone,
Ein hoher Uranide in der Zeit,
Die Nachwelt harret dein mit gleichem Lohne,
Mit grünen Kränzen der Unſterblichkeit;
Und wer dich fühlt, dankt dir im Jubeltone
Für das, womit du reichlich uns erfreut:

Drum nimm im feierlich bewegten Kreiſe,
Dieß Lied, das dir, dem hohen Sängergreiſe,
Ein Jüngling aus der vollſten Seele weiht.

1832.

Du ſtandſt — ich ſang; die Trauertage kamen;
Der grüne Lorbeer zitterte im Hain,
Weil ſie die göttergleiche Stirn ihm nahmen,
Die er umſchlang als voller Heilgenſchein.
Zu deiner Heimath, zu der wunderſamen,
Zogſt du, der Wunderlehrer, jubelnd ein;
Die Jünger blicken auf zu deinen Sphären,
Und wie ſie dich in Lied und Thränen ehren,
Mag deines Wirkens ſchönſter Preis dir ſein.

Puteaux.

Bellinis Begräbnißort.

Ein Name, den ich ehmals nie vernommen,
Macht mich, wenn ich ihn höre, weinen jetzt:
Puteaux, wo jener Sängerſtern verglommen,
Der tauſend Herzen in Muſik geſetzt.

Vincenzo — Sieger, ja, im Reich der Töne,
Das ſich dein Geiſt in Lieb und Glut errang,
Das eine Julia, eine wunderſchöne,
Den blühenden Romeo, dich, umſchlang.

Du pochteſt mit dem ſanften Roſenfinger
Der Melodie, ein Jüngling, an die Welt,
Gar ſchnell erkannte ſie den Freudenbringer,
Der Roſe ward der Lorbeer beigeſellt.

Und nimmer ſatt den Meiſter anzuhören,
Erklang im weiten Kreis dein Vaterland,
Ein blühendes Weſtminſter deiner Ehren,
Von jenen Liedern, die dein Herz erfand.

Und weiter zogen ſie, wo fremde Zungen
Begeiſtert ſangen, was die Muſe ſprach,
Da kam der Sänger, dem ſo viel gelungen,
Das Schönſte zu vollenden, ihnen nach.

Doch wie der Held einſt, der zur heilgen Kaabe
Hinzog, ſein Schwert mit neuer Kraft zu ſein,
Die ſanfte Houris fand an Mahoms Grabe,
Die ihn zum Siebenhimmel führte ein:

So fandeſt du die Kunſt, als neu dich ſchmücken
Der Lorbeer ſollt des Capitoliums,
Die dich berief zu höherem Entzücken
Aus dieſem Feſtgeläute deines Ruhms.

Sie wollte ſich auf Erden neu verkünden
Durch eines Jünglings liebeſüßen Mund,
Und ließ durch ihn uns ihre Macht empfinden,
Und ihren Götterzauber werden kund.

Doch wie die Lotos dort am Gangesſtrande,
In deren Kelche Brama ſich gewiegt,
Berührt von ihres Gaſtes heilgem Brande,
Verwelkend ſich gar bald zur Erde biegt:

So ſankſt auch du, ein Opfer jener Flamme,
Die dich entzündete und tief durchwand;
Erſchüttert vor dem leeren Opferſtamme,
Beweint die Welt den Prieſter, der verſchwand.

Mir aber iſt Puteaux die heilge Stätte,
Wo leicht und ſchnell ein Liebesſänger ſchied,
An die ich traurig ſtill mein Sinnen kette,
Belauſchend dein entferntes Schwanenlied.

Und als beſtattet dich Paris, das reiche,
Italien weinend ging zu deiner Gruft, —
Da drängten liebend ſich zu deiner Leiche
Auch meine deutſchen Seufzer durch die Luft.

Ferdinand Raimunds Grab.

In Gutenſtein.

Es ſchloß ein Thor ſich hinter meinem Rücken:
O glücklich, hinter dem ſichs ewig ſchließt!
Ein Friedhofsthor. Ich aber kam zur Stelle
Als Gaſt, der ſich den heilgen Ort erkieſt,
Als Pilger, der mit heimlichem Entzücken
Aus ſeines Lebens ſchaurig düſtrer Zelle
Hinaustrat auf die Schwelle,
Wo ihm das Licht aus hundert Gräbern leuchtet,
Und in der Thräne, die ſein Auge feuchtet,
Sich wiederſpiegelt fromm und ſtill und rein.
Ich kam zu halten eine Seelenmette:
So trat ich ein zu deiner Friedensſtätte,
Du Bach- und Waldumrauſchtes Gutenſtein!

Und wie als Saat ſich rings die Gräber fügen,
Entgegenreifend ihrer Erndtezeit,
Da fühlt ich mich zu ihnen hingezogen,
Als bannte mich ein unſichtbares Leid,
Ein wunderbares ſchmerzliches Vergnügen
An dieſen kleinen grünen Erdebogen,
Und ſtille Seufzer flogen
Empor für jene Seele als Gebete,
Die mich mit ihrer Nähe hier umwehte,

Und ſtiegen zu der Hülle fromm hinab.
Ach, wie vergänglich iſt das Schöne, Große!
O todter Freund und Dichter und Genoſſe,
Ich ſtand mit naſſem Aug an deinem Grab!

An dieſem Grab, um das halb Wien einſt wogte,
Als Ihn der böſe Tod am raſchen Seil
So früh ließ in die ſchmale Grube fallen,
Der eurer Liebe, eurer Luſt ein Theil;
An dieſem Grab, das jetzt dem Trauervogte,
Der ſtillen Einſamkeit, anheimgefallen:
Wenn im Vorüberwallen
Landleute nicht zu dieſer Stätte träten,
Vergeltend dem Wohlthäter mit Gebeten;
Wenn nicht vom Schneeberg Alpenkönigs Haupt
Bisweilen fromm zu ihm herübernickte,
Zum Pilger, den mit Freuden er erblickte,
Und den er nicht ſo früh in Ruh geglaubt.

O dieſer frühen, allzufrühen Ruhe,
Die unter dieſe Schollen dich gebannt!
Die deiner Phantaſie bewegten Flügel
Gefeſſelt an den ſtarren kalten Sand,
An das Galeerenbret der Todtentruhe.
Ein Geiſt, des milden Himmels reiner Spiegel,
Ein Geiſt, worauf das Siegel
Des Dichtergottes hell in Strahlen glänzte;
Ein Haupt, das grüner Lorbeer reich umkränzte,
Den jedes Land ihm liebreich aufgepflegt;
Und alles dieß verſchwunden und zerfloſſen:
Der in die Ewigkeit hinausgeſtoßen,
Das in ein fernes ſtilles Grab gelegt!

Das ſchöne Feenmädchen, ach das Leben,
Umſchlang mit Armen dich ſo liebevoll;
Es ſetzte das Talent die Zauberkrone
Dir auf die Stirne ohne Neides Groll;
Die Muſe, die mit fröhlichem Erbeben
Die Herzen ſchüttelt, ſah vom heitern Throne
Nach dir, dem liebſten Sohne,
Die Göttin nach dem Prieſter treu ergeben:
Warum war dir ſo düſter denn das Leben,
Der Andern Liebes, Heiteres entbot?
So muß die Muſchel ihre Perlen ſpenden,
Die Welt greift zu mit frohbewegten Händen,
Die arme Muſchel zahlt es mit dem Tod.

Du armer todter Freund! wenn du vernommen,
Wie alle Welt mit liebevoller Bruſt
Dein Angedenken ehrt, dieß Angedenken,
Den letzten Troſt bei ſchmerzlichem Verluſt;
Wenn du in jenen Sphären angekommen,
Die Thränen Aller ſahſt die Schollen tränken,
Und ernſte Wimpern ſenken,
Die niemals noch beſchlichen eine Zähre:
Gewiß, daß in des Jenſeits voller Klare
Noch irdiſches Entzücken dich umfloß.
Für Liebe und die Welt gewirkt zu haben,
Und allgemein beweint, wenn man begraben,
Iſt ein Gefühl beſeligend und groß!

O Herz, der Diamantenthau der Zähren,
Er ſei auf dieſen Hügel reich geweint:
Vielleicht daß er im heilgen Rührungsfeuer
Zum Dichtermonumente ſich verſteint.

Sein Schläfer ruht, indeß wir Das verehren,
Was er uns ließ, und das uns doppelt theuer
Als fromme Todtenfeier
Dem Herzen, das ſo ſchön ſich offenbarte. — —
Und Abend wars; fort ging ich; da gewahrte
Ich eines Schattens rieſige Geſtalt
Zum Hügel ſchreitend und darin verſinkend:
Mir ſchiens, als ob der Nachruhm Ruhe winkend
Allabendlich zu dieſem Grabe wallt.

Kanne ſtarb.

Sie ſagten mir, daß du geſtorben biſt,
Doch mag darum mich Wehmuth nicht erfaſſen:
Wem nichts des Lieben hier beſchieden iſt,
Dem kann der Tod wohl nur zum Guten paſſen.

Ich liebte dich, du armer alter Mann,
So reich an Kraft und Glut und regem Willen
Und reich an Planen, die der Geiſt erſann,
Um niemals ſeinen Sehnſuchtsdrang zu ſtillen.

O jener Faden, den das Götterkind,
Die Kunſt, dir gab für dieſes Wanderleben,
Wie hielteſt du ihn feſt im Labirint,
Das äffend dich und trügeriſch umgeben.

Da kam die Welt herbei und trat darauf.
Zerſchnitt ihn dir mit ſcharfen Meſſern,
Und nöthigte dir noch das Stückwerk auf,
Den tiefen Riß des Lebens auszubeſſern.

Und abwärts gings mit jener Seelenkraft,
Die Flügel hatte hoch emporzuſteigen;
Zum Leiden ward die Götterleidenſchaft,
Und nur in Seufzern löſte ſich das Schweigen.

Faſt ſiegte ſie, die ſchale Alltagswelt,
Und zog in ihren trägen Kreis dich nieder:
Da rief das Mitleid überm Sternenzelt,
Und gab dich deinem Elemente wieder.

Und läßt dich dort, von Laſt und Kummer frei,
Des Geiſtes Saatenfelder überſchauen,
Wie du ſie hier geahnet mancherlei,
Doch, muthlos, nicht vermochteſt zu bebauen.

Und läßt dich ſehn, wers treu mit dir gemeint,
Und ſich ſo ganz in deine Leiden ſchickte,
Und wer, du lieber alter todter Freund,
Mit Rührung nach dir in die Grube blickte.

Der Dichter und Compoſiteur F. A. Kanne ſtarb, 54 Jahre alt, am 16. December 1833 in Wien.

Wilhelm Genth.

(Wilhelm Genth geboren am 6. März 1803 in Kirberg in Naſſau, geſt. am 16. Juli 1844 in Soden. Seine Dichtungen erſchienen 1845.

Im Friedenshof zu Soden
Begruben wir mit Schmerz
Im friſchen lockern Boden
Ein frühgebrochnes Herz;
Gebrochen und zerriſſen
Von dieſer Welt Contraſt,
Der Fühlen ihm und Wiſſen
Mit roher Hand erfaßt.

Ach er, in deſſen Buſen
Das glutbewegte ſchlug,
Er, der ein Sohn der Muſen,
Die Dornenkrone trug,
Mit ſeiner Seele Schwingen
Streift er den Himmelspol,
Er war ein Dichter — ſingen,
Ach, ſingen mußt er wohl!

Dem Drang zu widerſprechen,
Hat ihn die harte Welt
Zu menſchlicher Verbrechen
Ausforſcher hingeſtellt;
Vor ihn all das Gelichter,
Der Sündigkeit Symbol:
Der Dichter war ein Richter,
Ach, richten mußt er wohl!

Von Gottesgnaden Sänger
Und milder Kunſt geweiht,
Durch ſchwere Pflicht — Bedränger
Gefallner Menſchlichkeit:
Vielleicht vom böſen Diebe
Jetzt ſtockend angeſchielt,
Indeß ein Lied von Liebe
Des Dichters Seele ſpielt;

Vielleicht vor ſich das Weinen
Der Kindesmörderin,
Derweil bei ſeinen Kleinen
Frommſegnend weilt ſein Sinn;
Hier ſtarres ſtrenges Prüfen,
Gefängniß, Ketten, Beil,
Und in der Seele Tiefen
Güte und Menſchenheil.

Und weh, vielleicht ein Irren
Im ſchrecklichen Beruf!
O Gott, der ſolche Wirren
Für Menſchenherzen ſchuf:

Die Lerche ſteigt nicht wieder
Wo ſie zu dir geſchwebt,
Wenn Flügel und Gefieder
Blutstropfen ihr verklebt!

Nicht Einzle ſollen ſichten
Was Einzelne gefehlt:
Ein Volk nur möge richten,
Was es für ſtrafbar hält;
Dieß Herz ſollt es erfahren,
Es ſtarb an ſeiner Pflicht,
Am heimlichen Verfahren
Und peinlichen Gericht.

Im Friedenshof zu Soden,
Da iſt es wunderſchön,
Rings Gottes friſcher Odem
Auf Fluren und auf Höhn,
Dort brechet vom Geſträuche,
Um Roſ' und Eichen geht,
Der Richter will die Eiche,
Die Roſe der Poet.

Legt ſolche Doppelkränze,
Im Leben ſchwer vereint,
Hin auf die Scheidegränze
Des Grabes ihm und weint;
Doch die in Luſt und Schmerzen
Er ſelbſt zu Kränzen wand,
Die Lieder tragt im Herzen
Und ſingt ſie weit im Land.

Singt, daß es Alle hören,
Was ſeine Bruſt entflammt,
Indeß zu Qualverhören
Ihn ſtrenge Pflicht verdammt;
O ſingt in lauten Klängen
Der Seinen Troſteswort:
Er lebet in Geſängen
Und leb in Herzen fort!

An Hammer.

Der du Moſen zu vergleichen, mit dem Stab der Wiſſenſchaft
Rieſeſt die lebendge Quelle aus des Oſten Felſenhaft:
Sei gegrüßt mir Hafis Sohn, der das Wort hob auf den Thron,
Zeigend, wie es durch Geſetz ſich zum Orionsgürtel ſchafft.
Sieh der Jünger weiten Kreis, wie ſie nun mit regem Fleiß
Schnellen vom Gedankenbogen Pfeile ſüßer Liederkraft;
Wie des Wortes reiche Garbe ſie gereift zu jeder Farbe,
Seis zum Schnee des Hermeline, ſeis zum moſchusſchwarzen Tafft.
Die Cipreſſe ſchlank und kühn auf des Wieſenteppichs Grün
Sieht die Sträuche um ſich knien, jeden voll an Trieb und Kraft;
Und ſie denkt, mit edlem Stolze blickend nach dem jungen Holze:
„Alle die zum regen Wachſen hat mein Vorbild aufgerafft.“

An Rückert.

Wenn lichte Blumen aus der Erde schießen,
Mainachtigalln anfangen sich zu härmen,
Und statt der Flocken, die sich sehen ließen,
Lenzsonne nun mit einmal will uns wärmen,
Und süßer Duft und Strahl, reich im Ergießen,
Beginnt erdauf und himmelab zu schwärmen:
Das ist ein Bild von Lenzesparadiesen,
Wie sie alljährlich sich dem Blick erwiesen.

Die Dichter aber gelten für Herolde,
Die nun hinaus in alle Lüfte liedern;
Es hat Natur die herrlichen im Solde,
Und will sich gern zu ihren Söhnen niedern:
Aus Blumenglanz, Maiduft und Morgengolde
Und allen Wundern, die sich jetzt vergliedern,
Sollen die kühnen süße Sprüche lernen,
Und Menschen künden, was erglänzt in Sternen.

Und unter Allen, die so ausgestattet
Mit reichem Glanz und hoher Liebenswürde,
Bist du allein es, an dem nie ermattet
Mein Herz in seiner glühenden Begierde,

Biſt dus, in dem ſich Luſt und Leben gattet,
Und dem zum Lorbeer wird die Schmerzenbürde:
Gleich einem Baum, an deſſen Rieſenſtamme
Ein heilig Bild abwehrt des Blitzes Flamme.

Der deutſche Stamm hat ſchöne Frucht getragen,
Des Liedes Frucht, der Wahrheit und der Lehre:
Begeiſtert denk ich ſein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeiſtert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in ſpäten Zeiten ſagen
Von ſeiner Kraft und deutſchen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm ſich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Irgendwo.

Ein Baum wächſt irgendwo — iſts Tanne oder Eiche? —
An dem ich ahnungslos vielleicht vorüberſtreiche.

Ein Weib ſitzt irgendwo, der Parze gleich, im Dunkel,
Und ſpinnt mit reger Hand den Faden von der Kunkel.

Ein Maulwurf irgendwo wühlt in dem Grubenbaue,
Und fördert Eiſen an den Tag mit Hacke und mit Haue.

Ein Raſen irgendwo, im Schmuck von Gras und Blättern,
Herbergt den Bienenſchwarm und hört der Lerchen Schmettern.

Und irgendwo ein Kind, ein Engel ohne Schwingen,
Spielt mit der Puppe noch und haſcht nach Schmetterlingen.

Der Baum ſo friſch und grün im Frühlingsluftgebrauſe
Giebt wohl die Bretter her zu meiner letzten Klauſe.

Der Faden Flachs, daran ſie jetzt ſo fleißig ſpinnen,
Bald iſt er ausgewebt zu meinem Todtenlinnen.

Das Eiſen, das ſie heut aus tiefem Schachte zerren,
Wird meinen Sarg dereinſt als feſter Nagel ſperren.

Der Raſenplatz, an dem ich jetzt das Auge labe,
Wird aufgeſchürft ſodann zu meinem ſtillen Grabe.

Das Kind wird groß und ſeinem Geiſte wachſen Flügel;
Es kommt vielleicht einmal an meinen kleinen Hügel,

Und ſpricht, nachdem es ſtill in meinem Buch geleſen:
Ein Dichter iſt er ganz und gut dabei geweſen.

Der Dichter.

Was in tiefer Dichterbruſt
So geheimnißvoll oft waltet,
Was ſie bald mit ſüßer Luſt
Ganz erfüllet, bald zerſpaltet;
Was zur Liebe ſie bewegt,
Die für ewig nicht erkaltet,
Was ihr tiefen Schmerz erregt,
Der für ewig nicht veraltet;

Ach, es iſt der Zauberbann,
Der die Seele hält gefangen,
Der ſie knüpfet himmelan
Mit vieltauſend Liederſpangen,
Der ein wunderbarer Sang
Iſt von Sehnen und Verlangen,
Der mit zauberhaftem Klang
An den Dichter iſt ergangen.

Seine Seele iſt der Born,
Der zum Meere ſich erweitert,
Iſt das helle Wunderhorn,
Das durch ſüßen Sang erheitert,

Iſt das Gold aus reichem Schacht,
Siebenfach in Glut geläutert,
Iſt der Fels, woran mit Macht
Die Alltäglichkeit zerſcheitert.

Raſch wie heller Wolkenblitz,
Aber doch kein lauter Lärmer,
Froh und trüb, kerngrad und ſpitz,
Ernſt, und doch ein ſtiller Schwärmer;
Ein Laokoon an Leid,
Und vieltauſendmal noch ärmer,
Tief wie der Veſuv und weit,
Aber noch unendlich wärmer:

Alſo ſchwebt das Dichterherz
In den Leid- und Wonneſchauern,
Wie das Erz mit Luſt und Schmerz
In den tiefen Felſenmauern;
Will in Liedern froh nur ſein,
Will in weichen Liedern trauern,
Weil die Lieder nur allein
Alle Zeiten überdauern.

Nun wohlan, du Liederkraft,
Zieh hinaus in Luſt und Wehen
Aus des Herzens ſtiller Haft,
Laß die Welt dein Wollen ſehen!
Wem ein Herz im Buſen ſchlägt,
Wird dich gern und ganz verſtehen,
Und wo keines ſich bewegt,
Magſt du ſtill vorübergehen.

Inhalt.

Erſtes Buch: Bilder.

Vom Frühling: Anfang 1825 . . . 3
Hinaus 1826 5
Räthſelhaft 1829 7
Lenzbrief 1827 7
Blumenſonntag 1823 10
Im Thal 1825 12
Ernſte Weiſe 1827 14
Abendgang 1831 15
Frühlingsmärchen 1824 . . . 17
Lenzregen 1825 18
Maienluſt 1829 19
Vorbilder 1829 19
Geneſung 1834 20
Der Baum 1825 23
Die Thräne 1832 25
Bach und Strom 1834 27
Vom Garten 1829 29
Die Laube 1831 31
O pflanzet Bäume 1841 33
Hausbau 1839 35
Des Mädchens Lied 1830 37
Selbſtgefühl 1843 39
Unbewußt 1832 41

Herbſtblätter 1839 43
Am Fenſter 1847 45
Alte Frauen 1836 47
Aus der Wirklichkeit 1845 . . . 49
Die Pomeranze 1838 51
Einer ſchönen Jüdin 1840 53
Idylle 1845 55
Ein Gang ins Freie 1841 57
Allein 1834 59
Wär ich doch die Lerche wieder 1840 . . 61

Zweites Buch: Liebe.

Aufzeichnungen: Wunder 1826 . . . 66
Der Brief 1829 67
Fragen 1827 68
Mädchenzauber 1827 70
Der Tanz 1828 71
Geheimniß 1827 72
Perle, Roſe, Lied 1826 . . . 73
Lilie und Roſe 1826 74
Die Pappeln 1827 75
Die Schenkin 1828 76
Die Linde 1829 78
Schwärmerei 1828 79
Gute Nacht 1827. 81
Die Mythe 1827 82
Die reine Liebe 1829 84
Lieder des Schmerzes: 1824 Winterbild . . 85
Nächtlicher Gang 86
Der Mond 87
Auf dem Thurme 88
Aus einer Liebesgeſchichte: 1833 Ueberblick . . 90

Einzelner Fall 93
Das End vom Liede 94
Leichter Sinn 1 — 14. 1834 95
Verbotene Liebe 1 — 12. 1835 . . . 100
Der Vogel 1835 114
Verstand und Herz 1828 116
Der Hirtenknabe 1830 118
Sonette: Sie schläft 1846 121
Geheimnisse 1845 123
Liebesbriefe 1846 126

Drittes Buch: Gestalten.

Aus der Jugend: 1835 Vergessene Lieder . . 135
Knabenloos 136
Die Sängerin 137
Die Schwester 139
Der Kranke 140
Der Unzufriedene 1833 143
Die Entsagende 1834 147
Ein Jahr 1834 150
Der Ritter 1824 152
Arabella 1824 154
Der Carneval von Venedig 1830 . . . 156
Die Säule 1838 163
Das Märchen beim Wein 1838 166
Eine wahre Geschichte 1837 170
Alpuhara 1831 173
Die Wiese 1830 176
Die Felsenhöhle 1838 178
Der König 1842 180
Eine Scene auf Java 1838 183
Die Negerin 1835 186

Das Juwel 1836 191
Am Wege 1845 202
Zwei Freunde 1842 205
Der Auswanderer 1840 208
Salomos Ring 1834 211

Viertes Buch: Dichter.

Anregung 1832 217
Die Boten 1830 219
Dichten 1829 221
Stufengang 1827 224
Die Erſcheinung 1831 227
Die Großmutter 1832 231
An der Wiege 1831 234
Die Tadler 1832 237
Kampf 1832 239
Liederſpiel 1832 241
Gleichniſſe 1832 243
Der Reim 1835 245
Deutſche Muſe 1837 247
Der Spiegel 1830 249
Die ſieben Muſikanten 1836 251
Der neue Paris 1832 253
Die Weigerung 1838 256
Gnomen und Xenien. 1825 — 1844 . . 260
Reſchebi ſpricht: 1838 267
Sängerwerk 1831 269

Fünftes Buch: Buntes.

Die Erinnerung 1831 273
Die Poeſie 1826 277

Ein Schuß 1832 282
Ein Denkmal 1837 285
Frühlingszuſtände 1839 287
Aufſchub 1842 289
Meerenge von Calais 1838 291
Die Sehnſucht 1829 293
Memnon 1839 295
Ueberlieferungen: 1839. Ein Märchen . . 296
Philoſophie 298
Dichterſpruch 300
Spaziergang 300
Toaſt 301
Zur Heimführung: 1844. Ein Kellertraum . . 303
Vom Johannisberg 305
An Friedrich Wilhelm IV. 1840 308
Frühling 1842 311
Saadi 1824 315
An Goethe 1829 317
Puteaux 1835 323
Ferdinand Raimunds Grab 1836 325
Kanne ſtarb 1833 329
Wilhelm Genth 1844 331
An Hammer 1833 335
An Rückert 1825 336
Irgendwo 1847 338
Der Dichter 1828 340